

Die Herrschaft des Wortes

Cottl

QB 100
G 666
H 5

UBEI027109141078



Die
Herrschaft des Wortes.

Untersuchungen
zur Kritik des nationalökonomischen Denkens

von

Dr. Friedrich GOTTL,

Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg.

Einleitende Aufsätze.



JENA
Verlag von Gustav Fischer
1901.

Q3 100

1000000

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

420.000

Vorwort.

Diese beiden Aufsätze leiten eine Kritik ein, für die schon mein erstes Büchlein das Vorspiel war. Als fortlaufenden Titel habe ich den Kernspruch dieser Kritik gewählt: „Die Herrschaft des Wortes“ — eine Warnung, unserem Denken zugerufen.

Diese Aufsätze sind von sehr ungleicher Natur. Der Erste ist eine sachliche Abhandlung, die schon im Dezember 1900 als akademische Pflichtschrift gedruckt war. Der Zweite ist bloss ein zwangloser Vortrag, den ich am 15. Dezember 1900 in Heidelberg gehalten habe; natürlich in viel kürzerer Form, nicht so aus allen Fugen geraten, wie er sich jetzt darstellt, seinem Berufe gegenüber der Kritik zu-
liebe.

So ungleich diese Aufsätze sind, und so völlig unabhängig von einander, nach ihrem gemeinsamen Bezug auf jene Kritik vertragen sie sich auf's Beste. Die Abhandlung sucht den Punkt in's Klare zu bringen, bei dem meine Kritik einsetzt. Es war schon dabei nötig, vereinzelte Blicke auf den Weg voraus zu werfen; wenn dies auch nur im engeren Anschluss an jene gegebenen Verhältnisse möglich war, auf deren Boden sich diese Abhandlung bewegt. Weit unverblümter will es nun der Vortrag entnehmen lassen, wohin die Fahrt geht.

Es sei mir erlaubt, ein Wort innigsten Dankes dem Manne nachzurufen, den wir erst unlängst, und in herzeuswarmer Trauer, zur Ruhe gebettet haben: BERNHARD ERDMANNSDÖRFFER.

Neben Altmeister Knies, der unserer Universität um Jahre früher entrissen ward, durfte ich auch in jenem Hochverdienten meinen Lehrer verehren, und einen treuen Förderer habe ich an ihm verloren.

Auch er ist in der Zahl der Gesegneten, die zur Weihe ihres Andenkens Mühe und Arbeit von uns fordern.

Friedrich Gottl.

Inhalt.

	Seite.
I. Ueber die „Grundbegriffe“ in der Nationalökonomie . . .	1
II. Haushalten und Unternehmen	
als Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen . . .	65

Druckfehler.

- p. 25 Z. 8 v. o. lies jene statt jede
p. 54 Z. 13 v. u. „ Eingriff statt Eingriffe
p. 91 Z. 2 v. u. „ Gehalt. statt Gehalt,
p. 95 Z. 19 v. u. „ dass statt das
p. 110 Z. 10 v. u. „ nicht die statt nicht auf die
p. 114 Z. 12 v. u. „ „Haushaltung“ statt „Haushalt“
p. 119 Z. 3 v. o. „ Handelns statt Handelns,
p. 131 Z. 5 v. u. „ an statt an,
p. 132 Z. 22 v. o. „ dass statt das
p. 133 Z. 7 v. u. „ Gebilde, statt Gebilde
p. 139 Z. 2 v. o. „ die statt der
p. 153 Z. 19 v. u. „ Giltigkeit, statt Giltigkeit;
p. 155 Z. 17 v. u. „ **kraft** statt dank
p. 156 Z. 9 v. o. „ schliessen statt schliesst
p. 166 Z. 8 v. v. „ **Ungeteilte** statt Eingeteilte
p. 172 Z. 24 v. o. „ vollberechtigter statt vollberechtigter

Ueber die „Grundbegriffe“ in der
Nationalökonomie.

Eine Abhandlung.

I.

In der Nationalökonomie wird sehr häufig von „*Grundbegriffen*“ gesprochen. Vor neunzig Jahren hat H. S. Lotz einem umfangreichen Werke den Titel gegeben: „Revision der Grundbegriffe“. Seither ist gar manche „Revision der Grundbegriffe“ nachgefolgt. Man schlage auch die meisten Lehrbücher der Wissenschaft auf, für deren Theorie immer noch das Lehrbuch die erste Rolle spielt; die Ueberschrift des ersten Kapitels kündigt an, dass von „Grundbegriffen“ gehandelt wird. Der Ausdruck selber bleibt zwar manchmal auf der einsamen Höhe der Ueberschrift und steigt nicht in den Text hinab. Dafür kehrt er in zahllosen anderen Zusammenhängen wieder. Und eigentlich immer so, als ob niemand in Zweifel sein könnte, wie es gemeint sei, sobald von „Grundbegriffen“ die Rede ist ¹⁾.

In gewisser Hinsicht ist dieser Ausdruck auch ganz dazu angethan, dass man ihn ohne viel Umstände verwende. Bei derlei Zusammensetzungen legt immer schon der blosse Wortlaut eine erklärende Umschreibung nahe; etwa „grundlegende Begriffe“. In diesem Ausmaasse weiss also ein solches Wort für sich selber zu sprechen, seinen Gebrauch als Bezeichnung selber zu rechtfertigen. Für den Ausdruck „Grundbegriffe“ gilt dies auch ungleich mehr, als zum Beispiel gleich für den Bruderausdruck „Grundsatz“. Den hat der allgemeine Sprachgebrauch schon zu sehr unter den Hammer genommen, seine Teile so innig verschweisst, dass wir sie in ihrer

1) Als nationalökonomische Bezeichnung ist der Ausdruck „Grundbegriffe“ nur in der *deutschen* Wissenschaft recht flügge. Denn im gleichen Geiste verwenden fremde Litteraturen meist Ausdrücke, die sprachlich etwas abweichen, — zum Beispiel „*termes fondamentaux*“, — und die vor Allem dort nicht die Rolle spielen, wie in der deutschen Nationalökonomie der Ausdruck „Grundbegriffe“. Wenn nun die Kritik dennoch bei dem Ausdrücke „Grundbegriffe“ einsetzt, so dass also die Untersuchungen mehr nur die *deutsche* Pflege der Nationalökonomie im Auge behalten: wirkt solch einseitiges Vorgehen nicht auch für die Ergebnisse und ihre Geltung nach?

Das klipp und klare Nein darauf erbringen die Untersuchungen selber. Der nämliche Geist, das wird sich ungezwungen ergeben, der innerhalb der deutschen Wissenschaft dem Ausdrücke „Grundbegriffe“ seine ganz besondere Rolle zuerteilt, er ist auch in der französischen, oder in der englischen, er ist in der Nationalökonomie überhaupt wach.

Trennung gar nicht mehr empfinden; es ist uns Ein Wort geworden, fast so wie „Ursache“.

Bringt man nur jene stumme Definition in Anschlag, die im blossen Wortlaut „Grundbegriffe“ enthalten ist, dann muss man zugeben, dass es in jeglicher Wissenschaft möglich sei, von „Grundbegriffen“ zu sprechen. Jede Wissenschaft kann diesen Ausdruck als Bezeichnung vergeben, sofern sie nur von „Begriffen“ sprechen will. Denn jede ist in der Lage, das als „Begriffe“ Bezeichnete unter irgend einem Gesichtspunkt so zu ordnen, um „Grundbegriffe“ aussondern zu können. Je triftiger die Gründe dieser Aussonderung wären, je mehr dadurch für das Verständnis wissenschaftlicher Eigenart gewonnen, desto mehr bekäme jene Bezeichnung einen *methodologischen* Anstrich.

Aber der Ausdruck „Grundbegriffe“ wird auch unzähligemale als eine rein *gelegentliche* Bezeichnung verwendet; zu der man weder verbunden ist, noch dass man irgendwie durch sie verbunden würde. Die Verwendung erfolgt gleichsam gesprächsweise; irgend ein Sachverhalt lässt nach diesem Ausdruck um der blossen Empfindung wegen greifen, dass dieser Sachverhalt im Einklange steht mit der stummen Definition, die der Ausdruck mit sich herumträgt. Mit dem Sachverhalt aber wechselt von einem Falle zum anderen dann auch das so Bezeichnete. Da fasst zum Beispiel einmal O. LIEBMANN „Trägheit“ und „Kraft“¹⁾ als „Grundbegriffe“ zusammen, mit ebenso gutem Rechte, als ein ander Mal TRENDELENBURG²⁾ die nämliche Bezeichnung im Angesichte von sage und schreibe 993 Definitionen verwendet. Das Recht auf eine solche Verwendung kurzer Hand liegt noch offener, wenn der Ausdruck „Grundbegriffe“ einen bestimmenden Zusatz erhält; in solcher Weise spricht zum Beispiel H. RICKERT³⁾ wiederholt von den „logischen Grundbegriffen der historischen Wissenschaften“. Auch die ganze Sachlage kann die unbefangene Verwendung jenes Ausdruckes rechtfertigen; ein Fall, der zum Beispiel dort zutrifft, wo R. EUCKEN über ein geistvolles Buch den Titel geschrieben: „Die Grundbegriffe der Gegenwart“.

In der Nationalökonomie, und deutscher Zunge also, hat es mit dem Ausdruck „Grundbegriffe“ seine ganz besondere Bewandnis. Eine Reihe von Umständen sprechen dafür, dass in diesem Punkte für die Nationalökonomie ein Ausnahmeverhältnis gilt, mag dieses zuweilen auch in ihrem eigenen Bereiche verläugnet werden. Hiezu

1) Zur Analysis d. Wirklichkeit, p. 294 Anm.

2) Historische Beiträge, 3. Bdl., p. 22.

3) Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, Freiburg 1896, v. z. B. p. 22.

ein derbes Beispiel: In einer überaus breit angelegten „Oekonomistischen Methodologie“¹⁾ ist auf den Ausdruck „Grundbegriffe“ in keiner Weise Rücksicht genommen. Danach wäre also auch im nationalökonomischen Verwendungsbereich diese Bezeichnung weder unmittelbar noch mittelbar ernst zu nehmen. Es ist noch viel eher begreiflich, und muss dennoch auffallen, wenn man in grossen Wörterbüchern der Wissenschaft nach einem Artikel „Grundbegriffe“ vergeblich sucht.

Keine zweite Wissenschaft mag diesen Ausdruck so beharrlich im Munde führen, und mit dem gleichen Vertrauen auf seine unmittelbare Verständlichkeit, wie es für die Nationalökonomie gilt. Diese Vielverwendung, und diese ruhige Sicherheit in der Verwendung, das sind nicht die einzigen Anzeichen dafür, dass der Ausdruck „Grundbegriffe“ innerhalb der Nationalökonomie ein besonderes Relief gewinnt; gleichzeitig, ob er hiebei durch den Zusatz „nationalökonomisch“ ausdrücklich für diese Wissenschaft beansprucht wird, oder ob ihm dieser Zusatz nur im Stillen beigedacht wird. Noch zwei bezeichnende Umstände stimmen hier ins Bild.

Seine Verwendung ist ernst genug genommen worden, um ihr aus persönlichen Anschauungen heraus zu *widersprechen*. Widerspruch ist da sowohl im Stoss, wie in der Parade erfolgt. H. DIETZEL wendet sich in neueren Ausführungen²⁾ ganz ausdrücklich gegen den nationalökonomischen Brauch, von „Grundbegriffen“ zu reden. Andere wieder, die für ihren Teil diesen Ausdruck vermeiden, begründen es doch, warum sie aus gleichen Anlässen von etwas Anderem sprechen, zum Beispiel von „Erscheinungen“; so hält es F. v. WIESER in der gedankenreichen Einleitung zu seinem Buch „Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Güterwertes“.

Es ist zwar gewagt, in solch' ausschliessendem Sinne etwas zu behaupten, aber ich glaube nicht, dass auch ausserhalb der Nationalökonomie sich irgendwo Aussagen fänden, die über *Sinn und Geist* der Bezeichnung „Grundbegriffe“ erflossen sind. In der Nationalökonomie ist dies jedenfalls wiederholt geschehen. Die Aussagen dieses Schlages geben sich in der Regel zwar nur als eingeflochtene Bemerkungen. Sie sind im Ganzen sehr spärlich, und das erscheint nur natürlich. Was sie in Angriff nehmen, besagt so etwas wie den „Anfang vom Anfang“; bis dahin aber greift eine junge Wissenschaft nicht leicht zurück. Von solchen Aussagen nun einige Proben; in der Klammer gesagt, sind sie durchaus nicht blind herausgegriffen;

1) Gemeint ist J. v. GANS-LUDASSY, Die wirtschaftliche Energie, 1. Bd., Jena 1893.

2) „Theoretische Sozialökonomik“, in WAGNER, Lehr- und Handbuch.

nur ist in dieser Kritik kein Raum dafür, zu erklären, wesshalb mir gerade diese Aussagen unter Ihresgleichen als die bedeutsamsten erscheinen müssen.

„Die allgemeinsten ökonomischen Kategorien, die Elemente aller Wirtschaft, die jedem durch das ökonomische Grundverhältnis beherrschtem Handeln zu Grunde liegen . . . mit ihnen sind die Grundbegriffe der Wirtschaft gegeben, die den Ausgangspunkt und allgemeinen Teil unserer Wissenschaft vom Oekonomischen liefern“.

E. SAX, *Grundlegung der Staatswirtschaft*, p. 113.

„Die blosse Induktion vieler Einzelbeobachtungen kann die Grundbegriffe . . . nicht liefern. Die fundamentalen Bedingungen der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis sind für sich in besonders gearteter Methode zu ergründen“.

R. STAMMLER, *Wirtschaft und Recht*, 1896, p. 13.

„Die nähere Entwicklung der Sozialstoffwechsellehre oder der Nationalökonomie heischt nun vor Allem die Feststellung einiger Grundvorstellungen des nationalökonomischen Begreifens. Als „Grundbegriffe“ dürfen wir aber nicht Vorstellungen von geschichtlich vergänglichen, sondern nur von grundwesentlichen, dem Stoffwechsel stets angehörigen Beziehungen, nicht historische, sondern absolute Kategorien in's Auge fassen“.

SCHAFFLE, *Bau und Leben des Sozialen Körpers*, III, p. 345.

Die Aussagen dieses Schlages darf man übrigens nicht mit den zahlreichen und zusammenhängenden Erörterungen verwechseln, von der Art, wie sie besonders F. J. NEUMANN wiederholt gepflogen hat. Sie gelten jenem „Bestimmen der Grundbegriffe“, das erst später erörtert wird. Natürlich ist auch da jedesmal ein Rückschluss darauf möglich, wie sich die betreffenden Forscher zu der Bezeichnung „Grundbegriffe“ stellen. Man findet nur meist, dass sie — selbst NEUMANN nicht ausgenommen, — gleichsam einen Zwang, diese Bezeichnung zu verwenden, in gleicher Weise vorhanden sehen, und den Ausdruck „Grundbegriffe“ ebenso ruhig hinnehmen, wie es die Forscher halten, die in diesem Punkte überhaupt nicht Farbe bekennen.

Soviel ist klar, in reiner Willkür, einmal unter diesem, dann wieder unter jenem Bezug, so wird der Ausdruck „Grundbegriffe“ in der Nationalökonomie sicher nicht verwendet. Die Vielverwendung, die ruhige Sicherheit der Verwendung, der Widerspruch gegen die Verwendung, dies Alles steht als Gegenbeweis auf. Am Meisten aber die Art, in der über Sinn und Geist dieser Bezeichnung aus-

gesagt wird. Diesen Aussagen fehlt unverkennbar die Absicht, ihren Gegenstand zu erschöpfen; sonst müssten sie den Zusammenhang, dem sie eingeflochten sind, sprengen, um Abschluss und Einheit in sich selber zu suchen. Sie geberden sich doch mehr als blosser Beisteuern, mögen sie ihren Gegenstand noch so treffend im Kern erfassen, was ja hier ausser Betracht bleibt. So muss etwas in Einheit da sein, das schon vor diesen Aussagen gegolten hat, unabhängig von ihnen auch weiter gilt; und daran nehmen sie gemeinsam Anlehnung, kreisen wie um einen ruhenden Pol.

Kurz, diese Thatbestände zwingen den Schluss auf, es *besteht in der Nationalökonomie eine allgemeine*, gleichsam also unpersönliche, *und vom Herkommen getragene Meinung darüber, wie die Bezeichnung „Grundbegriffe“ zu verstehen sei*. Das Herkommen waltet dabei so, dass jene Meinung dauernd zu bestehen weiss, ohne jemals ausgesprochen zu werden.

Freilich, dass in der Nationalökonomie Jeder Jeden verstehe, wenn Einer dem Anderen von „Grundbegriffen“ spricht, scheint ja ein Ding der plattesten Erfahrung zu sein. In Wahrheit ist der Sachverhalt ein wesentlich anderer. Erfahrung spielt hier nur in einer stumpfen Weise mit; nur so, dass die *Erfahrung eines Missverständnisses ausbleibt*. Das genügt wohl, um jeden Zweifel an der Richtigkeit der Aussage fernzuhalten, wenn der Bestand jener allgemeinen Meinung wirklich ausgesagt wird; und so kommt hinterher der gemeinplätzliche Eindruck dieser Aussage zustande. Aber sicherlich ist kein Anreiz für unser Denken geboten, wenn nichts geschieht, als dass Erfahrung ausbleibt. So müssen eben doch erst irgendwie Schlüsse abrollen; und deshalb hat es gegolten, jene Thatbestände einmal recht zu würdigen, so lächerlich nahe sie uns liegen. Nur so kommt man dazu, zunächst den einfachen *Bestand* einer solchen Meinung zu erfassen, und dann erst ersteht ganz von selber die Frage: *Was macht den Inhalt jener unpersönlichen und ungeschriebenen Meinung aus?*

II.

Nach dem Inhalt einer Meinung fragen, die vom Herkommen getragen wird, führt natürlich erst recht einem Gemeinplatz entgegen. Allein abermals von der Art, dass sich unser Denken niemals Rechenschaft darüber ablegt. Das sind eben Dinge, die unserem Auge

viel zu nahe liegen; so nahe, dass wir sie immerzu übersehen. Wir müssen uns daher förmlich zu ertappen suchen bei dieser Meinung.

Angenommen, die Frage tritt von ungefähr an uns heran: „Grundbegriffe“, „was ist das?“ Und nun, wie wir uns dazu verhalten. Da ist keinen Augenblick ein Zweifel möglich: *Wir antworten mit einer Aufzählung*, alle Male. Wir zählen es augenscheinlich auf, was wir entweder selbst als „Grundbegriffe“ ansehen, oder dafür angesehen wissen.

Diese Aufzählung könnte nicht vom Herkommen getragen sein, wenn sie nicht, annähernd wenigstens, in der gleichen Weise vollzogen würde. Thatsächlich steht sie nur im Runden und Rohen fest; im Einzelnen wechselt sie von Person zu Person. Ich gebe hierzu einer Stelle das Wort, die zwar nicht genau in diesen Zusammenhang stimmt, ihren Platz aber doch ausfüllt:

„Der eine Schriftsteller handelt von diesen, der andere von jenen Grundbegriffen; hier werden etwa Wirtschaft, Gut, Bedürfnis, Wert, Einkommen, Reichthum definiert; dort fehlen die Erörterungen über Reichtum und Einkommen, während die über Vermögen, Kapital und Arbeit noch hinzutreten. . . . Lohnte es sich der Mühe, so könnte eine „Statistik“ der Grundbegriffe den Beweis erbringen, dass sowohl hinsichtlich des Bestandes wie der Anordnung nichts weniger als Uebereinstimmung herrscht.“

H. DIETZEL, Theoret. Sozialökonomik, in Wagner, Lehr- und Handbuch, 1. Bd., p. 147.

Hier wird auch das Schwanken in der Reihenfolge tadelnd hervorgehoben. Das berührt offenbar schon die Natur und die gegenseitigen Beziehungen des Aufgezählten; das letztere so genommen, wie es der Aufzählende meint. Um diese Dinge handelt es sich vorläufig nicht. So kann es auch erst später klar werden, wie die Aufzählung nach ihrem Wortlaut zwar von einem Forscher zum anderen wechselt, dabei aber trotzdem einen einheitlichen Bezug aufrecht erhält. Es wird sich eben zeigen, dass alle Worte, die in die wechselnden Aufzählungen eingehen, und in diesen nicht gleichmässig wiederkehren, von einem gemeinsamen Band umschlungen sind. So kommt es, dass wir, rein der Thatsache nach, den Wechsel in der Aufzählung recht wenig empfinden. An dem grundsätzlichen Verhältnis, wie es die Kritik allein im Auge behält, ändert Dies natürlich nichts.

So steht also neben der Bezeichnung „Grundbegriffe“ die Möglichkeit, das so Bezeichnete ohne weiteres aufzählen zu können. Offenbar ist schon daraus die ruhige Sicherheit verständlich, mit der

in der Nationalökonomie der Ausdruck „Grundbegriffe“ verwendet wird. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge wird man es keinem Nationalökonomem verargen können, wenn er sich dieses Ausdruckes ganz unbefangen bedient; weil er ja das so Bezeichnete jederzeit aufzählen vermag, und sich in der Aufzählung mit Seinesgleichen so ziemlich eins weiss. Ebenso zweifellos ist die Kritik in ihrem guten Recht, wenn sie etwas zudringlicher fragt, ob denn jene allgemeine und vom Herkommen getragene Meinung, wie die Bezeichnung „Grundbegriffe“ zu verstehen sei, *in der Möglichkeit dieser Aufzählung sich erschöpfe*.

Es erscheint doch ausflüchtig, wenn auf die Frage, wie eine Bezeichnung gemeint sei, gerade nur die Aufzählung des so Bezeichneten antwortet. Das ist freilich die Weise, in welcher das gewöhnliche Leben seine Bezeichnungen meist vergibt. Wenn da zum Beispiel von „Grossmächten“ gesprochen wird, so erscheint ein näherer Aufschluss darüber auch nur so möglich, dass man gewisse „Mächte“ herzählt; der Grund ihrer aussondernden Zusammenfassung wird dann schlecht und recht geliefert, indem man das Wort „Grossmacht“ mit Nachdruck ausspricht. In diesem Falle mag derlei Verfahren angehen und dem gewöhnlichen Denken überhaupt erlaubt sein. Man wird aber doch etwas höhere Anforderungen stellen, wenn es sich um die *wissenschaftliche* Verwendung eines Ausdruckes handelt. Eines Ausdruckes noch dazu, der so häufig, und zuweilen so bedeutsam verwendet wird. An dieser vorgeschobenen Stelle sei nur ganz nebenbei daran erinnert, wie für ein Problem, das sich nach einer immerhin verbreiteten Ansicht an der Schwelle der Nationalökonomie aufrichtet, eigentlich nur die Fassung geläufig ist: „Bestimmen der Grundbegriffe“.

Man glaube übrigens nicht, dass ich hier schlechthin die Unterlassung der *Definition* tadeln wollte. Wie ehrlich diese Verwahrung gemeint ist, kann freilich erst in späterer Folge klar werden; sobald ich es aus anderen Anlässen scharf betonen muss, wie sich *ganz verschiedene* Angelegenheiten unseres Denkens in jener *nämlichen Form* ordnen lassen, die man nicht gut anders denn als „Definition“ bezeichnen kann. Als eine blossе und unter Umständen vermeidbare Form aber, in die sich ein Mehrerlei bringen lässt, hat die Definition zum Mindesten unmittelbar nichts mit der ganz bestimmten Sache zu thun, die hier in Frage steht.

Es handelt sich einfach darum, ob *ausser* der Möglichkeit, das so Bezeichnete in der annähernd gleichen Art aufzuzählen, über die Bezeichnung „Grundbegriffe“ noch etwas Anderes in der National-

ökonomie als *herkömmlich* gelten darf. Nun sind ja eine Reihe von Aussagen da, über Sinn und Geist der Bezeichnung erflossen. In ihnen bringen sich aber doch zunächst nur *persönliche* Anschauungen zur Geltung. Damit soll natürlich nicht das leiseste Urteil über die Gültigkeit dieser Aussagen gefällt sein; das sei zum Ueberfluss betont.

Allein, für das Bestehen einer allgemeinen und herkömmlichen Meinung darüber, wie jene Bezeichnung gemeint ist, dafür könnten diese Aussagen trotzdem zu einem Anhalt werden. Sie müssten einen gemeinsamen Bezug verrathen; oder müssten an etwas gleichsam weiterbauen, dessen Geltung sie mittelbar oder unmittelbar, und im Sinne der Zustimmung oder des Widerspruches anerkennen. Das Erstere tritt nun in der That ein, wie es ja früher schon betont wurde. *Aber diesen gemeinsamen Bezug knüpft wieder nur die Aufzählung*; das ist leicht gezeigt. Da spricht SAX zum Beispiel von den „Elementen aller Wirtschaft, die jedem durch das ökonomische Grundverhältnis beherrschten Handeln zu Grunde liegen“; STAMMLER von den „fundamentalen Bedingungen sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“; SCHÄFFLE dagegen von „Grundvorstellungen des nationalökonomischen Begreifens“. Nun reimen sich diese Aussagen, obwohl äusserlich recht verschieden, in der Sache vielleicht sehr gut zusammen; vielleicht auch sehr schlecht. Das ist eine Frage ganz für sich. Allein, um diese Frage überhaupt nur aufwerfen zu können, muss man notwendig von der Annahme ausgehen, dass SAX, SCHÄFFLE und STAMMLER hier über ein *Nämliches* aussagen. Gewiss, alle Drei knüpfen ihre Aussagen an das nämliche Wort „Grundbegriffe“; aber vor der Kritik ist das Wort allein ein schlechter Eideshelfer. Worin wurzelt denn nun die Sicherheit, mit der wir annehmen, dass hier unter dem gleichen Worte über ein Nämliches ausgesagt wird? Doch nur in der Wahrnehmung, dass die *Aufzählung des so Bezeichneten*, mag sie nun sogleich oder doch hinterher vollzogen werden, *in der annähernd gleichen Weise erfolgt*.

Wie für den Teil der Bezeichnung „Grundbegriffe“ wirklich nichts weiter vom Herkommen getragen wird, als die Möglichkeit, das so Bezeichnete aufzählen zu können, das bekräftigt noch ein anderer Sachverhalt. Es führt nämlich nie zu einer sachlichen Begründung, wenn das Aufzählen, das ja nur im Runden und Rohen gleich bleibt, im einzelnen Falle also *immer wieder anders* erfolgt. Der Wortlaut der Aufzählung wird in aller Regel nicht einmal aus den persönlichen Anschauungen gerechtfertigt, wie sie jene spärlichen Aussagen über Sinn und Geist der Bezeichnung „Grundbegriffe“ zum Ausdruck bringen. Noch weniger wird es sachlich verfochten, wess-

halb man für seinen eigenen Teil die Aufzählung anders vornimmt, als sie ein Anderer wieder um seiner persönlichen Anschauungen willen vornimmt. Eine Reibung persönlicher Anschauungen führt aber der Wechsel in der Aufzählung jedenfalls mit sich. Wenn nun überhaupt etwas Herkömmliches, Unpersönliches vorhanden wäre, ausser dem ungefähren Schema der Aufzählung, hier würde doch sicher aller Anreiz gegeben sein, *auf dieses Unpersönliche zurückzugreifen*; um es auch nach dieser Richtung hin zu verfechten, dass man für seinen Teil die Aufzählung anders vornimmt, als sie von Anderen bewirkt wird. Allein davon ist eben keine Spur vorhanden; ein weiterer Beleg dafür, dass der nationalökonomische Gebrauch dieser Bezeichnung vom Herkommen überhaupt nicht anders gedeckt wird, als dass recht verschwommen feststeht, wie das so Bezeichnete aufzuzählen ist.

In einer ganz anderen Richtung wohl, da ist es zu Rede und Gegenrede gekommen. Ich meine die Erörterungen, die sich um die Frage nach „dem Grundbegriff“ der Nationalökonomie drehen. SCHAEFFLE hat einst den Ausspruch gethan: „Grundbegriff der Nationalökonomie ist unbestritten der Wert“¹⁾. Später hat DIETZEL²⁾ die „wirtschaftliche Handlung“ als „den Grundbegriff der Sozialwirtschaftslehre“ sachlich verfochten. Vielleicht wäre hier erst zu erwägen, ob die Ansicht ganz unmittelbar die Nationalökonomie berührt. Allein gerade in der Nationalökonomie denkt man über derlei kleine Unebenheiten frischweg hinüber. So hat auch JUL. WOLF in ausdrücklicher Gegenrede zu DIETZEL, die Ansicht geltend gemacht, dass man „Wert“ als „den Grundbegriff der Nationalökonomie“ anzusehen hätte; unter der sachlichen Begründung: „Grundbegriff ist — man hat dies zu erörtern bisher verabsäumt, — der Begriff, der als erster das Bewusstsein des Zweckes an sich trägt“³⁾.

Zur Sache hier steht dies in gar keinem Bezug. Nicht bloss lässt es der erste Blick erkennen, dass die Bezeichnung „Grundbegriff der Nationalökonomie“ anderen Sinnes, anderen Geistes sei als die Bezeichnung „nationalökonomische Grundbegriffe“. Der erstere Ausdruck ist auch mit nichten vom Herkommen getragen; er taucht nur ganz vereinzelt auf, eben bei dieser Erörterung. Schon desshalb kann nichts, was den ersteren Ausdruck angeht, die herkömmliche Meinung über Sinn und Geist der Bezeichnung „Grundbegriffe“ berühren; nur darum handelt es sich im Augenblicke. Im Uebrigen ist es ja durch-

1) Tübinger Zeitschr. 1864, p. 196.

2) Tübinger Zeitschr., 1883, p. 1 ff.

3) Tübinger Zeitschr., 1886, p. 426.

sichtig genug, dass sich meine Kritik an dieser Bezeichnung nur um der *Aufzählung* willen festbeisst, die sich von ihr nicht wegdenken lässt, soweit das Herkommen reicht. Die Einzahl des Wortes schliesst aber alle Aufzählung, und in diesem Sinne alles Interesse an dem Ausdruck „Grundbegriff der Nationalökonomie“ aus.

Eine allgemeine und vom Herkommen getragene Meinung, wie die Bezeichnung „Grundbegriffe“ zu verstehen sei, ist in der Nationalökonomie wohl vorhanden. Sie erschöpft sich aber darin, dass sie neben die Bezeichnung die Möglichkeit setzt, das so Bezeichnete ohne weiteres aufzählen zu können; dafür bietet sie ein ungefähres Schema dar. Alles Weitere bleibt der persönlichen Auffassung überlassen. *Wirklich vom Herkommen getragen ist also die nationalökonomische Bezeichnung „Grundbegriffe“ rein nur im Geiste eines blossen Sammelnamens.* Das will sagen, eines Wortes, das ein an anderen Worten hergezähltes Vielerlei ganz kurzer Hand zusammenfasst, im Wege einer einfachen Nennung.

III.

Der *Sachverhalt*, der nach der Bezeichnung „Grundbegriffe“ so beharrlich greifen lässt, ist der letzteren zur Seite durch eine *Aufzählung* vertreten. Was wird dabei nun eigentlich aufgezählt? Gewiss, man will eben die „Grundbegriffe“ aufzählen, was man selber dafür hält, oder doch von Anderen dafür gehalten weis. Das heisst aber doch nur, dass man das Aufgezählte als „Grundbegriffe“ *zusammenfassen* will. Was ist nun dieses Aufgezählte?

Die Frage muss zunächst widersinnig klingen: Was könnte man denn als „Grundbegriffe“ aufzählen wollen! Aber machen wir doch eine Probe. Ich zähle also auf, und zwar in jener halben Willkür, die sich nicht umgehen lässt, weil eben die Weise des Aufzählens nur im Runden und Rohen feststeht:

„Bedürfnis, Gut, Wert, Wirtschaft, Vermögen, Einkommen, Kapital, Arbeit, Geld, Preis, Lohn, Zins, Rente . . .“

Was will nun der Nationalökonom, denn so muss die Frage vorerst gestellt werden, damit eigentlich aufzählen? Da scheint allerdings nur Eine Antwort möglich: *Begriffe!* Nein, sagt F. von WIESER, *Erscheinungen!* Nein, sagt DIETZEL, *Thatsachen!*

Die erste Auskunft, die sich allem Anschein nach allein mit der Bezeichnung „Grundbegriffe“ verträgt, hält sich im Rahmen jenes Herkommens, von dem diese Bezeichnung selber getragen wird. Der Widerspruch, der nachfolgt, ist also schon ein Widerspruch gegen das Herkömmliche. Dass im Angesichte jener Aufzählung ein solcher Widerspruch *möglich* ist, sei es auch nur vom Boden persönlicher Anschauungen aus, muss schon irgendwie auf den Sachverhalt schliessen lassen, der über jene Aufzählung hinüber mit dem Ausdruck „Grundbegriffe“ verknüpft erscheint. Allein, müssen nicht gleich mehrere und auch inhaltsschwere Erwägungen vorausgehen, ehe man von da aus zu einem greifbaren Ergebnis käme? So wäre zum Beispiel erst zu ermitteln, in welchem Grade jener Widerspruch gegen das Herkömmliche nicht bloss an Worten hängt, sondern einen wirklichen Rückhalt besitzt an den Ansichten jener Forscher, die hier gleichsam als Zeugen gepresst sind. Auch wäre erst zu untersuchen, wie weit, oder vielleicht wie wenig dieser Widerstreit *in der Sache* begründet ist; ob sich Begriffe, Erscheinungen und Thatsachen in dieser Hinsicht überhaupt in Gegensatz stellen lassen. Zum Glück lassen sich diese Untersuchungen, auch die letztgenannte, auf die ich erst in einem späteren Zusammenhang zurückkomme, für den Augenblick noch umgehen. Abermals ist es ein höchst *kleinlicher* Thatbestand, der eine willkommene Handhabe für die Kritik darbietet.

Um diesen Thatbestand vorzuweisen, knüpfe ich an die Ausführungen H. DIETZEL's an¹⁾. Wer da als Nationalökonom nachliest, der mag diesen Ansichten beipflichten oder widersprechen, jedenfalls wird er dem Gedankengange DIETZEL's *rückhaltlos zu folgen wissen*. Trotzdem liegt hier etwas *Unverständliches* vor, in einer einzelnen Hinsicht. Nicht im Sinne eines persönlichen Fehlers im Gedankengang; weil der Riss, der hier unter logischem Gesichtspunkt vorhanden ist, durch dieselben *Gewohnheiten des fachlichen Denkens* verschuldet wird, die ihn zugleich auch verschleiern.

Die *gleiche Reihe von Worten*, die man herkömmlich mit der Bezeichnung „Grundbegriffe“ in Verbindung bringt, als die Aufzählung des so Bezeichneten, sie nimmt DIETZEL für die Bezeichnung „Grundthatsachen“ in Anspruch, wieder als Aufzählung. Das ist der rohe Thatbestand; der soll nun etwas näher entfaltet werden.

Zunächst über den *Wechsel in der Auffassung*, der hier von hüben nach drüben platzgreift. Es ändert sich die Natur des Auf-

1) Theoret. Sozialökonomik, in Wagner, Lehr- und Handbuch, 1. Bd., p. 147 ff.

gezählten; gegenüber den „Grundbegriffen“ werden „Grundthatsachen“ geltend gemacht. Was aber gleichbleibt, das sind zunächst die *aufzählenden Worte*. Aber noch etwas: wie nämlich hüben „Grundbegriffe“, so werden drüben „Grundthatsachen“ behauptet.

DIETZEL sucht es für das Aufgezählte einzeln, und wenigstens in Stichproben, verständlich zu machen, dass laut der aufzählenden Worte gar nicht Begriffe, sondern Thatsachen — er spricht nebenher von „Phänomenen“ — in Frage stünden. Ob hier wirklich ein Gegensatz begründet wäre, darf im wesentlichsten Sinne dahinstehen. Denn jedenfalls, und das fällt hier allein in's Gewicht, ist diese Ueberwechselung „Begriffe — Thatsachen“ *als ein Gegensatz gemeint*. Nun wäre ja verständlich, dass man einzelne, oder auch alle einzelnen der aufgezählten „Grundbegriffe“ als Thatsachen behaupten wollte. Warum sollen aber die „Grundbegriffe“ in Bausch und Bogen sofort auch „Grundthatsachen“ sein?

Wenn es DIETZEL so hielte wie viele Andere, die zum Beispiel „Grundbegriffe“ und „Grunderscheinungen“ für- und nebeneinander als Bezeichnung des Aufgezählten verwenden, dann wäre der brennende Punkt, auf den ich hindeuten möchte, zum Mindesten verdeckt; näher gehe ich auf diesen Nebenfall nicht ein. Aber hier sind „Begriffe“ und „Thatsachen“ offenkundig im Gegensatz gemeint; wesshalb müssen nun die „Grundbegriffe“ von der Stelle aus und gleichsam ohne Rest in den „Grundthatsachen“ aufgehen? Freilich, dieser Thatbestand selbst befremdet uns als Nationalökonomem ungleich weniger, oder einfach gar nicht, während umgekehrt jene Frage das Befremdende sein muss. Die Letztere stört eben unser fachliches Denken aus lieben Gewohnheiten auf.

Ein blosser Zufall dabei, dass sich die Thatsachen, die man aus besserem Wissen hinter den aufzählenden Worten der „Grundbegriffe“ fände, gleich auch als „Grundthatsachen“ entpuppten, solch merkwürdiger Zufall ist wohl ausgeschlossen. Er träte so ein, dass sich an gewissen Worten herzählbare Begriffe um ihrer *Begriffsnatur* willen als „Grundbegriffe“ ausweisen könnten, anderseits aber just die Thatsachen, die man an Stelle von Begriffen hinter den nämlichen Worten zu erkennen glaubt, um ihrer *Thatsachennatur* wieder als „Grundthatsachen“. So meint es auch DIETZEL keinesfalls; und gewiss nicht allein desshalb, weil ihm solche Erwägung überhaupt fernsteht, in der Art und Unart des fachlichen Denkens, das sich arglos seinen Gewohnheiten hingibt. Unter logischem Gesichtspunkt muss man aber daran festhalten, dass die Zusammenfassung von „Begriffen“ als „Grundbegriffe“ unbedingt nicht aus Gründen erfolgen kann, die

für die Zusammenfassung von „Thatsachen“ als „Grundthatsachen“ entscheidend sind. Zum Mindesten dann nicht, wenn man „Grundbegriffe“ und „Grundthatsachen“ überhaupt nur um eines Gegensatzes willen füreinander ausspielt.

Kurz und gut, wenn man die nämliche, wortgleiche Aufzählung, die sonst als die Zusammenfassung „Grundbegriffe“ gemeint ist, ohne weiteres auch als die Zusammenfassung „Grundthatsachen“ verfechten kann, dann kann der Grund der Zusammenfassung *unmöglich bei der Natur des Aufgezählten* beruhen, die ja hüben und drüben als eine *andere* gemeint ist. Der Grund dieser Zusammenfassung gleichen Umfanges und gleichen Ausdruckes — „Grundbegriffe“, „Grundthatsachen“, — wird unmittelbar nur dort wurzeln können, wo *Gleichheit* zwischen hüben und drüben besteht; und das gilt für das Mittel der Aufzählung, für die nackten Worte. *Es müssen schon die Worte, als solche, irgendwie zusammenhalten*; so zwar, dass man gleichsam unter der verharrenden Aufzählung hinweg die Natur des Aufgezählten auswechseln kann, im Geiste einer abweichenden Ansicht, ohne dass hierdurch die Aufzählung in die Brüche geht, und ohne dass die Zusammenfassung, für welche diese Aufzählung entsteht, des Anspruches auf den gleichen Ausdruck verloren geht: eben „Grundbegriffe“ hier und „Grundthatsachen“ auch dort.

Von einem solchen *Zusammenhalt unter den aufzählenden Worten*, der hier den logischen Zusammenhang erst wirklich zum Schliessen bringt, ist aber in den Ausführungen DIETZEL's keine Rede; in diesem Sinne klappt da unter logischem Gesichtspunkte ein Riss. Nur ist diese Lücke im ausgesagten Gedankengang durchaus verständlich, in diesem Sinne also DIETZEL's Vorgehen durchaus entlastet. Es wird eben noch klarer werden, wie die Bedingungen, auf die jener Zusammenhalt unter Worten in seinem Dasein gestellt ist, so gemeinplätzlicher Natur sind, so offen am Tage liegen, dass wir im nationalökonomischen Denken fortdauernd von der Anerkennung jenes Zusammenhaltes ausgehen, ohne uns jemals darüber Rechenhaft abzulegen. So mauert sich eben jedes fachliche Denken in gewisse Gewohnheiten ein; ihr Vorweis verleiht das Recht, in jenem tieferen Sinne von einem *Denken in herkömmlichen Anschauungen* zu reden, wie es in der Folge wiederholt geschehen muss; dabei ist einfach das fachliche Denken gemeint, wie es jeder Nationalökonom schon als solcher übt, übermächtig seinen persönlichen Anschauungen.

Nun eine kleine Ueberschau. Es hat sich erwiesen, dass der nationalökonomischen Bezeichnung „Grundbegriffe“ nicht mehr Bedeutung als die eines blossen Sammelnamens zusteht. Das will sagen,

im Grunde genommen, und soweit es wenigstens am Herkommen hängt, wird der Ausdruck „Grundbegriffe“ auch in der Nationalökonomie *als eine rein gelegentliche Bezeichnung verwendet*; so nämlich, dass irgend ein offenkundiger Sachverhalt nach jenem Ausdruck greifen lässt, ohne dass man sich herkömmlich besondere Rechenschaft darüber ablegt. Wenn nun für die Nationalökonomie trotzdem eine Ausnahme gilt, so kann diese nur darin bestehen, dass der Sachverhalt, der in der Nationalökonomie diese gelegentliche Bezeichnung herausfordert, ein so auffälliger ist, und so beharrlich nach seinem Ausdruck verlangt, dass es zu einer Sache des richtigen Herkommens werden konnte, in der Nationalökonomie von „Grundbegriffen“ zu sprechen; mag es dann auch vom Boden persönlicher Anschauungen aus zu mancherlei Widerspruch dagegen kommen. Jener Sachverhalt aber ist offenbar schon bei einem Endchen erfasst, indem es sich (gerade um der Art solchen Widerspruches wegen) herausstellt, dass hier ein Zusammenhalt unter den aufzählenden Worten als solchen bestehen müsse. Das heisst, diese Worte müssen in irgend einer Weise in Zusammenhang sein, gleichgiltig, ob man nun Begriffe, oder Erscheinungen, oder Thatsachen hinter ihnen suchen will; und noch gleichgiltiger, welche Begriffe, welche Erscheinungen und welche Thatsachen man hinter den einzelnen dieser Worte finden will. *Der Bestand dieses Zusammenhaltes unter den aufzählenden Worten, auf den bisher nur Schlüsse hindrängen, wird nun aus Thatsachen zu erweisen sein.* Im Vollzuge dieses Nachweises tritt die Bezeichnung „Grundbegriffe“ für einen Augenblick in den Hintergrund. Den Rückweg zu ihr wird die Kritik dann später ungezwungen finden.

IV.

Angenommen, es stünden jene Worte irgendwo schlicht beisammen; ich wiederhole sie, die hier Kronzeugen sind:

„Bedürfnis, Gut, Wert, Wirtschaft, Vermögen, Einkommen, Kapital, Arbeit, Geld, Preis, Lohn, Zins, Rente,“

Jeder fachmännische Anhauch genügt, um hier eben die „Grundbegriffe“ — „Grunderscheinungen“, „Grundthatsachen“ — aufmarschiert zu sehen. Aber man frage sonst Jemand, was Dies wohl bedeuten

mag. Er kann zwei verschiedene Antworten geben, beide sehr lehrreich für diesen Zusammenhang hier.

Am ehesten noch wird er andeuten, dass er so ungefähr die Quintessenz der rastlos geschäftigen Alltäglichkeit vor sich sähe. In der That muss besonders der Laie hier Dinge aufgezählt sehen, deren Wirklichkeit er so zu sagen am eigenen Leibe wuchtig zu verspüren glaubt. Darauf komme ich noch zurück. Jedenfalls wird dem Laien, nur aus anderen Gründen als sie für den Fachmann entscheidend sind, der Gedanke fern sein, *dass es vielleicht doch nur die Worte sind, mit denen er Das bloss zu „übersprechen“ gewohnt ist, in irgend einer ausweichenden Art, was er wirklich am eigenen Leibe verspürt.* Immerhin, man muss es diesen Worten zugestehen, dass sie schon für das harmloseste Sprachgefühl zu einander drängen. Ohne Zweifel will da überall so etwas wie Sorge und Mühe des täglichen Leben anklingen. Auch Das ist schon ein Zusammenhalt unter diesen Worten als solchen; *durch ihre „innere Sprachform“ geknüpft.* Ich bediene mich dieser sprachwissenschaftlich anerkannten Ausdrücke, — „innere Sprachform“, im Gegensatz zur „äusseren Sprachform“, zum Lautbild des Wortes, — die ja schon aus dem Zusammenhang so ziemlich verständlich sind, bis ich späterhin die einschlägigen Verhältnisse sachlich erörtere.

Nun braucht unser Gewährsmanu nur den ungefährsten Ueberblick über das Fächerwerk menschlicher Wissenschaft zu haben, und er kann im Angesichte jener Worte auch etwas Anderes sagen: Das ist *Nationalökonomie!* In gewisser Hinsicht hätte er gerade damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Man muthet es doch einer guten Definition zu, dass sie von ihrem Wortlaut auf ihren Gegenstand rathen lasse. Ich möchte nun keiner der zahlreichen Definitionen nahetreten, die sich den vielen Namen unserer Wissenschaft verknüpfen. Aber es scheint, dass man wahrhaftig noch am Sichersten, auch am Gutwilligsten, auf die Nationalökonomie rathen wird, sobald man jene Worte schlicht beisammen sieht. Den Fachmann, wie es noch näher erklärt wird, mag dabei der Eindruck bald auf diesem, bald auf einem anderen Wege überkommen. An der Nationalökonomie wird doch Keiner vorbeirathen. Es stellt eben dieses Rudel Worte eine Art Steckbrief vor, wie man ihn treffender hinter keiner zweiten Wissenschaft erlassen könnte. *Und darin prägt sich offenbar ein Zusammenhalt unter jenen Worten aus, der die Nationalökonomie ganz unmittelbar angeht.* Er soll zunächst in aller Kürze dargelegt werden.

Zugleich mit der Thatsache, dass jene Worte insgesamt aus dem grünen Leben stammen, *bleibe es völlig aus dem Spiele, in welchem Geiste sie verwendet, auf was immer sie gemünzt seien.* Dann steht trotzdem fest, dass sie inmitten aller nationalökonomischen Erörterung oft und beharrlich auftauchen. In solchem Grade, dass sie dieser Art Erörterung förmlich zum *äusseren Merkmal* gereichen. Die Erfahrung lehrt auch, dass in der Nationalökonomie der Gebrauch dieser Worte als *unentrathbar* empfunden wird. Sie lassen sich zum mindesten auf die Dauer nicht umgehen. Forscht man aber den Ursprüngen ihrer Verwendung nach, dann gelangt man zu einem eigenthümlichen Ergebnis: *solange überhaupt Erörterungen nationalökonomischen Anstrichs gepflogen, sind auch jene Worte verwendet worden.*

Immer nur auf diese Worte selber geachtet, gleichsam in ihrer nackten Wörtlichkeit, und ihre Gesamtheit stets nur im Ungefähren gemeint, kann man also feststellen, dass sie einheitlich *Fachausdrücke der Nationalökonomie* seien, und als Fachausdrücke nicht erst in der Wissenschaft auftauchen, sondern schon *mit ihr zugleich.* Eins in's Andere gerechnet, glaube ich auf sie den bildlichen Namen von *Ein- geborenen Fachausdrücken* anwenden zu dürfen.

Diese Nennung soll die ganz besondere Art ausdrücken, in der jene Worte einen Vorzug vor den dunklen Massen aller übrigen Worte geniessen, die im wissenschaftlichen Sprachgebrauch durcheinanderwirbeln. Es ist eben ein andersgearteter Vorzug, als ihn Worte geniessen, die zwar auch Fachausdrücke vorstellen, für deren Dasein als Fachausdrücke aber eine *wissenschaftliche That* haftbar ist, als die einführende. Mag diese einführende That nun wirklich nachweisbar sein, oder nur daraus anzunehmen, dass ein solcher Ausdruck die wissenschaftliche Prägung verräth. Solche Worte sind *dem Ursprung nach* Fachausdrücke, und bedürfen dazu weder des Merkmales der *Unentbehrlichkeit*, noch besonderer *Häufigkeit der Verwendung.* Jene Worte aber erweisen sich gerade erst durch die letzteren Merkmale als Fachausdrücke. Denn einerseits sind es vollbürtige Kinder der lebenden Sprache; Worte, die dem grünen Leben entstammen, ohne dass ihr wissenschaftlicher Gebrauch in jenem Sinne nur ein bildlicher ist, wie es etwa für den sprachwissenschaftlichen, oder den mathematischen Fachausdruck „Wurzel“ zutrifft. Andererseits aber ist es jenen Worten als Fachausdrücken wesentlich, dass keinerlei wissenschaftliche That für ihre Einführung haftbar ist, *weil die Wissenschaft immer schon mit ihrer Hilfe zur That schreitet.* Alles dies ist ihre Artgemeinschaft, und sie lässt es nebenher auch begreifen,

dass man über den Umfang dieser Art leicht etwas im Zweifel sein kann; so dass eine so gefügte Wortgruppe immer nur im Runden und Rohen feststehen mag.

Dies für's Erste. Vorweisen lassen sich diese Dinge ganz flugs; man kann recht in Bausch und Bogen verfahren. Sie gehören ja sozusagen der *Gemeinen Erfahrung* an; Erfahrung zwar in national-ökonomischen Dingen; aber hier rede ich ja überhaupt nur auf Nationalökonomie ein. Um Entdeckungen handelt es sich also wahrlich nicht; lauter Thatbestände schlagen hier ein, wie sie dem Nationalökonomener näher gar nicht liegen könnten. *Ihr Vorweis geschieht aber in logischer Absicht.* Das Ergebnis, das sich von ihnen abheben lässt, wird zu einer Schlussfolge hinleiten, die *wohl* begründet sein will. Denn sie kommt mit Ansichten in Widerstreit, und wird sehr frühe schon gegen Einwände zu verteidigen sein, *hinter denen die herkömmlichen Anschauungen stehen.* Die Letzteren aber lösen sich zum Teil von den *nämlichen* Thatbeständen ab, die vorläufig nur einfach dargelegt wurden. Zu einem solchen Widerstreit kann es trotz der gleichen thatsächlichen Grundlage kommen. Es macht eben einen Unterschied aus, ob sich unser Denken gleichsam nur dem *Eindruck* aus derlei offenliegenden Thatbeständen hingibt, oder ob es diese *sachlich würdigt*. Das Letztere muss hier geschehen; und so ist es unter diesen Umständen nicht zu vermeiden, jene platten Dinge erst noch breitzutreten.

Zunächst über den Umstand, dass die fraglichen Worte nicht erst in die Nationalökonomie eingeführt worden sind, wie es sonst für Fachausdrücke gilt. Man versuche doch, eine Erörterung auszusinnen, die man als eine nationalökonomische ansehen möchte, die aber von keinem jener Worte Gebrauch macht! Hier besonders muss an die *fließenden Grenzen* jener Wortgruppe gedacht werden; aus der manche Worte im gegebenen Falle ausfallen können, während andere — zum Beispiel „Kosten“, „Reinertrag“, „Reichthum“ etc. etc. — dafür einspringen, oder noch hinzutreten.

Man darf aber gleich von einer *Vielverwendung* dieser Worte innerhalb der Nationalökonomie sprechen; ich meine natürlich im Vergleiche von einer Erörterung zur anderen. Denn es versteht sich von selbst, der einfachen Zahl nach werden diese Worte selbst in einer nationalökonomischen Erörterung nicht annähernd so oft verwendet, als etwa die Worte „der“, „die“, „das“. Die Vielverwendung der letzteren Worte, darauf kommt es an, ist aber in keiner Weise für bestimmte Erörterungen bezeichnend. Während jene *vergleichsweise* Vielverwendung der fraglichen Worte ganz ausgesprochen ein *äusseres Merkmal nationalökonomischer Erörterung* darstellt.

Beiläufig gesagt, was geben uns denn unsere herkömmlichen Anschauungen an Wahrzeichen an die Hand, um eine gegebene Erörterung aus der Rückschau als eine *nationalökonomische* zu erkennen? Auf die verschiedenen *Definitionen*, die sich mit den mancherlei Namen unserer Wissenschaft verknüpfen, greifen wir dabei kaum zurück. Sonst käme es leicht dazu, dass wir vor lauter Streit über das Entscheidende nicht zur Entscheidung gelangten. Notgedrungen sehen wir also ganz harmlos nach, ob da nicht über „wirtschaftliche Dinge“, oder über das „Güterleben“, oder über „Einkommensverhältnisse“, oder über „Wert- und Preisbewegung“ erörtert würde; oder über ähnliche Angelegenheiten, die ja alle darauf hinauslaufen, dass eine Vielverwendung der Worte platzgreifen muss, deren wir bereits zur Aussage dieser Erkennungszeichen nicht entbehren könnten. Jenes äusserliche Merkmal — die vergleichsweise Vielverwendung der fraglichen Worte — geht also doch recht nahe neben den Merkmalen einher, die uns überhaupt verfügbar sind. Von den Merkmalen abgesehen, die an einer Deutung so persönlicher Art hängen, dass sie für den Entscheid praktisch gar nicht in Betracht kommen; wie es unläugbar für Definitionen gilt, die sich in unentschiedenem Kampfe gegenüberstehen.

Uebrigens knüpfen auch jene Definitionen mindestens an Eines der fraglichen Worte an; sei es „Wirtschaft“, oder „Gut“, oder „Arbeit“¹⁾. An eines jener Worte also, die sich, wie die Dinge einmal liegen, sofort als Gruppe einstellen, wenn sich nur erst Eines eingestellt hat; und die einzeln wie in der Gruppe doch gerade auf die Nationalökonomie verweisen, soweit sie mehr als Worte sein wollen! Es kommt also zum schönsten Zirkeltanz: das nämliche Wort, das Schlüsselwort der Nationalökonomie sein will, soll dennoch erst in der Nationalökonomie jene Deutung finden, die für die nationalökonomische Eigenart entscheidend gedacht wird! Wenn solcher Zirkeltanz aber das Wirkliche vorstellt, und also irgendwie möglich sein muss, so besagt dies noch lange nicht, dass er zugleich auch logisch einwandfrei sei. Soll nun etwa in diesem Punkte die Logik unseres Denkens notwendig am Ende sein, wäre unserem Denken hier aus seiner Eigenart heraus eine Grenze gesetzt? Ich glaube, das bleibt doch noch zu untersuchen. Sonst käme es im Voraus zu einer Kapitulation unseres Denkens vor dem Worte; keinerlei Herkommen vermöchte sie zu beschönigen.

Die vergleichsweise Vielverwendung der fraglichen Worte

1) Vergl. WUNDT, Logik, II, 2, p. 499.

steigert sich übrigens in der späteren Nationalökonomie. Es kommt noch zur Sprache, wie im Entwicklungsgang der Wissenschaft eine Anzahl der Worte, die als Eingeborene Fachausdrücke so alt wie die Nationalökonomie selber sind, sich zu *Leitworten ganzer Forschungsrichtungen* auswachsen. Damit hören sie natürlich erst recht nicht auf, Fachausdrücke zu sein. Sie unterstreichen sich gleichsam in dieser Eigenschaft; und für weiteste Gebiete der Forschung bleiben sie übrigens schlichte Fachausdrücke nach wie vor. Aber jedenfalls sind sie daraufhin noch häufiger im Munde der Nationalökonomie. Dieses unverkennbare *Anschwellen* ihrer Vielverwendung darf aber nicht zu dem Glauben verführen, als ob diese Vielverwendung überhaupt erst mit der Zeit eingetreten wäre.

Als Eingeborene Fachausdrücke sind die vielberufenen Worte schon daran zu erkennen, dass sie von Haus aus in vergleichsweiser Vielverwendung stehen. Dieses äussere Merkmal ist schon *zureichend*; aber das ergänzende Merkmal, die Unvermeidlichkeit der Verwendung, ist trotzdem nicht überflüssig. *Weil es unserem Denken gleichsam einen Halt darbietet, um nicht aus der Erfassung des Thatbestandes unversehens in seine Erklärung zu gleiten.* Dazu verleitet hier schon die erschreckend äusserliche Natur des zureichenden Merkmales; des blossen Umstandes eben, dass in nationalökonomischen Erörterungen jene Worte so bezeichnend häufig wiederkehren. Schon desshalb ist es gut, wenn man hier die Grenzen des schlechthin Thatsächlichen wohl beachtet; wirklich zu erfahren, also noch zum Thatbestand selber gehörig, ist aber nur der weitere Umstand, dass ein *Zwang* zur Verwendung jener Worte besteht. Allein, ein solcher Anhalt ist umso mehr geboten, weil unserem Denken besonders hier die herkömmlichen Anschauungen gleichsam zur schiefen Ebene werden. Denn zur *sofortigen und endgiltigen Erklärung* jener Vielverwendung, dazu liegt uns eben das Wörtlein „Grundbegriffe“ auf der Zunge! Der Zwang zur Verwendung wäre dann offenbar nur das stille, vom Denken kaum berührte Mittelglied der Erklärung; die letztere würde darüber hinausschiessen, über das Erfahrbare zum Vorwissen. Ob nämlich hinter jenen Worten „Grundbegriffe“ stehen, oder etwa „Grunderscheinungen“, oder „Grundthatsachen“, oder was immer, das muss im wesentlichsten Sinne *offene Frage* bleiben. Die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke hat sich trotzdem feststellen lassen. Sonst läge mit ihr auch kein Verhältnis der blossen Worte vor. Darauf komme ich weiter unten nochmals zurück.

Der Zwang zur Verwendung dieser Worte ist natürlich nicht so zu verstehen, als würde erst durch ihn nationalökonomisches Denken

in Bewegung kommen. Damit dieser Zwang in Kraft treten kann, muss sich nationalökonomisches Denken schon bethätigen. Nichts ist natürlicher, als dass eine Verwendung dieser Worte immer nur im Wege wissenschaftlicher That erfolgen kann. Allein eben nicht erst *durch* die That, sondern gleichsam *mit* der That; zu der einmal die Wissenschaft immer schon unter Verwendung solcher Worte geschritten war. Darin bringt sich jener Zwang zur Geltung.

Anders steht es um jenen Gebrauch dieser Worte, um den sich ihre Vielverwendung in der späteren Nationalökonomie noch *steigert*. Man denke an das Heer der „Werttheorien“, der „Kapitaltheorien“ u. s. w. Es liegt nahe, und wird im Weitergang noch klarer werden, dass *ganze Reihen* tätiger Eingriffe des wissenschaftlichen Denkens vorausgehen müssen, ehe es dazu kommt, dass die Forschung diese Worte als *Sprachzeichen* behandelt, *unter denen ihr ebensovielen Gegenstände zur Erledigung vorgesetzt wären*. Bei diesem Hergang wachsen eben die Eingeborenen Fachausdrücke zu Leitworten der Forschung aus. Wenn diese Worte als Leitworte verwendet werden, so hängt dies also an einem thätigen Hinzuthun des wissenschaftlichen Denkens; dazu muss sich mit des letzteren Weiterlauf erst jener gute Glaube herausgebildet haben.

Jener Zwang dagegen, die nämlichen und mehr Worte als *Fachausdrücke* zu verwenden, ist von der Wurzel an da, und setzt für sein eigenes Walten nur ein uneigentliches Hinzuthun, nur ein *Dulden* des wissenschaftlichen Denkens voraus. Dem letzteren *widerfährt* gleichsam der Gebrauch dieser Worte; und dies bei *allen* Arten und Weisen seiner Bethätigung.

Man könnte zwei Hauptfälle unterscheiden; von einer scharfen Sonderung zwischen ihnen kann freilich nicht die Rede sein, weder dem Gedanken, noch der That nach. Entweder ist das wissenschaftliche Denken damit beschäftigt, seine Gegenstände aus der Erfahrung zu übernehmen; oder es will sich über dieses Erfahrene des Weiteren bethätigen. Dieser Trennung schmiegt sich nun auch die besondere Form an, in der jener Zwang zur Verwendung der fraglichen Worte zur Geltung kommt. Im ersteren Falle geberden sich diese Worte als die *unentbehrlichen Behelfe der Schilderung*. Im letzteren Falle wird etwa die *Erklärung*, die man in irgend einer Richtung zu geben sucht, oder eine *Definition*, erst dann zu einer *befriedigenden*, *wenn in ihren Wortlaut das eine oder andere dieser Worte einbezogen wird*.

Hält man sich nun an den reinen Thatbestand, um seiner späteren Deutung in keiner Weise vorzugreifen, gerade dann darf man vor der Feststellung nicht zurückscheuen: Das *Wort* hilft da schildern,

das *Wort* hilft da erklären, um das *Wort* kommt man bei diesen Gelegenheiten nicht herum. Unser Denken steht dabei offenbar im Hintertreffen. Denn es hätte gut sich sträuben; gerade dieses Sträuben liesse uns erst seine Ohnmacht empfinden, und erfahren, dass man dem Gebrauche jener Worte auf die Dauer nicht entrinnen kann; soweit wenigstens alle Erfahrung in nationalökonomischen Dingen reicht. Während sich der Gedankengang vielleicht dem einen dieser Worte entwindet, fällt er dem anderen in die Arme.

So ist nun der ganze Thatbestand in ein besseres Licht gerückt; die *Artgemeinschaft jener Worte*, als die Eingeborenen Fachausdrücke der Nationalökonomie. *Ein Thatbestand, den wirklich nur lauter Verhältnisse der blossen Worte weben.* Er lässt sich erfassen, ohne im Geringsten darauf zu achten, in welchem Verhältnisse diese Worte einzeln zu unserem Denken stehen, oder etwa darauf, was man in der Wissenschaft hinter diesen Worten suchen will und zu finden glaubt. Ob Begriffe, ob Erscheinungen, ob Thatsachen hinter diesen Worten stehen, oder dies Alles zusammen, oder nichts von Allem, es ist wirklich so, für diese Stelle kräht kein Hahn darnach. Auch die „innere Sprachform“ dieser Worte, ihr geistiges Erbteil aus der lebenden Sprache, kommt hier in keiner Weise in Anschlag. *Rein nur eine Rolle dieser Worte, die sie bei der Pflege der nationalökonomischen Wissenschaft spielen, und für die man ausdrücklich nur auf ihre „äussere Sprachform“ zu achten hat.* Denn einfach die *Buchstabenfolgen* „Wirtschaft“, „Gut“, „Wert“, „Preis“ etc. etc. stechen aus den nationalökonomischen Erörterungen so bezeichnend häufig hervor. Und der so wiederzugebenden *Lautfolgen* kann das nationalökonomische Denken nicht entrathen, aller Erfahrung nach, sobald es überhaupt in Bewegung verharren will. Welcher Form, welchen Inhaltes, wie einheitlich oder wie mannigfaltig immer es sei, was da in unserem Denken über dem Klange dieser Worte vorgeht, allem Anschein nach *muss* dies vorgehen, und so *müssen* diese Worte anklingen, *sie müssen einmal ausgesprochen werden, soll dem nationalökonomischen Denken nicht der Faden reissen.* Auf den Stelzen von lauter Definitionen könnte sich unser Denken unmöglich auf die Dauer bewegen; und was würde es fruchten, da sich diese Worte fast ausnahmslos so definieren, dass sie auch dabei unter sich bleiben, und die Definitionen also nur in engerem Bereiche das Spiel wiederholen, dass erst der Klang dieser Worte das nationalökonomische Denken in Bewegung erhält.

Soviel im ersten Anlauf über die Eingeborenen Fachausdrücke der Nationalökonomie. Es hat sich vorläufig nur um den *schlichten*

Thatbestand gehandelt. Er ist freilich so beschaffen, um Kritik in mehr als einer Hinsicht herauszufordern; kritische Bedenken und Fragen könnten da wie die Pilze emporschiessen. Die Kritik muss zunächst aber dem einmal eingeschlagenen Wege treu bleiben. Ihr Gegenstand ist vorläufig die Bezeichnung „Grundbegriffe“, und so nimmt sie das Dasein von Eingeborenen Fachausdrücken in der Nationalökonomie für's Erste einfach zur Kenntnis. Es war vorher der Schluss zu ziehen, dass ein Zusammenhang unter den aufzählenden Worten als solchen bestehe, und dieser Schluss hat nun bei den Thatsachen Gegenliebe gefunden. *Es zeigt sich, dass jener Zusammenhang tatsächlich besteht, und zwar knüpft ihn die Artgemeinschaft dieser Worte*; der Umstand, dass sie zusammen die Eingeborenen Fachausdrücke der Nationalökonomie vorstellen.

Nun erscheint es freilich klar, wie man über den Sinn einer Aufzählung streiten kann, die scheinbar nur dadurch gegeben ist, dass man nach allem Herkommen die „Grundbegriffe“ in solcher Weise aufzählt. Es lässt sich unter der Aufzählung hinweg die Natur des Aufgezählten auswechseln, *weil die Aufzählung schon als blosse Wortreihe ihren guten Sinn hat*, eben als die Reihe der Eingeborenen Fachausdrücke; und somit starr bleibt, während um sie herum die Ansichten über ihren tieferen Sinn in Fluss gerathen. Nebenher wird es auch verständlich, wesshalb wir den Wechsel in der Aufzählung so wenig empfinden. Der Eindruck, den wir aus den verschiedenen Aufzählungen erhalten, muss ja trotz des Irrlichterlierens der einzelnen Worte ein einheitlicher sein, weil die aufzählenden Worte sämtlich Eines Schlages sind. Das Letztere ist uns für gewöhnlich allerdings nur eine *Sache der Empfindung*; und dazu liegen auch die Thatbestände, von denen sich diese Artgemeinschaft ablösen lässt, offen genug; liegen so flach auf der Hand, dass wir gar nicht anfangen, darüber nachzudenken.

Es macht, wie gesagt, eine der Gewohnheiten unseres fachlichen Denkens aus, dass wir jene Artgemeinschaft unaufhörlich anerkennen, ohne sie jemals zu erkennen. Mit der Erkenntnis dieser Artgemeinschaft geht es auf's Haar so, wie mit gewissen Meinungen, die uns nicht in jenem Sinne selbstverständlich sind, dass sie zuweilen vor unser Denken treten, um gleich wieder unterzutauchen, weil sich unser Denken neuerlich über ihren Inhalt beruhigt hat. Meinungen vielmehr, mit denen unser Denken überhaupt nie in Berührung kommt, die sich einfach nur unserem gewohnten Gebahren unterlegen lassen. Dieses Gebahren ist eben von der Art, *als ob* uns die betreffenden

Meinungen selbstverständlich wären¹⁾. Es sind also Meinungen, die wir gar nicht *hegen*, aber gleichsam immerzu *begehen*. Und so gibt es auch *Erkenntnisse*, bis zu denen wir niemals vordringen, obwohl wir dauernd auf ihrem Boden stehen. Treten sie nun ein erstes Mal vor unser Denken, dann braucht ihr Eindruck ebensowenig ein vertrauter zu sein, als wir etwa einen vertrauten Eindruck empfangen, wenn uns Röntgenstrahlen unsere eigenen Knochen sehen lassen.

V.

Ein Rückblick nun auf die bisherigen Ergebnisse.

Die nationalökonomische Bezeichnung „Grundbegriffe“ wird allem Herkommen nach rein gelegentlich verwendet, im Geiste eines blossen Sammelnamens. Wenn man in der Nationalökonomie trotzdem so häufig von „Grundbegriffen“ redet, dann muss sich jene Bezeichnung auf einen Sachverhalt beziehen, der ebenso offen liegt, als er beharrlich nach seinem Ausdruck verlangt.

Auf der anderen Seite deutet die Art, wie in der Nationalökonomie dem Gebrauch dieser Bezeichnung widersprochen wird, auf einen Zusammenhalt unter den aufzählenden Worten hin. Der ist auch thatsächlich vorhanden, mit der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke.

Wie es scheint, reimen sich diese beiderlei Ergebnisse trefflich zusammen. *In der Nationalökonomie mag wohl desshalb von „Grundbegriffen“ so viel die Rede sein, weil diese Wissenschaft unter dem Eindrucke ihrer Eingeborenen Fachausdrücke steht, und darüber mit dem Worte „Grundbegriffe“ quittiert.* Allein, wenn diese Ansicht schliesslich auch Recht behalten wird, so doch erst noch im Wege der Kritik, und nicht so kurzer Hand. Trocken ausgesprochen, wird sie entweder missverstanden, sofern man ihre Spitze gegen die herkömmlichen Anschauungen nicht herausfühlt; oder sie bleibt unverstanden, weil dieser Widerspruch nur am Ergebnis schroff hervortritt, ohne dass eine sachliche Erörterung zu ihm hin vermittelt. Das soll nun mit aller Sorgfalt geschehen.

Ein *Zusammenhang* zwischen der Bezeichnung „Grundbegriffe“ rechts, und der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke

1) Vgl. F. GOTTL, „Der Wertgedanke“, Jena 1897, p. 23.

links, besteht zweifellos. Will man ihn entfalten, dann muss zunächst jene Artgemeinschaft ihre Würdigung finden. Es handelt sich gleichsam um ihren *sachlichen Hintergrund*. Soweit es nötig wird, gehe ich nun darauf näher ein.

Jene Artgemeinschaft war als ein *Verhältnis der blossen Worte* abzuleiten; das sei hier nochmals betont. Unter „Eingeborenen Fachausdrücken“ sind eben in dem Sinne nur Worte, nichts als Worte zu verstehen, weil für die Zugehörigkeit zu dieser Artgemeinschaft nur eine bestimmte Rolle entscheidet, die bestimmten *Worten* bei der Pflege der nationalökonomischen Wissenschaft zufällt. In dieser Rolle spricht sich ja auch schon ein Verhältnis zu unserem Denken aus. Sie fällt aber trotzdem blossen Worten zu, weil man diese Rolle festhalten kann, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, *in welchem näheren Verhältnisse diese Worte einzeln und in ihrer Gesamtheit zu unserem Denken stehen*. Man hat sich weder um die Form, noch um den Inhalt dieses Verhältnisses zu kümmern. Weder darum, ob uns mit diesen Worten „Begriffe“, oder „Erscheinungen“ oder was immer gegeben seien; oder vielleicht rein nur Worte, sprachliche Behelfe unseres Denkens. Noch darum, welche „bestimmten Begriffe“, oder „bestimmbaren Begriffe“ uns mit diesen Worten vorlägen; oder auch, in welcher besonderen Weise sie unserem Denken ihre Hilfe leisten, ohne mehr als Worte zu sein.

Anmerkung. So, wie ich den Ausdruck „*Wort*“ hier verwende, bedarf er keiner näheren Erklärung. Er vertritt einfach jenen Rest, der nach Abzug aller Meinungen, die sich hier widersprechen könnten, übrig bleiben muss; als etwas, das ganz ausser Streit ist. Spricht man zum Beispiel nacheinander „Wirtschaft“, „Gut“, „Wert“, „Preis“ aus, so kann wohl ein Zweifel bestehen, was damit *aufgezählt* sei; ob „Begriffe“, oder „Erscheinungen“, oder was immer, zum Beispiel also blosser Worte; nur über das *Mittel* der Aufzählung, also darüber kann ein Zweifel nie herrschen, dass hier ein *Hersagen von Worten* eintritt. In diesem Sinne rechtfertigt sich die harmlose Verwendung, die ich diesem Ausdruck angedeihen lasse.

Gesetzt, es würde mich der Weiterlauf der Kritik dazu führen, die Ausdrücke „Wort“ und „Begriff“, und noch andere, nach der Art ihrer Verwendung gegenseitig in ein klares Verhältnis zu bringen. Dann würde es offenbar möglich, dem Ausdrucke „Wort“ eine *Definition* zu verknüpfen. Nun wäre es an sich fragwürdig, wenn ich dieser Definition eine rückwirkende Kraft beilegen wollte, um die logische Strenge der vorhergegangenen Erörterung zu retten. Dazu läge aber gar kein Anlass vor. Weil unter den oben betonten Umständen umgekehrt zu erwarten ist, dass jene *Definition es erklärt, warum man den Ausdruck „Wort“ harmlos verwenden darf, ohne gegen die logische Strenge zu verstossen*. Das will sagen, die Definition des Ausdruckes „Wort“ muss ihre eigene Entbehrlichkeit erweisen, sofern es nicht auf jene besonderen Erwägungen ankommt, die auch diese Definition nötig machen.

Jenes Verhältnis der blossen Worte, die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachansdrücke, war als ein *Thatbestand* aufzufassen, dessen Erklärung im wesentlichsten Sinne dahinstehen muss. Diese scharfe Sonderung zwischen Thatbestand und Erklärung ist im Interesse der Kritik geboten; die Kritik muss auf diese Art ihre Eigenart rein erhalten, und sich der Versuchungen erwehren, durch die ihr unsere herkömmlichen Anschauungen gefährlich werden. So scharf aber jede Sonderung zwischen Thatbestand und Erklärung geboten erscheint, es ist anderseits höchst wichtig, dass sie überhaupt nur vom Boden dieser Kritik aus platzgreift. Aus einem Sachverhalt, der nur in Einheit und Zusammenhang wirklich ist, erscheint da als *Thatbestand* ausgeschnitten, was der Kritik auf den ersten Zugriff erreichbar ist; was also von ihrem Standpunkt aus das Erfahrbare vorstellt. Der Rest, der zurückbleibt, ist für die Kritik nur auf dem Umwege von allgemeinen Erörterungen erreichbar, und wäre daher in diesem Sinne als *Erklärung* nachzutragen.

Ein Verhältnis der blossen Worte, gleich jener Artgemeinschaft, kann sozusagen nicht aus sich selber Dasein schöpfen. Es muss ihm das nähere Verhältnis der Worte zum Denken unterliegen; und in diesem Falle zum fachlichen Denken. Denn es liegt nahe, dass Worte, die nach ihrem Gebahren innerhalb einer Sonderwissenschaft vor den übrigen Worten hervorstechen, insbesondere auch zum fachlichen Denken ein Verhältnis einhalten, das für andere Worte nicht gilt, und das in seiner Eigenheit mitbaut an der Eigenart dieses fachlichen, also hier des nationalökonomischen Denkens.

So wird der sachliche Hintergrund der Eingeborenen Fachansdrücke absehbar. Dieses Verhältnis der blossen Worte stellt eben nur das Aussen, gleichsam nur die Schaale eines Sachverhaltes vor, der in irgend einer Form für die Pflege der nationalökonomischen Wissenschaft in Kraft steht. Der Kern dieses Sachverhaltes ruht im Schoosse des nationalökonomischen Denkens, und hat an dessen Eigenart Teil, soweit die letztere von dem Verhältnisse dieses fachlichen Denkens zum Worte abhängig erscheint.

Dieser ganze Sachverhalt, Kern und Schaale, steht jedenfalls als der eine und ungeteilte in Wirklichkeit. Wenn er vom erkennenden Denken statt nach Schaale und Kern nach Thatbestand und Erklärung in sich zerfällt wird, dann ist dies eben nur vom Boden einer Kritik aus möglich, die ihrer Art nach vorerst an die Aussenseite dieses Sachverhaltes stossen muss, an jenes Verhältnis der blossen Worte. In der That macht es die besondere Art dieser Kritik aus, dass sie gleichsam von Aussen in die Nationalökonomie hineinsieht;

mit jener sehenden Unbefangenheit, die nichts im Voraus wissen *will*, an Stelle der blinden Unbefangenheit des Laien.

Anmerkung. Hier am Rande sei noch ein *anderer Weg* angedeutet, nach dem Sachverhalt hin offen, der von der Kritik nur als der sachliche Hintergrund der Eingeborenen Fachausdrücke in Betracht genommen wird. Dieser Sachverhalt wächst aus der Eigenart des nationalökonomischen Denkens hervor. Das lässt erkennen, dass man auf ihn auch von Untersuchungen her stossen muss, die sich gleichsam den Ersten Fragen der Nationalökonomie zuwenden. Fragen etwa, *wie nationalökonomische Erkenntnis überhaupt möglich sei; wie das nationalökonomische Denken nach Gegenstand und Hergang beschaffen sei*; und so fort. Uebrigens stehen diese Fragen nur für das selbstbesonnene Denken am Anfange; jenes Denken, mit dem die Wissenschaft wild aufgewachsen ist, bewegt sich immer schon auf dem Boden einer unbewussten und ungeprüften Lösung dieser Fragen.

Gelangt das erkennende Denken auf diesem anderen Wege vor den bewussten Sachverhalt, dann werden die Thatbestände, aus denen er gefügt erscheint, offenbar in der verkehrten Reihenfolge ermittelt. Keiner dieser zusammenhängenden Thatbestände wird dann als solcher ermittelt, der erst aus einem andern wieder zu „erklären“ wäre. Vielmehr lässt sich dann jeder später Ermittelte aus dem Früheren als dessen Folge ableiten. Zuletzt ergäbe sich dann jener *Zwang zur vergleichsweisen Vielverwendung bestimmter Worte*; als äusserster Ausläufer des ganzen Sachverhaltes. Dieser wäre dann eben nicht bei seiner Schale erfasst, sondern gleich in seinem Kern.

So führen, im Grundsatz genommen, *zwei Wege* nach dem Sachverhalt, dessen Annahme sich hier aufzwingt, dessen Form aber dahinstehen darf. Und so darf es hier auch dahingestellt bleiben, ob diese beiden Wege vom Ausgang bis zum Ende getrennt von einander verlaufen. Leicht möglich, dass die Kritik, wenn sie in ihrer Weise beim äusseren Thatbestand, bei der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke eingesetzt hat, und nun zur Erklärung vordringen will, überhaupt nicht weiter kommt, als zur Setzung einer *Annahme*. Zu einer Annahme über die Natur dieses Sachverhaltes, die zwar an ermittelten Thatsachen schon als Annahme ihren guten Rückhalt findet, die als das Denkbare also sogleich auch wahrscheinlich ist, die aber doch nur so zur Gewissheit werden könnte, dass man von der Kritik zu Untersuchungen im Geiste jener Ersten Fragen übergeht. Das will sagen, der erste Weg würde dann schliesslich in den zweiten einmünden. Also wäre nur der zweite Weg der gerade. Aber der erste Weg, wie ihn die Kritik eingeschlagen hat, könnte trotzdem der kürzeste sein. Und Das ist er sicher, sobald es zu einem Widerstreit mit den herkömmlichen Anschauungen kommt. Mit diesen wäre dann gleich im Voraus abgerechnet, schon im Begehen dieses ersten Weges. Es wäre viel umständlicher, wollte man diese Abrechnung erst nachtragen; für Ergebnisse noch dazu, die sich nur so ableiten liessen, dass man alle Fühlung mit den herkömmlichen Anschauungen verloren hätte. Besonders das Letztere wird man bei Strafe der platten Unverständlichkeit vermeiden müssen, und so rechtfertigt dieser Umstand allein schon das Verfahren, wie ich es hier einschlage. Dies nur zur Geschäftsordnung.

Nun gehe ich schnell noch einen Schritt weiter, und deute die *Form* an, in der sich jener Sachverhalt denken liesse. Es folgt da eine Betrachtung, die insgeheim dem Verständnis dieser ganzen Kritik dienen soll, die aber sachlich nicht in den geringsten Zusammenhang mit der Kritik gebracht wird; weil sie mit Annahmen arbeitet, die selbst über die letzten Ergebnisse der Kritik noch hinübergreifen.

Die Eigenart des nationalökonomischen Denkens kann es bedingen, dass in ihm eine Reihe von Begriffen dauernd wach bleiben müssen; das will sagen, diese Begriffe

müssten dem nationalökonomischen Denken, das ihrer auf Schritt und Tritt bedarf, fortwährend zur Hand bleiben. So will ich es in aller Kürze und Einfachheit ausdrücken, hier, seitab vom Wege der Kritik. Dieser angenommene Thatbestand wäre nun offenbar schon aus anderen Thatbeständen hergeleitet; aus tieferen Thatbeständen, die sich auf die Eigenart, auf den Gegenstand und den Hergang des nationalökonomischen Denkens beziehen, und daher die Antwort vorstellen auf jene Ersten Fragen. Das in sich verbundene Gefüge dieser Thatbestände ergäbe also den Kern eines Sachverhaltes. *Seine Schaafe wäre dann mit dem Thatbestand gegeben, dass für die Worte, denen sich jene Begriffe verknüpfen, ein Zwang zu ihrer vergleichsweisen Vielverwendung in Geltung steht.* Das Letztere ist ja ganz offenkundig aus der besonderen Eigenheit jener Begriffe herzuleiten, die sozusagen das Handwerkszeug des nationalökonomischen Denkens vorstellen würden.

Nun spricht zwar schon diese flüchtige Schilderung dafür, aber die näheren Umstände könnten es immer noch zutreffender erscheinen lassen, wenn man diesen ganzen Sachverhalt so ausdrücken wollte, *dass die Nationalökonomie einen Bedarf an „Grundbegriffen“ habe.* Was im Besonderen den letzteren Ausdruck betrifft, so würde er natürlich zur Erkenntnis des Sachverhaltes gar nichts mehr beitragen. Er hätte nur die Bedeutung des *sprachrichtig hinzugewählten Namens*; des Wortes also, das auf Grund einer ganz unabhängig von ihm gewonnenen Erkenntnis durch das Sprachgefühl herbeigerufen wird.

So entsteht die Vorstellung von einer *möglichen Sache des Namens* „Grundbegriffe“. Ihr gegenüber nun die *Bezeichnung* „Grundbegriffe“. Diese Sonderung mag recht geschraubt erscheinen, und noch dazu scheint alle Klarheit darüber ausgeschlossen, solange die Kritik nicht über die Bezeichnung „Grundbegriffe“ ausgeredet hat. In einer bestimmten Hinsicht wird es trotzdem möglich, jetzt schon das Eine zum Anderen in's Verhältnis zu setzen; wobei zugleich erhellt, dass jene Sonderung unter Umständen von recht wuchtigem Belang sein könnte.

Den Punkt, von dem aus ein scharfer Schnitt möglich wird, hat die Kritik sachlich ausser Zweifel gesetzt: *Von der herkömmlichen Bezeichnung „Grundbegriffe“ lassen sich bestimmte Worte einmal nicht wegdenken*; die Worte, an denen man das so Bezeichnete aufzählen will. Diese Aufzählung ist ja sogar das Einzige, was vom Boden des Herkommens aus über diese Bezeichnung und ihren Gebrauch feststeht. Zieht man nun die mögliche Sache des Namens „Grundbegriffe“ in Betracht, so schlosse zwar auch diese in sich, *dass* es zu einer vergleichsweisen Vielverwendung von Worten kommen müsste. Damit aber mit dieser Sache *von Haus aus bestimmte* Worte, und so wesentlich und innig verknüpft wären, wie es für die *Bezeichnung* „Grundbegriffe“ kraft alles Herkommens gilt, müsste die Erkenntnis jenes Sachverhaltes ungefähr von der Gestalt sein: „Diese und diese Begriffe, an diesen bestimmten Worten — eben den Eingeborenen Fachausdrücken — vorweisbar, müssen im nationalökonomischen Denken dauernd wach bleiben.“ Man sieht, was für die herkömmliche Bezeichnung blind und unbedingt gilt, hängt für die *Sache* des gleichlautenden Namens schon an einer klar ersichtlichen Bedingung.

Allein, es ist zum Mindesten *denkbar*, dass sich jene Erkenntnis in der Form ergibt: „Im nationalökonomischen Denken muss die so und so bestimmte *Art von Begriffen* dauernd wach bleiben.“ Dann lägen die Dinge wesentlich anders. Die Sache des Namens „Grundbegriffe“ entspräche dann vorerst gleichsam einem „weissen Blatt“; nicht bloss, was den Inhalt, sondern auch was die Zahl und vor Allem auch den Namen der Begriffe anlangt, die im nationalökonomischen Denken dauernd wach zu bleiben hätten. Das will sagen, *die Sache des Namens „Grundbegriffe“ erstünde zunächst im Sinne eines richtigen Problems*; eines Problems, das nach seiner ganz besonderen Art wohl nur so erstehen könnte, dass man sofort auch über die Mittel und Wege seiner Lösung klar wird. Diese

Lösung würde erst zu den *Begriffen* hinführen, die zusammen die Sache des Namens „Grundbegriffe“ ausmachen; und erst damit die *Worte* ausser Zweifel stellen, zu deren vergleichsweiser Vielverwendung es kommen muss, wenn anders das nationalökonomische Denken seiner Eigenart die Ehre geben will.

Zieht man diesen denkbaren Fall in Erwägung, dann legt sich sofort eine Vorstellung nahe, die unwillkürlich befremden muss. Trifft nämlich jene Schilderung zu, dann besagt es ja, grundsätzlich genommen, nur einen Zufall, wenn es gerade die Eingeborenen Fachausdrücke der Nationalökonomie wären, zu denen jenes Problem in zwei Schritten hindrängte. Nicht bloss ebensogut, sondern ungleich wahrscheinlicher könnten es also *ganz andere Worte* sein, die als die tauglichen Stiele erschienen für das begriffliche Handwerkszeug des nationalökonomischen Denkens. Zu diesen anderen Worten müsste man beim Lösen jenes Problems trotzdem greifen, weil sich die lösenden Begriffe mit den Eingeborenen Fachausdrücken einmal nicht vertragen möchten; weder im Hinblick auf die Zahl dieser Ausdrücke, noch auf deren „innere Sprachform“, noch endlich auf deren wissenschaftliche Vergangenheit. Es würden aber nicht einfach andere Worte an ihre Stelle treten; *der Auswechsel der Worte wäre sogar nur die begleitende Erscheinung*. Denn auch die Stellung dieser Worte zum nationalökonomischen Denken wäre eine wesentlich andere: statt der Eingeborenen Fachausdrücke nun richtige, in verständiger Willkür hinzugewählte Namen. Zum Verständnis kann ich an dieser vorgeschobenen Stelle nur mit dem Schlagwort dienen: *Die Nationalökonomie hätte für einen Eisernen Bestand an Worten einen gesicherten Bestand an Begriffen eingetauscht*.

Aber nun sind es doch einmal die Eingeborenen Fachausdrücke, die in der Nationalökonomie in vergleichsweiser Vielverwendung stehen; das ist und bleibt der Thatbestand, der seine Erklärung fordert. Kann nun dieser Thatbestand die Schaafe eines Sachverhaltes vorstellen, der seinem Kern nach zur vergleichsweisen Vielverwendung ganz anderer Worte hindrängt?

Nun, dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer; aber ich löse ihn hier nicht weiter auf. Das werden die späteren Ergebnisse der Kritik besorgen. Es ist doch wenigstens *absehbar* geworden, dass einer möglichen Sache des Namens „Grundbegriffe“ jener *starre Bezug auf eine Wortgruppe mangeln kann*, der sich von der herkömmlichen Bezeichnung „Grundbegriffe“ gar nicht wegdenken lässt. Das ist das Eine. Zweitens aber, bestünde eben wirklich ein Anlass, in der Nationalökonomie von „Grundbegriffen“ zu reden, in einem ernstesten, *nationalökonomisch-methodologischen* Sinne, dann würde dieser möglichen Sache des Namens „Grundbegriffe“ offenbar kein Haar gekrümmte, trotzdem die Kritik, wie es immer klarer wird, die herkömmliche Bezeichnung „Grundbegriffe“ logisch zu erdrosseln sucht, und später auch den aufzählenden Worten hart zusetzen wird. In jener ersten Hinsicht aufzuklären, und in der letzteren zu beruhigen, das war der Zweck dieser Randglosse.

Nun werden die Fälle *absehbar*, nach denen ein *Zusammenhang* möglich ist, zwischen der Bezeichnung „Grundbegriffe“ auf der einen, und der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke auf der anderen Seite. Es ist ein Sachverhalt da, der für die Pflege der nationalökonomischen Wissenschaft in irgend einer Form in Kraft steht, und dem jenes Verhältnis der blossen Worte nur die Schaafe bedeutet. Die Bezeichnung „Grundbegriffe“ kann sich unmittelbar auf diese *Schaafe* beziehen, als der *Ausdruck dieses Verhältnisses*

der blossen Worte. Diese Bezeichnung kann sich aber unmittelbar auch auf den *Kern* beziehen, als der *Ausdruck jenes Sachverhaltes.* Dann ist nur ein *mittelbarer* Bezug auf die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke vorhanden, und offenbar im Sinne einer *Erklärung* dieser Artgemeinschaft. Denn vom Boden der Kritik aus sondert sich ja Schaale und Kern im Sinne von Thatbestand und Erklärung.

Das sind die beiden möglichen Fälle des Zusammenhanges. So ersteht die Frage, *ob die Bezeichnung „Grundbegriffe“ mit der Schaale, oder mit dem Kern jenes Sachverhaltes zu thun hat.* Im Munde der Kritik erhält diese Frage die Form: Ist die Bezeichnung „Grundbegriffe“ als der Ausdruck des *festgestellten Thatbestandes* anzusehen, oder bedeutet sie, weil sie als der Ausdruck des *dahingestellten Sachverhaltes* anzuerkennen wäre, schon die *Erklärung* der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke? Die Trennung dieser beiden Möglichkeiten ist streng grundsätzlich gemeint; es kann eben nur der eine oder der andere wirklich zutreffen. Es steht schon in zweiter Linie, ob vielleicht eine thatsächliche Vermischung dazwischen eintritt; so etwa, dass jene Bezeichnung Ausdruck des Thatbestandes wäre, und nur dem Scheine nach den letzteren erklärt.

Dieser Frage kommen die früheren Nachweise zu Hilfe. Es hat sich ja gezeigt, wie fraglich es um diese Bezeichnung bestellt ist; dass sie auf jeden Fall nur von dem Range eines Sammelnamens wäre, sei es für was immer, und auf jeden Fall auch einen ganz offen liegenden Thatbestand zur Seite haben muss. Alles Dies mildert den Eindruck; denn sonst müsste auch diese Frage ganz widersinnig erscheinen: Was soll denn eine Bezeichnung „Grundbegriffe“ *unmittelbar* mit einem Verhältnisse der blossen Worte zu schaffen haben; so klar es anderseits ist, dass sie *mittelbar* Bezug darauf nimmt.

In der That, nach ihrem *Wortlaut* gerechnet, *erklärt* die Bezeichnung schon den Thatbestand der Eingeborenen Fachausdrücke. Man kann von „Begriffen“ nicht reden, ohne auf das nähere Verhältnis von Worten zu unserem Denken einzugehen. Redet man aber von „Grundbegriffen“, dann mag dies wie immer zu verstehen sein; jedenfalls soll da eine bestimmte Art von „Begriffen“ hervorgehoben werden, und dies antwortet dann auch einer besonderen Rolle, von den Worten gespielt, denen sich diese „Begriffe“ verknüpfen.

Man darf nur nicht übersehen, dass vom Boden der herkömmlichen Anschauungen aus der Ausdruck „Grundbegriffe“ durchaus keiner Erklärung dienen soll. *Da sieht man die vielberufenen Worte ganz unmittelbar dafür an, dass mit ihnen die „Grundbegriffe“ gegeben seien.* Die vergleichsweise Vielverwendung dieser Worte scheint dann als eine selbstverständliche Folge daraus *übersehen* zu werden. Jedenfalls wird mit ihr kein Thatbestand für sich erfasst. Dazu muss man erst heraustreten aus den Gewohnheiten des fachlichen Denkens, und lauter Dinge sachlich würdigen, die sonst viel zu nahe liegen, um nicht die Bäume zu spielen, vor denen man den Wald nicht sieht; eben die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke.

Diesen Thatbestand wollen auch die Forscher keineswegs erklären, die über Sinn und Geist der Bezeichnung „Grundbegriffe“ aussagen; sie legen sich einfach Rechenschaft darüber ab, was es in sich schliesst, dass mit diesen Worten die „Grundbegriffe“ gegeben seien. Auch widersprochen wird dem Gebrauche dieser Bezeichnung nie in der Absicht, die bessere Erklärung eines Thatbestandes beizubringen. Man sucht es nur geradeaus zu verfechten, dass mit jenen Worten nicht „Grundbegriffe“, sondern „Grunderscheinungen“, oder „Grundthatsachen“ gegeben seien.

Im Geiste des fachlichen Denkens besagt also der Ausdruck „Grundbegriffe“ *die einwörtliche Aussage über einen Sachverhalt, der seine Erklärung schon in sich trägt.* Die Forscher, die diese einwörtliche Aussage „Grundbegriffe“ zu einer vielwörtlichen erweitern, indem sie darüber Aufschluss geben, was sie unter diesem Ausdrucke denken, bleiben den herkömmlichen Anschauungen in der Form *und* in der Sache treu. Für den Teil der *Form* gilt dies auch von jenen Forschern, die einem Gebrauche dieses Ausdruckes widersprechen. Sie wollen die Aussage über einen Sachverhalt, der sich selber Erklärung genug scheint, abermals durch die Aussage eines solchen Sachverhaltes verdrängen.

Für die Kritik dagegen, wie sie hier abrollt, *für diese Kritik liegt mit der Bezeichnung „Grundbegriffe“ ein Versuch vor, das Dasein der Eingeborenen Fachausdrücke zu erklären.* Eine einwörtliche und vom Herkommen getragene Erklärung, die von Seiten einzelner Forscher vertieft erscheint, von anderen wieder durch eine andere Erklärung ersetzt.

Nur bei *dieser* Auffassung, die unseren herkömmlichen Anschauungen notwendig fremd bleiben muss, kann die Frage erstehen, ob sich die Bezeichnung „Grundbegriffe“ auf den Kern des Sachver-

haltes bezieht, dem die Eingeborenen Fachausdrücke nur die Schaale sind, oder ob sie nur mit dieser Schaale zu thun hat; das will sagen, ob der Erklärungsversuch, der mit dieser Bezeichnung vorliegt, ernst zu nehmen sei, oder ob man diese Bezeichnung nur als den blossen Sammelnamen der vielberufenen Worte aufzufassen hat, *deren Rolle als Eingeborene Fachausdrücke dabei unerklärt bliebe*.

Dazu ist es offenbar nicht nötig, dass die Kritik zuerst von ihrer Seite das Dasein der Eingeborenen Fachausdrücke zu erklären sucht, um so zu einem Urtheile über jenen herkömmlichen Erklärungsversuch zu gelangen. Sie braucht einfach zu untersuchen, *in welcher Weise diese Erklärung zustande kommt*; mit anderen Worten, *wie es zu einer Sache des Herkommens werden konnte, in der Nationalökonomie von „Grundbegriffen“ zu sprechen*.

Anmerkung. Schon die bisherigen Ergebnisse haben es als eine zwingende Vermuthung nahegelegt, dass die Bezeichnung „Grundbegriffe“ nur ein Verlegenheitsausdruck sei. Es ist die nämliche Sache nur von einer anderen Seite her beleuchtet, wenn sich diese Bezeichnung nun als eine Scheinerklärung ergeben soll. Erst damit aber wird die zwingende Vermuthung zum Ergebnis einer richtigen Untersuchung, und zugleich kommt es zu einem Austrag zwischen Kritik und Herkommen.

Soweit die Kritik an der Bezeichnung „Grundbegriffe“ Selbstzweck sein soll, ist gegen einen solchen Vorgang nichts einzuwenden. Es wird jedoch immer offenkundiger, dass die kritische Wendung gegen diese Bezeichnung nur Mittel zum Zweck ist, Zweck aber die Erklärung des Thatbestandes der Eingeborenen Fachausdrücke; der eigenthümlichen Rolle also, die bei der Pflege der nationalökonomischen Wissenschaft den vielberufenen Worten zufällt. Da könnte es befremden, dass ich diese Bezeichnung nicht einfach links liegen lasse, mag nun der Glaube an ihren Ernst bisher schon mehr oder minder erschüttert sein. So mögen die vielen Worte, die mich das letzte Wort über die Bezeichnung „Grundbegriffe“ noch kosten wird, im günstigsten Falle nur ein Lächeln erregen. Wozu die ganze Liebsmüh!

Aber nun spielt sich diese Bezeichnung einmal als die Erklärung des Thatbestandes auf, von dem in der Folge erst erhellen soll, wie *dringend* er einer Erklärung bedarf. Und stellt jenen Erklärungsversuch vor, von dem, weil er vom Herkommen getragen wird, alle übrigen ihren gemeinsamen Ausgang nehmen. Mit ihm müsste die Kritik nicht bloss in jedem Falle abrechnen, wenn sie dann für ihren eigenen Teil der Erklärung nachgeht; um sich dazu freie Bahn zu schaffen, muss sie sogar am Allerersten mit dem Schein dieser Erklärung aufräumen, und am Gründlichsten. Denn es sei noch so windig um eine Bezeichnung bestellt, *sofern sie nur vom Herkommen in Schutz genommen wird*, ist sie unserem Denken sicher gut genug, um sich hinter sie zu retten, *auf der Flucht vor sich selber!* Gesetzt, der Glaube an die vielberufenen Worte sei von der Kritik noch so sehr in die Enge getrieben: solange jene Bezeichnung nicht endgiltig abgethan ist, stünde diesem Glauben immer noch die Ausflucht offen, dass mit diesen Worten schliesslich doch die „Grundbegriffe“ vorlägen! Hier muss also die Kritik ganze Arbeit leisten, und selbst dem Anschein zum Trotz, dass sie Mücken seihe. Soviel dürfte ja in der Folge klar werden, wie sehr die Nationalökonomie wohl daran thut, wenn sie die Angelegenheit jener Worte ein-

mal etwas gründlicher in's Reine zu bringen sucht, und nach den ungezählten „Revisionen der Grundbegriffe“ so etwas wie eine „Revision des Grundbegriffs“ unternimmt. So möchte ich beinahe sagen: auch wer zuletzt lächelt, fährt am Besten dabei.

VI.

Unseren herkömmlichen Anschauungen bleiben die Eingeborenen Fachausdrücke nur ihrer *Art* nach verborgen, bei der es auf ein Verhältnis der blossen Worte ankommt. Von ihnen selber jedoch, als *Worten*, wird durch die *Aufzählung* Notiz genommen, die allem Herkommen nach der Bezeichnung „Grundbegriffe“ zur Seite steht. Ohne Absicht, aber in der Thatsache zweifellos, wird das Dasein der Eingeborenen Fachausdrücke zu *erklären* gesucht, wenn jene Worte im Geiste der herkömmlichen Anschauungen dafür angesehen werden, dass mit ihnen die „Grundbegriffe“ vorlägen. Nun hängt der Erklärungsversuch, die Bezeichnung „Grundbegriffe“, mit dem zu Erklärenden, mit der Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke, sie hängen durch die *vollzogene Aufzählung* zusammen: *daher ist die Art, wie hier eine Erklärung überhaupt zustande kommt, an der Art und Weise zu untersuchen, in der jene Aufzählung vollzogen wird; wie es also zu einem wirklichen Beisammen der vielberufenen Worte kommt.*

Im Geiste der herkömmlichen Anschauungen müssten diese Worte in dem Sinne zu einander kommen, dass vom wissenschaftlichen Denken in thätiger Uebung die „Grundbegriffe“ erkannt würden. Dann wäre die einwörtliche Erklärung, die mit dem Wortlaut dieser Bezeichnung vorliegen will, allerdings ernst zu nehmen. Das wissenschaftliche Denken hätte sich dann wirklich dem Kern jenes Sachverhaltes zugewandt, aus dem sich das auffällige Gebahren jener Worte als eine ganz selbstverständliche Folge herleiten liesse. Dem gegenüber wird nun die Kritik einer anderen Möglichkeit nachforschen. Der Vollzug der Aufzählung kann sich ja dem wissenschaftlichen Denken *schon aus den Verhältnissen der blossen Worte aufzwingen*; so zwar, dass sich das wissenschaftliche Denken diesem Zwange beugen würde, ganz unabhängig davon, was es hinter den aufgezählten Worten suchen will und zu finden glaubt. Damit wäre aber bewiesen, dass die Bezeichnung „Grundbegriffe“ nur ihrem Wortlaut nach mit dem Kern, *in der Sache aber nur mit der Schaafe jenes Sachverhaltes zu thun hat*; dass sie somit die Artgemeinschaft

der Eingeborenen Fachausdrücke nicht wirklich erklärt, sondern einfach Kenntniss nimmt von ihr, unter der Maske einer Scheinerklärung.

Für die Untersuchung scheint hier nur Ein Weg offen: nachforschen, wann, wo, und wie einerseits jene Aufzählung ein erstes Mal erfolgt, und anderseits die Bezeichnung „Grundbegriffe“ zuerst verwendet worden ist. In Wahrheit ergäbe Das auch nicht den geringsten Aufschluss. Nehmen wir zum Beispiel als ermittelt an, dass jene Aufzählung schon öfters erfolgt wäre, ehe diese Bezeichnung mit ihr in Verbindung gewesen. Damit läge noch nicht die Spur eines Gegenbeweises gegen die Ansicht vor, dass jene Worte im Wege einer richtigen Erkenntnis der „Grundbegriffe“ — das will sagen, von etwas, das man eben so nennen dürfte, — zusammen kämen. Die stumme Aufzählung beweist ja nichts in Sachen der *Sinnesmeinung*, in der man jene Worte zusammenbringen will. Allein, selbst diese Sinnesmeinung gibt hier noch nicht den Ausschlag! Es sei umgekehrt angenommen, dass jene Aufzählung von Anfang an nie ohne Hinzutritt der Bezeichnung „Grundbegriffe“ erfolgt wäre; ja sogar nie ohne sachliche Aussagen über Sinn und Geist dieser Bezeichnung. Damit spräche sich die Sinnesmeinung des Aufzählens zwar mit einer Klarheit aus, hinter welcher die nationalökonomische Wirklichkeit doch etwas zurückbleibt. Aber selbst durch diese Annahme, die für sie zweifellos die günstigste ist, wäre jene Ansicht noch nicht gerettet. Denn auch mit dieser Annahme müsste die Kritik zu rechnen vermögen, und es muss ihr trotzdem der Nachweis gelingen, dass jene Aufzählung aus Verhältnissen der blossen Worte heraus erzwungen sei. Dieser Nachweis wäre ja gar nicht vollständig, wenn nicht aus ihm zugleich verständlich wird, dass auch die erzwungene Aufzählung stets in einer Sinnesmeinung erfolgen muss, die unter den einmal gegebenen Umständen nach jener Bezeichnung greifen lässt; so zwar, dass es nur mehr an der Selbstbesonnenheit des Denkens hängt, ob man diese einwörtliche Aussage hinterher zu einer vielwörtlichen zu erweitern sucht.

Man sieht, innerhalb dieses Streites geht den Thatsachen des „Schwarz auf Weiss“, die immer nur den einzelnen Fall vertreten können, gleichsam der Athem der Beweiskraft aus. Unter Bezug auf den einzelnen Fall wird die Deutung Alles, die Thatsache nichts. Es muss daher der Anhalt bei Erwägungen gesucht werden, die unentwegt auf das Ganze der einschlägigen Verhältnisse gerichtet sind. So gehe ich sofort zur entscheidenden Betrachtung über, *ob die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke das Zeug in sich hat, um sich schon als das Verhältniss der blossen Worte dem wissen-*

schaftlichen Denken so aufzudrängen, dass es in irgend einer Sinnesmeinung früher oder später zu einer Aufzählung jener Worte kommen muss. Ueber diese Sinnesmeinung wird dann an zweiter Stelle zu handeln sein.

Zum Vergleich einen Seitenblick auf jenen Zusammenhalt unter den nämlichen Worten, den schon ihre „innere Sprachform“ knüpft. Artmerkmal ist hier das Anklingen von Sorge und Mühen des täglichen Lebens. Aber dieser Zusammenhalt bringt sich nicht aus eigener Kraft zur Geltung. Jenes Artmerkmal kann immer erst durch den Vergleich dieser Worte untereinander auffallen. Dazu müssen doch diese Worte schon beisammen sein; oder man müsste die Absicht durchführen wollen, gleich den ganzen Wortschatz der Sprache nach solchen Anklängen zu ordnen. Somit bietet diese Artgemeinschaft zu einem Zusammenstellen dieser Worte so wenig den ursprünglichen Anlass, dass sie überhaupt erst zu erkennen ist, nachdem von diesen Worten einige schon beisammen sind; dann könnten natürlich die übrigen hinzugesucht werden, durch prüfenden Abgleich an dem Stamm der Aufzählung. Und dazu nun das Gegenstück, der Zusammenhalt der nämlichen Worte, als Eingeborene Fachausdrücke der Nationalökonomie.

Da beruht die Artgemeinschaft auf dem gleichen Gebahren inmitten der Nationalökonomie, wie es diese Worte erkennen lassen, gleichgiltig, was immer ihr geistiger Gehalt sei. Die Artmerkmale hier gelten aber nicht schlechthin für jedes einzelne Wort, *sie kommen, ohne Vergleich untereinander, für jedes vereinzelte Wort gesondert an den Tag.* Die Einsicht zum Beispiel, dass in der Nationalökonomie das Wort „Wirtschaft“, mit einer Beharrlichkeit wiederkehrt, die keinen Zweifel offen lässt, dass hier ein Zwang zur vergleichswisen Vielverwendung obwaltet, den jeder Nationalökonom in eigener Sache auch wirklich erfährt, diese Einsicht kann doch im Grundsätze ganz für sich gewonnen werden. Sie ist keineswegs daran gebunden, dass man von anderen Worten das Gleiche ermittelt. In jedem einzelnen Falle greift da wohl ein Vergleichen mit *beliebigen* Worten Platz; ein Vergleich jener Worte *untereinander* ist nicht vonnöten. Wenn also das Gebahren dieser Worte nur überhaupt auffällt, so fällt es an jedem einzelnen Worte auf, ohne dass man sie vorher schon zusammen suchen, oder gar schon beisammen finden müsste.

Aber nichts ist natürlicher, als dass jener Worte Treiben auffallen muss, früher oder später. Das wissenschaftliche Denken braucht nur ein Fünkchen Bedacht zu üben; wenn es nur soweit seinen Stoff zu beherrschen anfängt, um nicht mehr völlig von ihm beherrscht zu

sein und schon für einen flüchtigen Blick auf sein eigen Gebahren Zeit zu finden: und es *muss* dessen gewahr werden, wie es immer und immer wieder auf die nämlichen Worte gestossen wird. Die Art, in der sich das nationalökonomische Denken hier aus der Affaire zieht, kommt erst hinterher zur Erwägung. Hier war nur auf den springenden Punkt zu verweisen, *dass jenes bezeichnende Treiben einiger Worte dem wissenschaftlichen Denken in die eigenen Kreise fährt*; es stolpert gleichsam darüber. Das Erkennen jener Artmerkmale wird vom wissenschaftlichen Denken nicht thätig vollzogen, sondern ausgesprochen duldend erlebt. Nun ist es schliesslich das nämliche Denken, das hier, da, dort, bei *verschiedenen Worten* also die *nämlichen Erlebnisse* erntet. Da bedeutet es doch mehr als ein blosses Gleichnis, zu sagen, *dass hier die Worte, schon die blossen Worte zusammendrängen, weil ein immerhin enger Kreis von Worten sich einzeln in der nämlichen Weise aufdrängt*. Das wissenschaftliche Denken könnte noch weit von der Frage stehen, *warum* diese Worte zusammengehören, was der tiefere Sinn ihres gleichen Gebahrens sei, und es empfände längst, *dass* sie zusammengehören.

Vor der „formalen“ Logik besteht freilich nur der Eine Schlag Artgemeinschaft: durch das Sieb des Allgemeinen aus dem Kunterbunt des Besonderen gesiebt. Für die Welt seines eigenen Gebahrens, für die grüne Wirklichkeit des Denkens, da kann Art und Art sehr zweierlei sein, genommen nach dem Verhältnis der Art zu ihren Gliedern. Gehören zum Beispiel nicht „Pferd“ und „Pferd“ ganz anders zusammen, als etwa „Tausch“ und „Tausch“! Denn wo das Denken schöpferisch für die Wirklichkeit erscheint, (wie überall beim Handeln,) da hinkt das Besondere gerade im Wesen dem Allgemeinen nach: das einzelne Glied der Gattung ist Glied der Gattung eben dadurch, dass es aus dem Denken der Art vollzogen wurde. Und so gibt es auch Arten, deren Glieder zwar nicht aus dem Denken der Art vollzogen werden, die aber unser Denken auch wieder nicht nach einem widerrufflich vorgefassten Schema zusammensucht; *weil es sich gleichsam selber fängt an ihnen*, kraft der besonderen Artung ihrer Merkmale. Und dies ohne vorangestelltes Schema, selbst ohne die Absicht einer Verallgemeinerung. Für den Teil solcher Artgemeinschaften liefert sich das erkennende Denken nur einem Erlebnis leidend aus.

Dafür nun hier das Beispiel. Denn eben in dieser Weise bringt sich die Artgemeinschaft der Eingeborenen Fachausdrücke aus eigener Kraft zur Geltung, *und so drängen hier thatsächlich die Worte selber zur Aufzählung*. Wie unser Denken schon dem Gebrauch

dieser Worte machtlos ausgeliefert ist, so legt sich ihm, und aus den nämlichen duldenden Erlebnissen heraus, auch ihre Aufzählung nahe. Also nicht einmal den *blossen Worten* gegenüber, mit Rücksicht auf ihr Gebahren, kann hier von einem „*Verallgemeinern*“ die Rede sein, *im Sinne eines thätigen Eingriffs unseres Denkens*. Geschweige, dass der Aufzählung ein „*Verallgemeinern*“ von etwas unterläge, das in was immer für einem Verhältnis zu blossen Worten stehen mag, aber von den letzteren doch zu sondern sein muss, indem man es „*Begriffe*“ nennt. *In diesem grundwesentlichen Sinne verbietet sich die Ansicht, dass jene Aufzählung durch ein Erkennen der „Grundbegriffe“ zustande käme*. Vor Eindrücken, die ihm förmlich in die Augen springen, kann unser Denken unmöglich die Augen schliessen, um dann erst aus eigener Macht zu erkennen, was ihm gleichsam wider Willen schon das Treiben der blossen Worte zubringen musste.

Nun bleibt die *Sinnesmeinung* zu erwägen, in der jene Aufzählung vollzogen wird. Es ist ja im Voraus klar, der Hinzutritt der Bezeichnung „Grundbegriffe“ will nur irgendwie besagen, dass sich unser Denken eine eigene Leistung vortäuscht, dort, wo es dem Zwange aus einem blossen Verhältnis der blossen Worte heraus nachgibt. Es hätte da überhaupt nur Ja und Amen zu sagen, nimmt aber die aufdringlichen Worte nicht als Worte entgegen, sondern spricht sie selbstgefällig als „Grundbegriffe“ an. Diesem frommen Selbstbetrug leistet übrigens der Sprachgebrauch Vorschub, und für diesen letzten Punkt müsste ich auf jeden Fall noch Einiges hinzufügen. Das soll später geschehen. Dort will ich dann auch den Schlusstrich ziehen, und die Ergebnisse überschlagen.

Aber grundsätzlich genommen dürfte die ganze Sache eigentlich jetzt schon als erledigt gelten. *Und durchaus im Geiste der Vermuthung, die schon die früheren Ergebnisse zwingend nahegelegt hatten*. Auch lässt sich jetzt schon der Widerstreit übersehen, von dem dort die Sprache war; jener Widerstreit gegen unsere herkömmlichen Anschauungen, dem diese Kritik nun einmal nicht ausweichen darf. Leider, weil er die Kritik immer wieder zwingt, doppelt zu nähen; und so auch hier.

Ansichten, die in unseren herkömmlichen Anschauungen einwurzeln, können logisch tot sein, und gleichsam psychologisch trotzdem weiterleben; als Keime von Vorurteilen, die im gegebenen Augenblicke unser Denken ganz so in ihrer Gewalt haben, als ob sich dieses Denken niemals vor ihrer Widerlegung gebeugt hätte. So bleibt

nichts übrig, ich muss auch hier vorbeugen und die erledigte Sache erst noch näher erörtern, *nach allen ihren Wenn und Aber*.

Anmerkung. Diesen ganzen Ausführungen, besonders noch den folgenden, muss ich in einer bestimmten Hinsicht den Rücken decken. Es stehen hier Dinge zur Erwägung, die sich im *Werdegang der Nationalökonomie* abspielen. Für sie könnte man aus der nationalökonomischen Aussagenwelt bald irgendwie Belege, bald Nachweise auf dem Wege einer Durchzählung beibringen. Aber die Belege wären eitel Flitter, wie es oben angedeutet worden; und auch jener Nachweise ist diese Erörterung überhoben, weil diesen wieder die „Gemeine Erfahrung“ vorgreift.

Anderseits aber kann es nicht ausbleiben, dass man diesen Ausführungen, weil sie nun einmal den Werdegang der Nationalökonomie angehen, den letzteren gleichsam zur Begleitung beilegt. Geschieht es nicht gemäss einzelner Vorkommnisse, dann sicher den allgemeinen Vorstellungen nach, die sich darüber niedergeschlagen haben. Nun ist gerade auch der Werdegang der Nationalökonomie so beschaffen, dass er eine unbequeme, störende Folie für Erwägungen abgibt, die *immer das grundsätzliche Verhältnis im Auge behalten müssen*, gedacht bei glattem Verlauf der Dinge. Denn im thatsächlichen Hergang *verschleiert* sich dieses grundsätzliche Verhältnis oft bis zur Unkenntlichkeit. Schuld daran ist etwas, das man wohl als *Umwege* dieses Werdeganges bezeichnen muss; da unser Denken einmal so anmaassend ist, an die Wirklichkeit immer schon mit einem Schema heranzutreten, dem sie bei Strafe ihres Tadels zu gehorchen hätte. Jene thatsächlichen Verhältnisse will ich nun kurz berühren; nur in grössten Zügen, die übrigens noch vieles Andere umfassen, das noch nicht in den Text hineingehört, seinem Verständnis aber doch frommen könnte.

Für den Werdegang der Nationalökonomie wären natürlich die Thatsachen ihrer Geschichte am Worte. Aber gerade seine Umwege lassen sich an den fünf Fingern abzählen, und so lässt es sich vermeiden, diese erläuternde Randzeichnung mit literargeschichtlichen Einzelheiten zu überladen. Für den Einblick in jene Umwege genügt es, sich etwas vorzuhalten, an das ich hier nur unter dem Vorbehalt sachlicher Würdigung streife, weil es von der Bedeutung eines *Grundverhältnisses* für die Nationalökonomie erscheint; das in der nationalökonomischen Betrachtung wohl auch nur deshalb nicht *ausreichend* gewürdigt wird, weil es gar zu nahe liegt. Denn zum Alleralltäglichsten unseres Daseins gehört doch sicherlich *unser Handeln!* In der That aber braucht man an dieser Stelle nur davon auszugehen, dass die Nationalökonomie eine *Wissenschaft von den menschlichen Handlungen* sei, in irgend einer besonderen Weise. Diese nicht einem Schlüsselwort, sondern einem *sachlichen* Schlüssel zu entnehmen, das besagt für die Nationalökonomie, um es hier vorgehend anzudeuten, die Freiheit vom Worte.

Dieser Schlüssel mag in letzter Linie nur ein *besonderer Gesichtspunkt* sein, unter dem die Nationalökonomie ein Erfahrungsgebiet beschaut, das sie mit anderen Wissenschaften zu Gemeinbesitz hat. Mit diesem Schlüssel hängt es sachlich zusammen, aber es genügt wohl, wenn ich, und hier eben nur schlagwörtlich, eine Unterscheidung zwischen „*geschichtlichen*“ und „*ungeschichtlichen*“ Handlungen anklängen lasse¹⁾, um es eigentlich wie eine Binsenwahrheit empfinden zu lassen, dass die Nationalökonomie ihrer *roh* erfassten Sonderheit nach gar nichts Anderes sei, als die *Erfahrungswissenschaft vom Alltagsleben aller Zeiten*.

So muss sie notwendig eine *spätgeborene* Tochter des menschlichen Geistes sein. Weniger vielleicht, weil zum Verstehen dieser nächstliegenden Dinge besonders viel Philo-

1) Vergl. LEXIS, „Einleitung in die Theorie der Bevölkerungsstatistik“

sophie gehört. (Soweit dies übrigens zutrifft, kann es uns ein Trost sein, wenn uns Skrupel über Dies und Jenes beschleichen.) Aber die Gründe der Spätkburt liegen zum besten Teile wohl darin, dass aller *Erkenntnis des Alltäglichen* jene eingefleischte *Kenntnis der Alltäglichkeit* breit im Wege steht, die uns Allen eigen ist, weil wir insgesamt, Nationalökonomien wie Laien, Fachleute des „täglichen Lebens“ sind.

Denn nur für den ersten Anschein ebnet diese Kenntnis, — die unser Denken zum Mindesten so weich und warm in Worte bettet — jener Erkenntnis den Weg. Eher sind es ja die letzten Dinge, über welche der Mensch zuerst nachdenken will; während die nächsten, die Dinge, die unablässig Gegenstände seines *Denkens* sind, ihn zum *Nachdenken* für's Erste nicht reizen. Wir sind allzusehr mit unseren Interessen dabei, um Interesse daran zu finden¹⁾. Für den Hausgebrauch sind wir eben versehen, für alles Weitere fehlt der Kitzel des Absonderlichen. Es fehlt aber nicht bloss der Anreiz, diese Dinge machen uns das Nachdenken auch nicht leicht. Abermals weniger, weil sie in so übergrosser Nähe sind; der sich unser geistiger Blick erst anpassen muss, (und gerade Dies fällt dem Fachlogiker, der gewöhnlich durch die Schule eines Denkens über die „letzten Dinge“ gegangen ist, ganz naturgemäss schwer; so dass am Meisten noch die Nationalökonomie die Ordnung ihrer häuslichen Angelegenheiten in eigene Regie übernehmen muss.) Vor Allem wurzelt die Schwierigkeit darin, dass unser *Nachdenken überall im zähen Brei des schlicht Vorgeordneten herumwaten muss*. Dieses schlicht und keck zugleich Vorgeordnete schwatzt überall herein, weiss alles im Voraus, bringt zum Beispiel auch Thatbestand und Erklärung durcheinander, — in der That die gleichen Schwierigkeiten, die dem methodologischen Denken aus dem Alltagsleben einer Wissenschaft heraus erwachsen!

So ist es ganz gut zu verstehen, dass just die lebensgrünste Wissenschaft, die sich eines unermesslichen Erfahrungsgebietes voll der packendsten Vorwürfe rühmen darf, lange Zeit hindurch nur aus *Ansätzen* bestanden hat; in der Hut älterer Wissenschaften, und eines so gegensätzlichen Schlages, dass sie, als echte Erfahrungswissenschaft, bei ihnen vielleicht nicht der besten Kinderstube genoss. Bis sie endlich sich selber gefunden hatte; wohl ein bisschen zu sehr durch Kammer, Kanzlei und Kontor hindurch, wie es abermals der Unstern ihres Erfahrungsstoffes mit sich bringen musste. Dass die Nationalökonomie überdies — wenn mir im Vorbeigehen auch diese vorwitzige Bemerkung erlaubt ist! — das Unglück hatte, ein Wunderkind zu sein, und „klassisch“ war, ehe sie recht wusste, dass und wie sie eine Erfahrungswissenschaft sei, das gehört auch hierher. Das Genie verführter Autoritäten muss schon sehr viel Gutes thun, um das viele Böse wettzumachen, das ihre *Worte und Wendungen* einer Erfahrungswissenschaft zufügen können, wenn die letzteren, mit der Wucht der Autorität in die Erinnerung eingehämmert, zu einem eisernen Bestand an Worten hinzutreten, unter dem das Denken haltlos auf und ab wallt.

Aus jenem Grundverhältnis nun, dass die Nationalökonomie eine der *Erfahrungswissenschaften von den menschlichen Handlungen* sei, ergeben sich die Wissenschaften ganz von selber, die, ohne Ihresgleichen zu sein, bei ihr wenigstens die Pathenstelle übernehmen mussten; wenn auch alles nationalökonomische Denken in letzter und entscheidender Linie aus der Alltagskenntnis emporwächst.

Den ersten Anlass wohl, das Handeln mehr zu überdenken, als es schon für das Handeln selber nötig wird, spricht man mit dem Worte *Recht* aus. Dieser Antrieb steigert sich mit jeder Stufe der Rechtsentwicklung. Schon vom freilebenden zum kodifizierten Recht; und auf der dritten Stufe entführt er das Denken bis in die Höhe von „Begriffen“, über die Welt des Handelns, die unübertrefflich wären, wenn sie nicht, in irgend einem Sinne innerer, zwischen sich und der Wirklichkeit die *wertgefestelte Satzung* hätten. Es

1) Vergl. WINDELBAND, „Präludien“, p. 208.

ist, keine tröstliche Einsicht, aber hier ist jedenfalls ein Wurzelpunkt nationalökonomischer Erkenntnis anzunehmen, und die Thatsachen sagen Ja.

Weil aber das menschliche Handeln ein gar so merkwürdig Ding ist, das sich vor seiner eigenen Wirklichkeit beschauen kann, so begreift man abermals im Voraus, dass immer noch früher als das starre Sein der verwirklichten Handlungen — und noch dazu von seiner nüchternsten Seite her — das bewegliche Sollen des Handelns dem Nachdenken verfällt. Die Theoreme, die von da her, von *Moral und Ethik*, in die Nationalökonomie hineinschatten, haben nur leider wieder ihr gutes Recht darauf, dass sie die Wirklichkeit nicht zur Mutter brauchen, weil sie den Wunsch nach dem Guten und Sittlichen schon zum Vater haben. Dieser Wunsch aber, wie er von Satzung ausgeht, kehrt zu Satzung auch zurück, die als solche eben am Worte hängt.

So nebenher wird es hier fühlbar, wie sich gegen diese arme Erfahrungswissenschaft förmlich Alles verschwört, *um ihr Denken dem Worte botmässig zu machen*; im Geiste jenes Schema „Wort — Erfahrung — Begriff“, von dem ich später andeuten will, wie es (scholastisch) die Eigenart eines Denkens beirrt, dem als erfahrungswissenschaftlichen Denken nur das Schema „Erfahrung — Begriff — Wort“ gezieht. In dieser Richtung wirkt schon der Umstand, dass der Nationalökonomie, und mehr als jeder anderen Wissenschaft, jenes vorwissenschaftliche Denken *vergreift*, das auch immer das ausserwissenschaftliche bleiben wird, und das, weil es mit der Sprache zusammen grün aufwächst, ihren Worten und Wendungen verhaftet bleibt. (Diesem Vorgriff dankt ja die Nationalökonomie ihre Eingeborenen Fachansdrücke.) Die Kunstsprache der „Klassiker“ trägt auch ihr Scherflein dazu bei. Und nun zeigt es sich, dass der Werdegang der Nationalökonomie seinen Umweg über Wissenschaften nimmt, für die das Verhältnis des Wortes zum Denken so ziemlich im Gegensatz dazu steht, wie es für eine Erfahrungswissenschaft zu gelten hätte.

Im Augenblicke sind nur diese *Umwege über ältere Wissenschaften* von aktuellem Interesse, in einer sehr äusserlichen Hinsicht. Sie sind es eben, die jenes grundsätzliche Verhältnis verschleiern, an das sich die laufende Erörterung halten muss, will sie ihrem Gegenstand überhaupt beikommen. Soll nun zum Beispiel erwogen werden, wie die Wissenschaft auf gewisse Worte aufmerksam wurde, dann darf es gleich nicht beirren, wenn sich dieser Vorgang gar nicht eigentlich in der Nationalökonomie, sondern schon vorher in fremden Wissenschaften abgespielt hätte. Dann eben innerhalb von Erörterungen, die trotz ihres äusserlichen Verbandes die nationalökonomische Eigenart vorwegnehmen. Die Nationalökonomie steht da weniger geschaffenen Thatsachen gegenüber, als sie zum Theile aus eben diesen Thatsachen selber erst geschaffen wurde. Ihr Werdegang verläuft eben jugendwärts in andere Wissenschaften hinein, *und was dort geschehen, ist dem grundsätzlichen Verhältnis nach doch in der Nationalökonomie geschehen*. Das hängt nicht einfach an den gleichen Worten, sondern vor Allem an der nämlichen Rolle der gleichen Worte. Und hier nun wieder der Anschluss an die Sache, nach einer langen Abschweifung, zum Teil freilich gegen den Kern der Sache hin.

VII.

Ursprünglich mussten die vielberufenen Worte auch in der Nationalökonomie eine *harmlose, unbefangene Verwendung* finden. Allerdings hat der Zwang zu ihrer vergleichsweisen Vielverwendung

trotzdem schon bestanden: der ist ja unzertrennlich von der national-ökonomischen Erörterung, wie sie anders in der Erfahrung einmal nicht gegeben ist. Aber dieser Zwang hat eben blind vorgewaltet; das wissenschaftliche Denken war sich seiner auch nicht für einzelne jener Worte bewusst. Es hat der Letzteren Hilfe nicht anders in Anspruch genommen, als dies für die übrigen Worte der lebenden Sprache gilt. *Diese Worte waren der Thatsache nach schon in ihrer Rolle, als Fachausdrücke; aber sie verloren sich gleichsam noch im Dunkel der Sprache.*

Diese Vorstellung muss uns heutigen Tages befremden; das erklärt sich aus mehreren Gründen, vor Allem aus einem ganz allgemeinen. Die Fluth der Definitionen und „Wesenserklärungen“, der „Lehren“ und „Theorien“, die sich seither über jene Worte ergossen hat, der endlose Streit, der sich daraus entsponnen, dies Alles hat uns diese Worte bis zu solchem Ueberdruß unter die Nase gerieben, dass unser Denken seine Harmlosigkeit ihnen gegenüber bis auf den letzten Rest einbüßen musste. Schon desshalb fällt es uns schwer, von der Vorstellung auszugehen, dass auch diese Worte einst ganz so verwendet wurden, als etwa die Wörtchen „der“, „die“, „das“. Inzwischen, seit das Herkommen die Reihe dieser Worte der Bezeichnung „Grundbegriffe“ an die Seite zu stellen wusste, als die Aufzählung des so Bezeichneten, gilt von diesen Worten, dass sie für unser Auge aus allen Zusammenhängen hervorstechen, selbst dort, wo sie mit Absicht ganz unbefangen verwendet werden. Eine Unbefangenheit, die übrigens schon desshalb keine echte mehr sein kann, weil dabei nunmehr ein Widerspruch gegen das nationalökonomische Herkommen unterläuft. Derlei *passive* Auflehnung gegen das „Herrschen“ dieser Worte, um auch dies vorgreifend zu berühren, bleibt auf halhem Wege stecken, so gut und richtig sie gemeint ist.

Gegen jene Vorstellung, von der man trotzdem notwendig ausgehen muss, lehnt sich noch etwas Anderes auf. Es widerspräche zwar unseren herkömmlichen Anschauungen selber, anzunehmen, dass die Nationalökonomie gleich mit einer richtigen Aufzählung jener Worte in's Dasein getreten wäre. Das schlosse gerade vom Boden des Herkömmlichen aus in sich, dass eine Wissenschaft mit der Erkenntnis ihrer „Grundbegriffe“ in's Dasein treten würde; eine durchaus unwirkliche Vorstellung. Es legt sich jedoch um anderer Umstände wegen *gefühlsmässig* nahe, dass alles nationalökonomische Denken von Haus aus in einem wesentlichen Sinne mit jenen Worten zu schaffen hatte; in dem Sinne, dass es gleichsam *als ein Denken aus diesen Worten heraus geboren wurde*; als ein Denken nämlich

über „die Wirtschaft“, „den Wert“, „die Güter“ und so fort. Für dieses Vorurteil lassen sich zwei Wurzeln vorweisen.

Die Nationalökonomie mag wie immer emporgewachsen sein, zum rechten Bewusstsein ihrer selbst ist sie, gleich jeder anderen Wissenschaft, erst dadurch gelangt, dass man zwischen vielerlei Erkenntnissen genug Einheit wahrnahm, um sie zu einem gegliederten Aufbau, zu einem „Systeme“ zu vereinen. Es liegt aber nahe, dass bei aller „Systematisierung“ der Wissenschaft die Worte, an denen man herkömmlich die „Grundbegriffe“ aufzählt, irgendwie zum Anhalt wurden. In der That, wo immer die nationalökonomischen Erkenntnisse gleichsam in Reih' und Glied zu bringen waren, fiel den Eingeborenen Fachausdrücken dabei die Rolle der Flügelmänner zu. Ihnen selber, oder doch Worten, die sich für ihr eigenes Verhältnis zu unserem Denken auf jenes von einzelnen dieser Ausdrücke berufen; man denke zum Beispiel an „Produktion, Konsumtion, Verteilung der Güter“, und Aehnliches. So haftet unserem Denken die Neigung an, nach jenen Flügelmännern auszublicken; unwillkürlich suchen wir jede gegebene nationalökonomische Erörterung mittelbar oder unmittelbar mit einem der Eingeborenen Fachausdrücke in Beziehung zu bringen. In solcher Weise erstehen unserem Denken für den überschauenden Blick die verschiedenen „*Lehren*“: „Lehre von der Wirtschaft“, „Lehre vom Werte“, „Lehre vom Einkommen“, und so fort. Das sind übrigens „Lehren“ im *weiteren* Sinne; sie haben nur mittelbar mit jenen „Lehren“ im *engeren* Sinne zu schaffen, die sich damit ergeben, dass sich die Eingeborenen Fachausdrücke zu Leitworten der Forschung auswachsen; das bleibe einstweilen ausser Betracht. Jedenfalls wird es uns mit mehr oder weniger Gewalt möglich, jegliche Erörterung, die wir als eine nationalökonomische, vielleicht nur aus der Rückschau, erkennen, unter eine dieser „Lehren“ einzureihen.

Mit dieser Gewohnheit nun, alles Nationalökonomische an die Eingeborenen Fachausdrücke zu heften, stehen wir eben völlig auf dem Boden des inzwischen Gewordenen. Die Erfahrung der ganzen Reihe von „Systemen“ spricht da aus uns heraus. Und umso lebhafter, als ja diese Systeme in nichts so einhellig sind, als gerade in der Art, wie sie über ihre äusserliche Fächerung jene Worte und deren Trabanten entscheiden lassen¹⁾. Hier wurzelt offenbar der eine Anlass, wenn die Vorstellung von jenem Urzustand nationalökonomischer Erörterung befremdet, und wir eher der Anschauung zu-neigen, dass am Anfange der Nationalökonomie Erörterungen über

1) Vergl. hingegen SCHMOLLER, Grundriss der Volkswirtschaftslehre, I. Bd., 1900, im Besonderen p. 124, Schluss der Einleitung.

„die Wirtschaft“ oder „den Wert“, und so weiter, gestanden hätten. Man sieht, wie hier ein Vorurteil seine Schlingen legt. Was nur für den rückschauenden Blick bedingte Geltung hat, dieser mittelbare Bezug einer gegebenen Erörterung auf einen der Eingeborenen Fachausdrücke, wird hier schlankweg in die eigene Sache dieser Erörterung hineinverlegt.

Ein Vorurteil mit dem gleichen Erfolg der Täuschung sucht unser Denken von einer anderen Seite her zu umgarnen. Hier spielt ein Verhältnis ein, das ich schon früher nebenher erwähnte. Der Laie in nationalökonomischen Angelegenheiten, dem man die Eingeborenen Fachausdrücke in geschlossener Reihe vorhält, würde sie für eine *Aufzählung von wirklichen Dingen* hinnehmen, mit denen ihn das tägliche Leben in stete Berührung bringt. Von ungefähr wird es hier fühlbar, wie nahe sich Nationalökonomie und tägliches Leben stehen. Für den Augenblick wäre aber nur der Vorstellung Gehör zu schenken, *dass an der Wurzel der Nationalökonomie dann Erwägungen stehen dürften, die gleichsam das alltägliche Denken in's Wissenschaftliche fortsetzen.* Erwägungen also, wie das tägliche Leben sie schon um seiner selbst willen pflegen mag. Für solche Erwägungen, und somit für die Anfänge der Nationalökonomie müsste dann aber, so könnte man schliessen, jener laienhafte Eindruck maassgebend sein. Darnach aber hätte die Nationalökonomie also mit Erörterungen über „die Wirtschaft“, „den Wert“, „das Gut“, und ähnlich eingesetzt. Das widerspräche aber doch einer harmlosen Verwendung jener Worte, sobald sie von Haus aus die Stichworte nationalökonomischer Erörterung bedeuten!

Von dem Eindrücke aus, dass mit den Eingeborenen Fachausdrücken schlecht und recht wirkliche Dinge hergezählt seien, wäre zweifellos nur Ein Schritt dazu, dem Wirklichen auf die Spur zu gehen, das von jenen Worten vertreten scheint. Aber verkennen wir die *Bedingungen* nicht, an denen dieser Eindruck hängt. Es kommt hierfür in Betracht, dass jene Worte aus dem grünen Leben stammen. Dort werden sie überaus oft verwendet, und stets im blindesten und unerschüttertesten Vertrauen darauf, dass sich die Sprechenden über diesen Worten richtig verstehen. Mit ihrer und Ihresgleichen Hilfe finden wir uns in der Wirklichkeit zurecht, die uns alltätlich umgibt. Dieser Dienst nun und jenes Vertrauen, sie erklären zusammen den Eindruck, den jederman empfangen muss, dem jene Worte ein erstes Mal vorgehalten werden, unvermittelt herausgehoben aus der verwimmelnden Menge aller Worte, aus dem Dunkel der Sprache.

So hängt jener Eindruck an zwei Bedingungen. Erstens an der Gewohnheit, diese Worte in der vollsten Harmlosigkeit zu gebrauchen; so harmlos, wie eben nur das ausserwissenschaftliche Denken mit seinen Worten umgeht; selbst mit jenen, von denen es den unablässigsten Gebrauch macht, die für gewisse seiner Bezirke gleichsam seine *Leibworte* sind. Zweite Bedingung ist aber das Vorhalten jener Worte. Jener Eindruck kann also offenbar nur dort praktisch werden, wo *Nationalökonom* und *Laie* auf einander stossen. Der Eine als der Träger jener Gewohnheit; der Andere wieder in der Lage, *diese Worte im Zusammenhang vorzuhalten*. Wie könnte aber ein Eindruck massgebend für die Anfänge der Nationalökonomie sein, der nur auf der Grundlage ihrer späteren Entwicklung entstehen kann! Denn was bringt den Nationalökonom in jene Lage? *Doch nur die ganze Entwicklung des nationalökonomischen Denkens, wie sie inzwischen sich vollzogen hat*. So, wie es nach seiner allgemeinen Möglichkeit schon verfochten wurde, muss sich der Zusammenhalt unter jenen Worten bereits zur Geltung gebracht haben, die Nationalökonomie muss ihre Eingeborenen Fachausdrücke schon duldend entdeckt haben: dann erst wird jenes Vorhalten dieser Worte möglich, an dem der fragliche Eindruck hängt. Man sieht, hier ist Grund und Folge schon gar verwechselt.

Anmerkung. Diese Ausführungen kämpfen wirklich nicht gegen Windmühlen. Es war einem Vorurteil zu wehren, dessen Natur auch schon erkennen lässt, wesshalb unser Denken just gegen dieses Vorurteil *so wenig stichfest* ist. Das letztere schliesst ja als unbewussten Kern in sich, dass der Laie sozusagen von Natur aus nationalökonomisch denke. Nun, wenn auch eine Sonderung in der einen Richtung unbedingt gilt, so erscheint der Verstoß gegen sie doch verzeiblicher, sobald die nämliche Sonderung in der anderen Richtung nur bedingte Geltung hat. *Es ist aber so, dass der Nationalökonom nie ganz aufhören kann, laienhaft zu denken, wo immer die vielberufenen Worte auf's Tapet kommen*. Eben weil es die Leibworte eines bestimmten Bezirkes der Alltäglichkeit sind, und auch der Nationalökonom nun einmal Fachmann dieses täglichen Lebens bleibt. Er kann nicht aus seiner Haut heraus, und das ist die nämliche Haut, die er im Alltagsleben zu Markte tragen muss. So kommt jene *Personalunion zweierlei Denkens* zur Geltung, die für diese ganzen Verhältnisse von der höchsten Tragweite ist. Ueber die gleichen Worte hinüber, deren Gebrauch zu einem äusserlichen Bande zwischen hüben und drüben wird, wirbeln da zwei ganz verschiedene Denkweisen in einander. Hüben das wissenschaftliche Denken, wie es sich mit der Entwicklung der Nationalökonomie zu sich selber erzogen hat; drüben das ausserwissenschaftliche Denken, wie es im täglichen Handeln erwachsen lebt und webt.

Es ist nicht immer möglich, bei einem Thatbestand, der selber eitel Verwicklung ist, der verschlungenen Spur seiner Folgen nachzugehen. Aber wenn sich der Zusammenhang auch nicht überall klären lässt, so ist doch kein Zweifel, dass von dem Seltsamen, auf das die Kritik noch stossen wird, Vieles auf die Rechnung jener merkwürdigen Ver-

wicklung kommt. Die Letztere, und wenigstens in solchem Grade, kehrt bei keiner anderen Erfahrungswissenschaft wieder. *So können auch Zustände, die vielleicht in den meisten anderen Wissenschaften nicht anders liegen, für die Nationalökonomie doch von einem ausnehmenden Belang sein.* Das wird sich in späterer Folge noch besser übersehen lassen. Aber ein Streiflicht voraus, nur in einer einzelnen Hinsicht, wird der Sache recht gut bekommen.

Den Nationalökonomem bringt freilich nur sein *fachliches* Denken dazu, dass er die vielherufenen Worte vor sich sieht; das will sagen, ausgelöst aus den sprachlichen Zusammenhängen, hinter denen sie sonst verborgen bleiben. Dem *ausserwissenschaftlichen* Denken fiel es ja gewiss nicht bei, unter den Ausdrücken, die ihm dienstbar werden, zu sichten und zu ordnen. Allein, einmal Auge in Auge mit ihnen, überkommt insgeheim auch den Nationalökonomem der laienhafte Eindruck, der von diesen Worten so wuchtig ausgeht. Was es aber besagen kann, dass uns Allen der Laie im Nacken sitzt, sobald nur eines jener Worte auftaucht, das will ich nun, halb im Vorgriff nach späteren Ergebnissen, an einer wichtigen Angelegenheit verdeutlichen.

Es handelt sich um die Entwicklung, die den *Eingeborenen Fachausdruck* zu einem richtigen *Leitwort der Forschung* werden lässt; das tritt von Wort zu Wort in sehr verschiedenem Grade ein, bei einzelnen Worten aber in einem sehr hohen. In Gang gebracht wird diese Entwicklung sicher nicht durch jenen laienhaften Eindruck; das liesse ja nur in den oben zergliederten Denkfehler verfallen. Es kann diese Entwicklung nur mit jenem *Gebahren des wissenschaftlichen Denkens* anheben, aus dem ich später dann erklären will, *wie diese Worte aus dem Dunkel der Sprache hervortreten.* Dieses Gebahren trägt aber den steigenden Anreiz zu seiner Wiederholung in sich, und dadurch *nährt* es auch jene Entwicklung. Um es kurz und unverblümt zu sagen: Definitionen und kein Ende! So bildet sich die „*Lehre*“ heraus, hier im *engeren* Sinne gemeint. Ihre Pflege, die mit den Definitionen anhebt, findet schliesslich an dem blossen Definieren kein Genüge mehr; unter begleitenden und mit helfenden Umständen, die aber hier nichts zur Sache thun, reihen sich in der weiteren Folge die „*Theorien*“ an. Mittlerweile tritt nun das ein, worauf ich hier den Nachdruck lege. Dank seiner fortwährenden Reibung mit dem wissenschaftlichen Denken, das immer nachsinnlicher über diesem Worte verweilt, rückt das letztere in immer helleres Licht; nebenbei gesagt, muss sich zugleich die Vorstellung, dass auch dieses Wort einst im Dunkel der Sprache verborgen lag, unserem Denken mehr und mehr entfremden. *Je heller beleuchtet, je deutlicher uns aber das Wort vor Augen tritt, desto zugänglicher werden wir jenem laienhaften Eindruck.* Ueberdies hat die Art, in der nun einmal definiert wird, schliesslich den Erfolg, dass uns ein *bestimmtes Wort* auch schon für einen *bestimmten Gegenstand* gut wird; der als der Eine und nämliche nach seiner Erledigung verlangt, und dadurch eben nach den Definitionen erst die „*Theorien*“ herausfordert, unter mancherlei helfenden Umständen. Dies aber klingt immer schöner mit jenem laienhaften Eindruck zusammen. Wir machen es uns freilich nicht klar, aber nur um so tiefer empfinden wir es als recht und billig, dass mit diesem Kometenschweif von Definitionen und „*Theorien*“, den das Wort schliesslich nachschleppt, dass mit dieser ganzen „*Lehre*“ das wissenschaftliche Denken *jenem Wirklichen seinen schuldigen Tribut zollt*, das nun einmal durch dieses Wort sprachlich vertreten ist; dafür ist uns die Alltäglichkeit Zeuge, die es ja wissen muss!

So ungefähr helfen sich bei der Behandlung jener Worte der Nationalökonom und der Laie in uns gegenseitig aus. Was der Laie empfindet, es bekräftigt das Streben des Nationalökonomem. Das verhelfe zu innerlichem Einklang, und verleihe uns jene glückliche

Ruhe, die wir dann selbst über Zuständen nicht verlieren, die ausser der Nationalökonomie wohl keine zweite Erfahrungswissenschaft aufweist ¹⁾.

Noch etwas sei hier beiseite gesagt. Der *Einklang zwischen Denken und Gefühl*, wie er allem herkömmlichen Verhalten gegenüber jenen Worten innewohnt, wird natürlich auch zu einem versteckten Hindernis für diese Art Kritik hier. Die Letztere stösst nicht einfach gegen das Herkommen an. *Es widerstrebt besonders noch jenem laienhaften Denken in uns, das an seine Worte und ihren Ernst blindlings glaubt, wenn sich kritische Zweifel an diesen Worten vergreifen wollen.* So ist es im Voraus klar, dass sich dieser „Schuss“ Laiendenken erst recht gegen die Erwägungen sträuben muss, denen diese Kritik später nachgehen wird. Von der Art etwa, *ob wir das Verhältnis jener Worte zu unserem Denken nicht doch in irgend einem wesentlichen Sinne verkennen*; indem wir vielleicht den *vielseitigen Mittler* für die *einsichtige Sache* nehmen, n. s. w. Und nun erst die Vorstellung, die aus solchen Bedenken emporwächst, dass jene „Lehren“ — in engerem Sinne! — vielleicht nichts anderes seien, als *wildes Fleisch*, wuchernd aus stets von Neuem gereizten Wunden; Wunden, die unserem Denken der Druck der Worte erzeugt, von denen es nicht loszukommen weiss; und doch loskommen muss, aus vielen guten Gründen. Lauter Dinge, die nicht einfach den herkömmlichen Anschauungen abzutrotzen sind, die ihren härtesten Strauss mit den Vorurteilen zu bestehen haben, wie sie jener Personalunion zweierlei Denkens entspringen.

Es kommt also nur auf ein wenig Besonnenheit im Denken an, und nichts kann natürlicher erscheinen, als dass ursprünglich auch *jene* Worte eine harmlose Verwendung gefunden haben, denen gegenüber unser Denken inzwischen alle Unbefangenheit eingebüsst hat. Rechnet man also nach dem Schicksal der vielberufenen Worte, dann darf man von einem *Urzustande* der nationalökonomischen Erörterung sprechen; bei dem jene Worte noch im Dunkel der Sprache verborgen lagen. Wie lange dieser Urzustand gewährt hat, ist völlig gleichgiltig. Jedenfalls war damals das nationalökonomische Denken noch zu sehr von seinem Stoffe beherrscht, um sein eigenes Gebahren und dessen äussere Bedingungen in Acht zu nehmen. An Stoff hat es sicher nicht gemangelt, weil eben die Nationalökonomie bestimmte Richtungen des alltäglichen Denkens fortsetzt. *Stoff waren also die mancherlei Angelegenheiten, die schon die Alltäglichkeit mit Hilfe jener Worte erörtert*; unter dem gleichen Zwange ihrer vergleichsweisen Vielverwendung, ohne sich weiter darum zu kümmern. Jene Angelegenheiten blieben natürlich auch dann noch Antrieb und Gegenstand nationalökonomischer Erörterungen, nachdem das Denken dabei längst schon seine Harmlosigkeit im Gebrauche jener Worte verloren hatte. Es ist auch ohne weiteres klar, dass viel, sehr viel im engeren oder weiteren Anschluss an die Alltäglichkeit erörtert werden musste, ehe die Worte, denen sich zuerst *nur nebenher, nur*

1) Vergl. die Einleitung meiner oben erwähnten Schrift.

im Dienste dieser Erörterungen, die Aufmerksamkeit zuwendete, ehe diese Worte selber zum Anlasse selbständiger Erörterungen genommen wurden. So ist es auch bezeichnend, viel zu bezeichnend, um es unerwähnt zu lassen, dass selbst noch der alte Lotz bei seiner vorbildlichen „Revision der Grundbegriffe“ von einer Erörterung der *Thuerung* ausgegangen ist, und daraus erst den Anlass nahm, im buchstäblichen Sinne über „den Wert“, oder „den Preis“ zu handeln.

Soweit es auf das alltägliche Denken ankäme, das zugleich jenes der Sprache und somit das Denken vorstellt, mit dem jene Worte, gleich allen übrigen, grün aufgewachsen sind, wären auch diese Worte nie aus den sprachlichen Zusammenhängen ausgelöst worden; geschweige dass es zu ihrem wirklichen Beisammen, zu ihrer Aufzählung gekommen wäre. Dazu musste der Zwang, diese Worte vergleichsweise viel zu verwenden, von gewissen alltäglichen Erörterungen, für die er gilt, in jene wissenschaftlichen Erörterungen übernommen werden, die sich an die ersteren anschliessen. Dann erst hat es ja Sinn, von *Eingeborenen Fachausdrücken* zu sprechen; und *dazu*, so kann man es ausdrücken, mussten jene Worte erst werden, ehe der Vorgang in's Rollen kam, der hier zu erörtern ist, und auf den die Frage abzielt: *Wie sind jene Worte aus dem Dunkel der Sprache hervorgetreten?*

Zwei Fälle scheinen hier denkbar. Diese Worte können *einzelne* und *allmählig* die Aufmerksamkeit des Denkens auf sich gezogen haben; oder sie sind *alle zusammen*, und *dann mit Einem Schlage* aus ihrer sprachlichen Verborgenheit gerissen worden. Aber dieser zweite Fall muss sich bei näherem Zusehen als *undenkbar* herausstellen; dafür bürgt — oder damit steht und fällt, wie man es nehmen will, — die grundsätzliche Erwägung, die ich vorausgeschickt habe. Darauf gehe ich nun etwas näher ein.

Es ist ja inzwischen das Herkömmliche geworden, die Aufzählung jener Worte mit der Bezeichnung „Grundbegriffe“ zu verknüpfen. Also könnten diese Worte, alle zugleich, durch nichts anderes über die Schwelle des nationalökonomischen Denken gehoben worden sein, als durch die *Frage nach den „Grundbegriffen“!* Gleichgiltig nun, in welcher Sinnesmeinung diese Frage den Anstoss geben soll, es käme jedesmal eine Verspreizung mit jener früheren Erkenntnis heraus. Wenn diese Sinnesmeinung noch so oberflächlich angenommen wird, so liegt doch mit jener Frage ein thätiger Eingriff des wissenschaftlichen Denkens vor, und schon das ergäbe einen Widerspruch. Aber jene Frage kann auch so angenommen werden, dass sie von einem sehr tiefen Sinn wäre, und den innersten Kern

des Sachverhaltes berührte, dem die Eingeborenen Fachausdrücke nur die Schaafe sind. Eine Annahme, die schon gar nicht denkbar sein darf, oder es ist mit dem zwingenden Nachweis vorbei, dass sich die vielberufenen Worte eben nur als Worte, und rein nur um eines Verhältnisses der blossen Worte halber, zu jener Aufzählung zusammengefounden haben.

In der That schliesst jener zweite Fall einen inneren Widerspruch in sich, und scheidet daher vom Platze weg aus. Der Ausdruck „Grundbegriffe“ konnte natürlich schon verfüghar sein, *ehe* der Kreis der Wissenschaften um jene bereichert war, die mit der Zeit besonders gern „Nationalökonomie“ genannt worden ist. Aber die entscheidende Frage kommt hier doch nur so in Anschlag, dass sie nach den „*nationalökonomischen Grundbegriffen*“ ausgeht; oder, weil es nicht auf den Namen „Nationalökonomie“ ankommt, nach den „Grundbegriffen“ jener Wissenschaft, die inzwischen für diesen Namen besondere Vorliebe gezeigt hat; bei dem letzteren sei hier nur der Einfachheit halber geblieben. Ehe man nach ihren „Grundbegriffen“ fragen kann, muss man doch von der Nationalökonomie reden können. Das heisst, es genügt dafür nicht, dass wissenschaftliche Erörterungen vorhanden sind, welche die nationalökonomische Eigenart an sich tragen; irgendwie verstreut, ob nun in den Bezirken älterer Wissenschaften, oder frei und einsam aus den Erörterungen der Alltäglichkeit emporgewachsen. Es genügt also nicht, dass die Nationalökonomie erst *dem Thatbestand* nach vorhanden war, wie er sich nur dem rückschauenden Blick offenbart. Vielmehr muss diese Wissenschaft, um nach ihren „Grundbegriffen“ fragen können, doch *schon zum Bewusstsein ihrer selbst* gekommen sein. Hieraus aber verräth sich nun der Widersinn, die Undenkbarkeit jenes zweiten Falles; das ist leicht zu zeigen.

Zufällig musste ich es schon früher andeuten, wie das wissenschaftliche Denken mindesten einen Anfang darin gemacht hat, *von den vielberufenen Worten Notiz zu nehmen*, ehe die Nationalökonomie ihrer selbst bewusst wurde. Auch daran sei erinnert, dass sich diese Wissenschaft heute noch, ob nun mehr oder minder verhüllt, für ihre Eigenart auf ein *Schlüsselwort* berufen muss, das auch nur dem Kreise jener Worte entnommen ist. Man halte sich endlich vor, dass wir gleichfalls bis zum heutigen Tage, weil der Widerstreit unter den Definitionen der Schlüsselworte keinen anderen Ausweg offen lässt, die nationalökonomische Erörterung schlecht und recht an ihren *Eingeborenen Fachausdrücken* erkennen. Dies Alles spricht für das durchaus Unwirkliche und Widersinnige einer solchen Annahme, dass

einst die zerstreuten Erörterungen, die unbewusst die nationalökonomische Eigenart schon an sich trugen, zu einheitlichem Gefüge, und damit zur Erkenntnis ihrer einheitlichen Eigenart gekommen sind, dass es also möglich wurde, von einer Wissenschaft der Nationalökonomie zu sprechen, *trotzdem jene Worte immer noch der Aufmerksamkeit entgangen wären. Somit ist jene Frage überhaupt erst durch die nämlichen Vorgänge möglich geworden, zu denen sie den Anstoss geben soll*; im Geiste jenes zweiten Falles, der sich damit als *undenkbar* erweist.

Anmerkung. Es liegt nahe, dass die Frage nach den „Grundbegriffen“ erst dann wirklich aufgeworfen wird, sobald der Ausdruck „Grundbegriffe“ schon als eine *Bezeichnung* in Gebrauch genommen wird, im bald erörterten Sinne. Es ist dann Erfolg dieser Frage, dass sich die Aufzählung des als „Grundbegriffe“ Bezeichneten abrundet, *und so die Entwicklung zu einem gewissen Abschluss kommt, die schon vorher anleben musste*, ehe sich ein Anlass ergeben konnte, von „Grundbegriffen“ überhaupt zu sprechen.

Das Aufwachen der Nationalökonomie stellt sich hier im Spiegel des Schicksals jener Worte dar. Das Zusammenkommen dieser Worte, der Vollzug ihrer Aufzählung, von dem zu zeigen sein wird, wie er die Bezeichnung „Grundbegriffe“ herausfordert, das entspricht ungefähr dem *Brennstwerden* der Nationalökonomie, als Sonderwissenschaft. Der bedingende Vorgang aber, das Heraustreten jener Worte aus dem Dunkel der Sprache, spielt sich in der Hauptsache schon vorher ab; zu einer Zeit, als die Nationalökonomie nur der Thatsache nach, also nur für den rückschauenden Blick in Dasein steht; gleichsam also in der *Vorvergangenheit* dieser Wissenschaft.

An den letzteren Umstand könnte sich die Einrede klammern: Also hat es für die Nationalökonomie selber doch nie gegolten, dass sie die vielberufenen Worte harmlos verwende! Sofern man unter Nationalökonomie nur das verstehen will, was sich selber so oder doch ähnlich zu nennen weiss, hat man allerdings mit dieser Auffassung Recht. Aber die Letztere steht *sachlich* auf schwachen Füßen, wo es sich um eine Wissenschaft handelt, von einer so markigen Sonderheit, gleich der Nationalökonomie; sei es auch, dass wir diese Sonderheit mehr als das einmal Gegebene hinnehmen, mehr *empfinden*, und uns für ihren Teil mehr an äusserliche Kennzeichen halten müssen, als dass wir uns über ihren inneren Grund klar und einig wären. Das besagt ja nur einen Mangel an Reife, an errungenen Selbstbesonnenheit, der bei einer jungen Wissenschaft nichts Verwunderliches an sich hat, sondern einfach *entwicklungsnotwendig* ist. Jedenfalls gilt für eine Wissenschaft von so bewährter Selbständigkeit, dass sie nicht erfunden und nicht entdeckt wird, vielmehr sich selber findet, das will eben sagen, zum Bewusstsein ihrer selber gelangt. Dort also, wo die ersten „Systeme“ dieser Wissenschaft stehen, da fängt die letztere nicht an, *es schlägt nur ihre unbewusste Pflege in ihre bewusste um*; das aber, was sich von da ab so und so zu nennen weiss, war auch vorher schon vorhanden. Soweit die *sachliche* Verwahrung gegen jene Einrede. Im Uebrigen besagt sie einen Streit um des Kaisers Bart. Denn im Wesen handelt es sich hier nur um den Hergang, wie jene Worte überhaupt aus dem Dunkel der Sprache hervortreten. Dieser Hergang aber bleibt derselbe, ob man dort, wo er sich abspielt, auch schon Nationalökonomie vorhanden sieht, oder bloss wissenschaftliche Erörterungen, die zur Nationalökonomie erst hinleiten.

Gleiches gilt für einen anderen Einwand, der seinen Widerspruch gleichsam um einen Schritt weiter zurück einstimmt: Zugegeben, dass die Nationalökonomie schon dort beginnt,

wo immer sich bestimmte Erwägungen der Alltäglichkeit in's Wissenschaftliche fortsetzen; darf man aber von einer wissenschaftlichen, hier also von einer nationalökonomischen Erörterung reden, solange noch Worte harmlos verwendet werden, die für Erwägungen dieser bestimmten Art nun einmal eine ausnehmende Rolle spielen? Danach hätte für die Nationalökonomie auch in jenem weiteren Spielraum nicht gegolten, dass sie ursprünglich jener Worte nicht geachtet hat. An die Sache reicht dieser Einwand ebensowenig heran, wie der frühere. Für den fraglichen Hergang ist es einmal gleichgültig, wo immer man den Strich ziehen will, um zu sagen, erst von hier an fängt die Nationalökonomie an. Für seinen eigenen Teil aber ist dieser Einwand noch viel fragwürdiger, als der frühere. Darüber ein paar Worte. Auch dieser Einwand stört zwar meine Kreise nicht, aber er nährt Anschauungen, die nicht unwiderlegt bleiben dürfen.

Wenn es sich eben noch um Dinge handeln würde, die unser Denken mit sich allein auszumachen hat; hier aber steht das Denken irgendwie der *Erfahrung* gegenüber. Hier bietet sich also *noch mancher* Anhalt dafür, ob man von einer Uebung *wissenschaftlichen* Denkens sprechen darf; nicht bloss die Art, wie unser Denken von den Worten Gebrauch macht, an deren Hilfe es gebunden erscheint. Unter mehreren Wägegründen nur den einen allein entscheiden zu lassen, das ist offenbar *Willkür*. Eine Willkür, die bei der Nationalökonomie besonders hart einschneiden würde, weil diese Wissenschaft dem Leben und seinem Denken so nahe steht, und besonders oft eine Entscheidung treffen muss darüber, was sie noch als eigene Beistener anerkennen, oder von sich abschütteln soll. Vielleicht sind die Forscher nie ausgestorben, und jedenfalls *mehren* sie sich, die jene Worte, ob nun mit mehr oder weniger Absicht, *harmlos* verwenden; sie könnten sehr gute Gründe dafür haben, wären aber unter jenem Gesichtspunkte als lauter Böuhäsen anzusehen.

So bleibt, über alle Wenn und Aber hinaus, wirklich nur jener erste Fall zurück, für den sich die grundsätzliche Erörterung auf den ersten Zugriff entschieden hatte. *Die vielberufenen Worte lenken die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Denkens schon als blosser Worte auf sich, kraft ihrer Eigenschaft als die Eingeborenen Fachausdrücke der Nationalökonomie, und so treten sie einzeln und allmählich aus dem Dunkel der Sprache hervor, und drängen nach ihrer Aufzählung.* Der Hergang dabei ist schon im Voraus erläutert worden, und seither liess sich mancher ergänzende Zug nachtragen. Es erübrigt nur mehr, die *Sinnesmeinung* zu erwägen, in der dieser Vorgang zur Thatsache wird.

VIII.

Mit jener Sinnesmeinung steht die Art und Weise in Frage, wie das nationalökonomische Denken von den Eingeborenen Fachausdrücken Notiz genommen hat. Darüber entscheidet aber eine *Eigenheit des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs*; genauer gesagt,

etwas, das ich hier in jener Form aufzeige, in der sich alle Angelegenheiten unseres Denkens an letzter Stelle zur Geltung bringen: als eine Sache des wörtlichen Ausdrucks. Denn schon unter dieser Einschränkung wird es klar, wesshalb allein nur die Bezeichnung „Grundbegriffe“ vom Herkommen getragen wird, und sich zähe neben den anderen behauptet, — „Grunderscheinungen“, „Grundthat-sachen“, — die erst im Widerspruch gegen sie aufgekommen sind. Es wird sich eben zeigen, wie die Worte, die in der angedeuteten Weise dem wissenschaftlichen Denken sich aufdrängen, notwendig *dieser* Bezeichnung in die Arme laufen.

Jene Eigenheit des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs wird als solche freilich nicht empfunden; eher als das ganz und gar Natürliche. So tief wurzelt der Brauch, *überall dort von einem „Begriff“ zu reden, wo immer das wissenschaftliche Denken Anass findet, ein Wort aus seinen sprachlichen Zusammenhängen auszulösen, um nachsinnlich über ihm zu verweilen.*

Für die laufende Erwägung kommt diese Sprachsitte nur in ihrer nackten Thatsächlichkeit in Anschlag, ohne Rücksicht auf ihren tieferen Gehalt. Trotzdem empfiehlt sich der Hinweis, dass jener Brauch durchaus nicht harmlos ist, noch dass er sozusagen in der Luft hänge, als eine zufällige Laune der Sprache.

Die Dinge liegen also so, dass man ein vereinzelt betrachtetes Wort, zum Beispiel „Wirtschaft“, oder „Wert“, gar nicht als solches würdigt, sondern sofort als „Begriff“ anspricht. Es sei denn, man ginge der sprachlichen Vergangenheit dieser Worte nach, ihrem Lautwandel. Auf sprachwissenschaftlichem Gebiete gilt jener Brauch überhaupt nicht. Es liegt nahe, dass der Ausdruck „Wort“ doch wenigstens dort nicht zu kurz kommt, wo er von der Bedeutung eines Fachausdruckes ist. Das trifft auch, nur wieder in einem andern Geiste, für die wissenschaftliche Logik immer mehr zu.

Gegenüber einem solchen Lautgebilde, wie es im Schosse der lebenden Sprache aufwächst, zugleich mit seinem einfachen oder verwickelteren Verhältnisse zu unserem Denken, da ist eben nur die Bezeichnung „*Wort*“ die wirklich harmlose, die in nichts vorgreift und unverbindlich bleibt für alles Eingehen auf den näheren Thatbestand. Ganz anders, sobald man sich jenem Brauche hingibt, und von Haus aus von einem „Begriff Wirtschaft“, oder von dem „Begriff Wert“ spricht. In irgend einem Sinne gewiss, gleichviel in welchem, hat man sich durch diese Aussage schon dafür verbunden, wie man über das Verhältnis denken soll, das zwischen dem mitausgesagten Worte und unserem Denken in Geltung steht. Eine

Voreiligkeit liegt da zweifellos vor. Ob auch ein *Fehler in der Sache* vorliegt, das lässt sich nicht ohne weiteres entscheiden, und soll ganz in der Schwebe bleiben.

Man darf auch nicht glauben, dass ein solcher Brauch harmlos sei, und ohne Folgen bleibe, weil schon die Gewohnheit, so zu reden, allen Nachdruck auf das entscheidende Wort hintanhält. An diesem Worte selber, „Begriff“, da hänge allerdings nichts; ob man es dem anderen, jenem Worte, über dem unser Denken nachsinnlich verweilen will, voransetzt, oder nicht voransetzt. Soweit ist der Name Schall und Rauch. *Aber dem Worte folgen die Gewohnheiten unseres Denkens.* Die Auffassungen, die sich ihm zu verknüpfen pflegen, wo es ernst genommen wird, vielleicht als Fachausdruck, diese Auffassungen schleppt es auch dorthin nach, wo es nur in der Hingabe an einen Sprachgebrauch verwendet wird. Was aber schwerer wiegt: *im gegebenen Augenblicke setzen sich diese Auffassungen in That um.* Dann hat man gut von Schall und Rauch sprechen, die Folgen der „blossenen Nennung“ werden bedenklich greifbar.

Nur im Anstreifen sei daran erinnert, dass dem Ausdruck „Begriff“ in alle seine Verwendungen das *Gebot der Definition* nachfolgt. Wo immer die Verhältnisse bestehen, die man bei der *Begründung* dieses Gebotes im Auge hält, ist das letztere zweifellos am Platze. Wenn aber das auslösende Wort, „Begriff“, *blindlings* einschlägt, in der blinden Hingabe an eine blinde Sprachsitte verwendet, dann kann ebensogut das Rechte getroffen werden, wie auch das Falsche. Für die Worte, die trotzdem zu ihrer Definition verurteilt werden, ohne die Bezeichnung zu verdienen, die ihnen ein trügerischer Brauch an den Hals gehängt hat, für diese Worte heisst es dann eben: „Begreif’ dich, oder ich fress’ dich!“ Warum soll es nicht Worte geben, die ihrem besonderen Verhältnis zu unserem Denken nach überhaupt keiner Definition zugänglich sind; als richtige Wechselbälge von Wesen und Beruf! Das Eine ist natürlich mit *jedem* Worte, überhaupt mit jeder Lautfolge möglich, dass man den Stiel umkehrt, und erst *durch* die Definition in Willkür einen *Namen* schafft; wobei es noch fraglich bleibt, ob sich jedes Wort gutwillig dazu hergibt; ob es nicht zwei Seiten weiter der Willkür entschlüpft, und sich so verstehen lässt, wie ihm der Schnabel undefinierbar gewachsen ist. Das sind lauter Dinge, die sich nur *von Fall zu Fall, von Wort zu Wort* entscheiden lassen; man darf da nichts über Einen Kamm scheeren, nichts im Voraus wissen wollen. Aber jene Sprachsitte, höflich gesagt, die will Beides; bis zur letzten Neige. Und mit dieser Gewohnheit schleicht sich dieses Vorwissen so sehr in unser

Denken ein, dass wir unwillkürlich *jedem* vereinzelt Wort gegenüber etwas von dem empfinden, was man den *Glauben an die allein-seligmachende Definition* nennen könnte; und sei es das ungeberdigste Naturkind der Sprache, dem hernach die Definitionen auswuchern, wie die Hydraköpfe. Und schliesslich auch die „Theorien“. Denn wie die blinde Nennung als „Begriff“ das Gebot der Definition nach sich zieht, und dieses Gebot ganz von selber das Streben nach der Einen, nach der Definition erstehen lässt, die alle anderen aus dem Felde schlägt, so wächst aus diesem Glauben an die allein-seligmachende Definition schliesslich noch ein anderer Glaube empor, ganz unvermeidlich: Der Glaube, dass jenes Wort, über das sich die erforderlichen Definitionen seither ergossen hatten, schlechthin *Eines* sprachlich vertrete; etwas für jedermann Nämliches, das irgendwie *mehr* sein muss, als jener Eine „Begriff“, den schon jedes Durchschnittswort, den überhaupt jedes Wort schon als solches vorstellt — unter Gewähr des Sprachgebrauchs! Dieses Eine kann dann „Erscheinung“, und nur nebenher, gegen das Wort hin betrachtet, „Begriff“ sein; oder vielleicht „Thatsache“ und beileibe kein „Begriff“; das hängt dann ganz am persönlichen Geschmack. Im Ganzen eine Entwicklung, für die natürlich sehr Vieles noch mithilft, und die unter besonderen Umständen auch anders einsetzen kann; *die aber den kräftigsten Nährboden immer an jener Sprachsitte findet*; sie ist eine deutsche — und wo anders sind die „Theorien“ so üppig in's Kraut geschossen, wie in der deutschen Nationalökonomie!

Aber selbst dieser Vorstoss, auch ihn vorläufig nur, um das Bild abzurunden, das ich in aller Eile von dem möglichen Gehalt jener „harmlosen“ Sprachsitte entwerfen wollte. Noch ein Wort über den tieferen Zusammenhang, dem sich diese Sprachsitte einfließt.

Mit dem Brauche, das nachsinnlich beschaute Wort „Begriff“ zu heissen, gibt sich in einem einzelnen, aber markigen Zuge etwas nach Aussen kund, das ich als *herkömmliche Logik* bezeichnen möchte. Das Verhältnis des Wortes zum Denken ist freilich nur in einer beschränkten Hinsicht Gegenstand der Logik. Aber man thut dem Ausdrucke „herkömmliche Logik“ keine sonderliche Gewalt an, sofern man ihm auch die erkenntnistheoretischen und psychologischen Voraussetzungen unterstellt, von denen das herkömmliche Denken unbewusst ausgeht.

„Denken in herkömmlichen Anschauungen“ — wie diese Wendung gemeint ist, und eben nicht im Geiste eines Schlagwortes, das sofort auch ein anmaassendes wäre, sondern nüchtern und sachlich, das habe ich schon an früher Stelle zu erläutern gesucht; seither hat

es wohl der einfache Hergang der Kritik klarer gemacht, in welchem Geiste man sich dieser Wendung bedienen darf. So wage ich es auch, von einer herkömmlichen Logik zu sprechen; abermals im Vertrauen, dass die Kritik nur weiterzulaufen braucht, um auch hier die Taufrede sachlich zu unterstützen.

Mit dem herkömmlichen Denken bedingt sich die herkömmliche Logik ganz ebenso, wie es Denken und Logik überhaupt thun. Die herkömmliche Logik baut sich einfach aus den logischen Anschauungen auf, von denen das herkömmliche Denken getragen wird; die ihrerseits jedoch wieder nur mit dem letzteren zugleich von Dasein sind. *Denn es ist die herkömmliche Logik zunächst nur eine Logik als That, gegeben mit dem wirklichen Gebahren eines verwirklichten Denkens.* Sie ist gleichsam das ungeschriebene Gewohnheitsrecht jenes Denkens, das an der Pflege der Wissenschaften thätig ist.

Nur in dem einschränkenden Sinne dieses Gleichnisses ist die herkömmliche Logik die in die That umgesetzte Logik als Wissenschaft. Sie zweigt nicht eigentlich von dem ab, was man die *wissenschaftliche Logik* nennen darf, die im Fluss des Strebens nach Erkenntnis verharret; sondern eher von dem, was öfters die Logiker selbst bekämpfen müssen, bald als „*Schullogik*“ (MILL), bald als „*formale Logik*“ (WUNDT); obwohl es zu jener Ruhe in sich selber gelangt ist, der man unwillkürlich Achtung entgegenbringen muss; die andersseits aber auch so gut auf das Herkommen reimt. *Nur diese „Schullogik“* — der Name fährt dem erklärenden Zusammenhang nach! — *ist es eben, die landläufig geworden und dem wissenschaftlichen Denken wirklich in Fleisch und Blut gedrungen ist.* So wird sie umgekehrt, für die Kritik am wissenschaftlichen Denken, als herkömmliche Logik erfahrbar. Danach steht zu erwarten, dass die Kritik öfters in die Lage kommt, von der herkömmlichen Logik an die wissenschaftliche Logik mit Erfolg zu appellieren. Vielleicht gerade auch in dem Punkte, auf den es hier ankommt.

Durch lauter halbe Vorgriffe, die ebensoviel vertheidigende Angriffe waren, dürfte jene Eigenheit des wissenschaftlichen Sprachgebrauches so weit im Klaren sein, dass ich von ihr so ausgehen kann, wie sie als schlichte Thatsache vorliegt: Jedes vereinzelt betrachtete Wort gilt einfach schon als solches als „Begriff“.

Nun komme das nationalökonomische Denken also in die Lage, dass es für einen Seitenblick Zeit findet, auf sein eigenes Gebahren. Dann muss sich seine Aufmerksamkeit an den einzelnen der vielberufenen Worte fangen. Sei es, dass die Letzteren durch ihre *häufige Wiederkehr* auffallen; meinetwegen kann man sogar einen solchen

Grad von Selbstbesonnenheit in Annahme stellen, dass *noch vor* der Erfahrung jener häufigen Wiederkehr sich irgendwie der *Zwang* fühlbar macht, jene Worte zu verwenden. Ob sie so oder so aus dem Dunkel der Sprache emportauchen, kraft ihres eigenen Treibens, übermächtig dem Denken, jedenfalls erregen sie des letzteren Aufmerksamkeit. Weil aber jene Sprachsitte vorwaltet, kann das wissenschaftliche Denken von diesen Worten, indem sie als vereinzelte auffallen, *nicht anders Notiz nehmen, als dass es diese Worte einzeln als „Begriffe“ entgegennimmt*. Das ist der schlichte Thatbestand, der vom Boden dieser Kritik aus noch einer zweifachen Erläuterung bedarf.

Die mehr oder minder tiefe Sinnesmeinung, die ein Hinzutritt der Bezeichnung „Begriffe“ nach Aussen kündigt, entzieht sich freilich aller Kenntnis. Weiss Gott, was der Einzelne dabei denken mag, wenn er irgend etwas als „Begriff“ anspricht. Aber was immer er denken mag, viel oder wenig, flach oder tief, *genau das Nämliche sieht er dann mit jenen Worten vorliegen, die er als „Begriffe“ entgegennimmt*. Das gilt bedingungslos. Es sei irgend eine solche Sinnesmeinung, die sich der Bezeichnung „Begriff“ für ein Denken verknüpft, als „Weiss“ verbildlicht. Dann liegt mit jedem der vielberufenen Worte für dieses Denken jenes „Weiss“ vor, und möge der Thatbestand, der hier wirklich unterläuft, hundertmal eher als „Schwarz“ zu verbildlichen sein. Hier setzt nun gleich die zweite kritische Erläuterung fort.

Fasst man den Thatbestand in's Auge, dass das nationalökonomische Denken die vielberufenen Worte einzeln als „Begriffe“ entgegennimmt, so hängt das Interesse der Kritik dabei nicht an dem, was *nachher vor sich geht*, sondern nur an dem, was *vorher ausgeblieben war! Jeder thätige Eingriff des wissenschaftlichen Denkens war ausgeblieben*. Aus dem Dunkel der Sprache steigen diese Worte durch ihr *eigenes* Gebahren empor; das wissenschaftliche Denken braucht sich gerade nur Zeit zu nehmen, diesen Vorgang duldend zu erleben. Und die Bezeichnung „Begriff“ tritt zu den einzelnen dieser Worte wieder dadurch, dass sich das wissenschaftliche Denken jener *Sprachsitte* leidend ausliefert. *That und Wirken beginnen für das wissenschaftliche Denken erst dort, wo ihm für seine Auffassung bereits der „Begriff Wirtschaft“, der „Wertbegriff“, und so fort, vorliegen*.

Dann freilich, von da ab werden diese Worte bedingungslos als „Begriffe“ behandelt — oder misshandelt; das hängt ja nur an den fallweisen Umständen, über die hier zur Tagesordnung über-

gegangen wird. Worte sind ja geduldig; nur wie die Erkenntnis dabei fährt, ist die Frage. Die Worte selber jedoch lassen sich in jedem Falle als „Begriffe“ definieren, differenzieren, rubrizieren, die Definitionen zu „Theorien“ ausbauen

„Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!“

Aber diese ganze und umständliche Geschichte *folgt erst hinterher*, und ändert daher nicht das Geringste mehr an der entscheidenden Thatsache, dass jene Worte nicht etwa so aus ihrer Verborgenheit aufgegriffen werden, dass man sie als „Begriffe“ erkennen würde, und gleichviel, was diese Erkenntnis in sich schliessen müsste; *sondern dass sie als Worte auftauchen, und nur äusserlich jene Bezeichnung „Begriffe“ sofort aufgestülpt erhalten, die hier irgendwie über die Sinnesmeinung entscheidet.*

Reihenfolge und Tempo dabei sind ebenso gleichgiltig, wie der ganze nähere Hergang; zum Beispiel gleich die Art, wie sich das Verhalten der verschiedenen Pfleger der Wissenschaft gegenseitig beeinflusst. Nur im Allgemeinen sei erwähnt, dass *jegliche* Definition, von der ein Wort der lebenden Sprache befallen wird, zu einer *Wiederholung* des Versuches anreizt, dieses Wort in die rechte Stellung zu unserem Denken zu rücken; weil der Erfolg dabei vom Nächstbesten gleich wieder als ein unbefriedigender empfunden wird. Von dem Worte, an dem sich das besinnliche Denken — Denken, das seiner eigenen Bedingungen zu achten strebt, — einmal gefangen hat, von diesem Worte kommt es nicht mehr los, und so kann ein solches Wort nicht gut mehr in das Dunkel der Sprache zurück-sinken; sofern es innerhalb eines fachlichen Sprachgebrauches *dauernd* die Rolle spielt, um derentwillen es die Aufmerksamkeit erregt hat. Für die Eingeborenen Fachausdrücke aber trifft dies im Wesen zu, *und so werden sie für das fachliche Denken über kurz oder lang dauernd von dem sprachlichen Hintergrund abstecken, dem sie entstammen*; und eben als „Begriffe“ abstecken. Dieser Sachlage entspinnt sich nun ungezwungen der weitere Hergang.

Während es in Fühlung mit den vielberufenen Worten tritt, wird das nationalökonomische Denken auch sonst mit Vielerlei zu thun bekommen, um dessentwillen in der Nationalökonomie von „Begriffen“ gesprochen wird. Zum Teil in der Hingabe an jenen Brauch der Sprache; zum Teil aus anderen, vielleicht einwandsfreieren Anlässen. Dort sieht man den „Begriff“ mit einem Worte vorliegen,

ausgelöst aus den sprachlichen Zusammenhängen, in denen sich das wissenschaftliche Denken zur Darstellung bringt. Dann ist *zuerst das Wort* da, weil eben das wissenschaftliche Denken schon vorher an die Hilfe dieses Wortes gebunden war, ehe es nachsinnlich über ihm verweilt. Umgekehrt kann ein Wort zu einem Ergebnis des Denkens, das sich zunächst in vielen Worten darstellt, erst *hinzutreten*; in verständiger Willkür dafür auserwählt, dieses Ergebnis sprachlich zu vertreten; gleichgiltig, ob man dieses Wort dazu neu bildet, oder fertig der Sprache entlehnt. Dann war das beteiligte Denken nicht von Haus aus an die Hilfe dieses Wortes gebunden, es hat das letztere als *Namen* in seinen Dienst genommen. Nicht das Wort, sondern die *Möglichkeit der Definition* war dann zuerst da. Näher brauche ich auf diese Sonderung hier nicht einzugehen. Denn im Geiste der herkömmlichen Logik liegt in *beiden* Fällen mit dem betreffenden Worte ein „Begriff“ vor, und darauf allein kommt es für diesen Zusammenhang an.

Der Kreis der „Begriffe“, die für das nationalökonomische Denken mit seinen Eingeborenen Fachausdrücken vorliegen, verharret in seinen engen Grenzen. Die Ueberzahl der *soustigen* „Begriffe“ schwillt dagegen stetig an. Einerseits läufen sich die Anlässe, die das nationalökonomische Denken in seinen verschiedenen Bereichen dafür findet, über hilfreichen Worten nachsinnlich zu verweilen. Andererseits steigt mit seinen Leistungen der Bedarf an Namen. *Mit diesen anderen „Begriffen“ kommt aber das nationalökonomische Denken nur fallweise in Berührung*; nur in vereinzelt Bezirken seiner Thätigkeit häufiger, oder überhaupt nur selten. Für jene „Begriffe“ darunter, die mit ausgelösten Worten vorliegen, unter Gewähr jener Sprachsitte, versteht sich das von selber. Ausnahmen kann es hier nicht weiter geben, weil einfach schon die Eingeborenen Fachausdrücke diesen Ausnahmen entsprechen. Ausnahmen sind nur unter den „Begriffen“ denkbar, die nicht mit ausgelösten, sondern mit hinzutretenden Worten, mit richtigen Namen richtiger Ergebnisse vorliegen. Und wirklich nur Ausnahmen. Denn gerade das erfahrungswissenschaftliche Denken läuft mit seinen Ergebnissen sozusagen in lauter Spitzen aus, bei denen es in der Regel abbricht. Aber nur diese Ausnahmen eifern den „Begriffen“ nach, die mit den Eingeborenen Fachausdrücken vorliegen. Weil nun schliesslich jeder richtige Name als Fachausdruck anzusehen ist, so wird man die Worte, mit denen die Ausnahmen unter diesen „Begriffen“ vorliegen, als *Eingebürgerte Fachausdrücke* bezeichnen dürfen: die vielverwendeten Namen vielgeschäftiger Ergebnisse. In Bezug auf die

Nationalökonomie erinnere ich zum Beispiel an „Produktivität“, „Volkswirtschaft“, „Tauschwert“; übrigens nur unter allen möglichen Vorbehalten, die inhaltlich noch nicht hierher gehören. Aber weder diese vereinzelt Nebenbuhler der Eingeborenen Fachausdrücke, noch die fließenden Grenzen der letzteren erschüttern den Gegensatz, der sich zwischen den „Begriffen“, die mit den Eingeborenen Fachausdrücken vorliegen, und jenen *anderen* „Begriffen“ fühlbar macht.

Je mehr die Nationalökonomie sich selber findet, je freier der Blick wird, den ein Denken nationalökonomischer Eigenart rings über die zerstreuten Bereiche seiner Thätigkeit zu werfen vermag, desto augenfälliger muss dieser Gegensatz werden. Auf der einen Seite die bunte, registerschwere Menge der „Begriffe“, von denen man an die einen nur da, an die anderen nur dort stösst. Auf der anderen Seite das *Häuflein der Unvermeidlichen*, die „Begriffe“, die mit den vielberufenen Worten vorliegen; denen man an allen Ecken und Enden begegnet, und nie ganz ausweichen kann; und besonders auch, wenn es auf die Definitionen der übrigen „Begriffe“ ankommt. Nach dem Eindruck genommen, den das nationalökonomische Denken hier empfangen muss, sondert sich für dieses Denken aus dem schillernden Gewimmel der „Begriffe“, die ihm den ewigen Wandel und Wechsel bedeuten, da sondert sich die *kleine Zahl der „Begriffe“* aus, die in ihrer zähen Wiederkehr die Ruhe, das Bleibende darstellen. *Dort also, wo ihre Aufzählung möglich wird, erscheinen sie aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie als das Unverrückbare*; dem Grund und Boden vergleichbar, über den wir wandern. Wenn die Bezeichnung „Grundbegriffe“ nicht schon da wäre, in der Anempfindung an diese Sachlage könnte man sie erfinden! Und eben, *weil die Umstände sie frei erfinden lassen, musste diese Bezeichnung dem Herkommen ver wachsen*.

Es bleibt ja immerzu dahingestellt, was hinter den vielberufenen Worten eigentlich steckt, in welchem näheren Verhältnisse sie zum Denken im Allgemeinen, und besonders noch zum fachlichen Denken stehen. Wie aber diese Worte nur als solche zusammenkommen, wie nichts als ihr Zusammenhalt, ihre Artgemeinschaft als Eingeborene Fachausdrücke ihre schliessliche Aufzählung zuwege bringt, das ist dadurch wohl noch klarer geworden, dass nun auch die Sinnesmeinung, in der sich jene Aufzählung vollzieht, nach ihren Anlässen offen liegt. *In der Hingabe an die blinde Sprachsitte werden diese Worte als „Begriff“ entgegengenommen, und der blosse Eindruck, den ihr Gebahren hervorruft, legt die Bezeichnung „Grundbegriffe“ nahe*. So also, wie diese Bezeichnung für den nationalökonomischen

Sprachgebrauch zur Thatsache wird, und dem Herkommen verwächst, bedeutet sie rein nur einen *Sammelnamen für aufdringliche Fachausdrücke*.

Abermals liegt die Bezeichnung schon vor, (und hier neben ihr noch die Möglichkeit, das so Bezeichnete aufzählen zu können,) *che das wissenschaftliche Denken zu thätigem Eingriff käme*. Ein zwingender Anlass ist dazu nicht vorhanden; man beruhigt sich einfach bei diesem vorgeschaffenen Sachverhalt, und spricht von „Grundbegriffen“, als ob dies längst eine ausgemachte Sache wäre. Es anders zu halten, setzt schon eine ziemliche Selbstbesonnenheit des Denkens voraus. Dann aber mangelt es dem Letzteren nicht an Anknüpfungspunkten; „Grundbegriffe“ — wieviel Gedanken lässt ein solches Wort nicht anklingen, wie viele Vorstellungskreise schwingen da bei seinem Klange nicht mit! Allein, das Denken hat auch gebundene Marschroute: man weiss ja die „Grundbegriffe“ sofort auch aufzuzählen. Mit den aufzählenden Worten sieht man von Haus aus „Begriffe“ vorliegen; diese „Begriffe“ wird man für seinen Teil irgendwie zu denken wissen, und das Gemeinsame daran liefert von der anderen Seite her einen Anhalt, wie man über die Bezeichnung „Grundbegriffe“ denken soll. So ist zwar Nahrung genug da, um *Aussagen über Sinn und Geist der Bezeichnung* zu speisen. Aber diese Erkenntnis kommt gleichsam nach Thorschluss. Es rettet den Ernst dieser Bezeichnung nur zum Scheine, wenn man sie hinterher mit dem so Bezeichneten in Einklang zu bringen sucht. Der Bezeichnung hätte ein thätiger Eingriff des wissenschaftlichen Denkens *vorangehen* müssen; unter dem, was man zunächst als „Begriffe“ erkannt hat, die „Grundbegriffe“ zu erkennen, darauf wäre es angekommen, gleichgiltig, was das Eine und das Andere in sich schliessen müsste. So aber war die Bezeichnung zuerst da, und mit ihr hat einerseits eine blinde Sprachsitte dem wissenschaftlichen Denken vorgegriffen, anderseits aber der Eindruck aus dem Treiben der blossen Worte. Und in diesem Sinne bleibt die herkömmliche Bezeichnung „Grundbegriffe“, bei allen Versuchen, sie vom Standpunkte persönlicher Anschauungen aus zu vertiefen, doch nur eine *lose Wortklammer um Worte*. Um Worte herum, von denen zwar völlig in der Schwebe bleiben muss, ob es blossе Worte sind, *während es ebenso fest steht, dass sie rein nur in ihrer Eigenschaft als Worte von jener Bezeichnung umklammert werden*. Und deshalb ist diese Bezeichnung selber nur ein tönendes Wort, wenn man den Thatbestand ihrer nationalökonomischen Verwendung an ihrem eigenen Wortlaut misst; der eben an einen inneren Gehalt glauben macht, von dem diese nationalökonomische

Bezeichnung im Wesen frei ist, und daher im Grundsatz auch frei bleibt, selbst wenn ihr nachträglich etwas eingetrichtert wird.

Dieser Schützling des Herkommens ist also nichts weniger als ernst zu nehmen. *Es kann aber unmöglich gleichgiltig sein, in welchem Geiste eine Wissenschaft von ihren „Grundbegriffen“ spricht.* In der That steht hier mehr auf dem Spiele, als der Ernst einer einzelnen Bezeichnung. Der kritische Abspruch über die Letztere ist nur das *greifbarste* Ergebnis der Untersuchungen bisher. Ihr eigentlicher Erfolg liegt darüber hinaus. In einer Richtung, in die sich die Kritik durch ihren eigenen Hergang gedrängt sah. Durch ihre Wendung gegen die nationalökonomische Bezeichnung „Grundbegriffe“ kam sie dazu, den *Thatbestand der Eingeborenen Fachausdrücke* zu erfassen; seither war der Zusammenhang zwischen dem Einen und dem Anderen in Frage. Auch hier nun ein kurzer Ueberschlag, der nur Ergebnisse liefert, die seit Langem zum Greifen nahe liegen. Von da aus kommt die Kritik ungezwungen in die Lage, ihr Werk an den Aufgaben zu messen, die ihr neu entstehen.

Vom Boden der Kritik aus stellt die Bezeichnung „Grundbegriffe“ einen Versuch dar, das Dasein der Eingeborenen Fachausdrücke zu erklären. Der Wortlaut dieser Bezeichnung steht dafür ein. Von „Begriffen“ reden, wie immer man es meint, heisst auf das Verhältnis der aufzählenden Worte zu unserem Denken anspielen; und auf das Verhältnis zum fachlichen Denken, sobald man von „Grundbegriffen“ redet, die eben als nationalökonomische gemeint sind. So scheint also der Geist dieser Bezeichnung bis in den innersten Kern des Sachverhaltes einzudringen, dem die Eingeborenen Fachausdrücke nur die Schaale bedeuten.

Die Kritik kann es diesem Erklärungsversuch aber haarklein nachrechnen, wie er zustandekommt. Von „Begriffen“ wird nur in der Hingabe an eine blinde Sprachsitte gesprochen. Von „Grundbegriffen“ nur um eines blossen Eindrucks willen; dieser Eindruck entstammt dem Treiben jener Worte, als Eingeborene Fachausdrücke; das ist aber gerade der Thatbestand, der erst zu erklären wäre, die Schaale. Nur damit hat also diese Bezeichnung zu thun, trotz ihres tiefen Klanges; nichts mit dem Kern des Sachverhaltes, nur mit jenem Verhältnisse der blossen Worte. *Der Thatbestand also, der damit vorliegt, wird nicht im Geringsten erklärt; er wird einfach zur Kenntnis genommen, und gleichsam nur unter der Vorspiegelung, ihn zu erklären.* Nach Erklärung tönt eben nur das Wort.

Diese Sorte Erklärung lässt es aber gar nie zum Bewusstsein kommen, dass hier etwas seiner Erklärung harre! Sie bringt den

Thatbestand unter der Maske seiner Erklärung, und täuscht so einen Sachverhalt vor, der seine Erklärung schon in sich selber trüge. Dann kommt es nur mit den Versuchen, diesen Sachverhalt *als solchen* zu würdigen, zu einer Erklärung; wider Willen und Wissen. Solche Erklärung krankt wieder unheilbar daran, *dass ihr der Wortlaut der Bezeichnung den Weg weist*. Worte reiten schnell, und wenn ein Thatbestand schon als das Unerklärte die Bezeichnung „Grundbegriffe“ abschmeichelt, dann liegt es nahe, dass der letzteren Wortlaut sofort wieder in die Sache zurückspricht, und alles Mögliche erklärend hineinspricht, was sich doch nur aus dem Worte heraus-hören liess, durch Verflechtung von so und so vielen Vorstellungskreisen.

Es handelt sich da offenbar um die Aussagen über Sinn und Geist der Bezeichnung; mit ihnen wird unbewusst das Dasein der Eingeborenen Fachausdrücke zu erklären gesucht. Aber wie es von diesen Aussagen gilt, dass sie den Ernst der Bezeichnung nur zum Scheine retten, so gilt von ihnen auch, *dass sie in Sachen dieser Erklärung nichts mehr gutmachen können*. Sie gehen ja alle davon aus, dass mit den auffälligen Worten eben die „Grundbegriffe“ vorlägen: sie stellen sich somit von Haus aus auf den Boden jener wort-schaalen Erklärung, von der einmal sicher ist, dass sie in keiner Weise Erkenntnis bedeutet, sondern dem wissenschaftlichen Denken aus Verhältnissen überkommt, die ihm übermächtig sind.

So führt der Abspruch über die nationalökonomische Bezeichnung „Grundbegriffe“ die Erkenntnis mit sich, *dass innerhalb der Pflege dieser Wissenschaft ein Thatbestand vorhanden ist, der seiner Erklärung harrt: das Dasein Eingeborener Fachausdrücke*. Dieser Thatbestand bleibt nicht schlechthin als das Unerklärte zurück: als etwas, das seiner Erklärung bedürftig ist, taucht er überhaupt erst damit auf, dass man jener Bezeichnung den Prozess macht. Dass hier eine Erklärung aussteht, war unseren herkömmlichen Anschauungen erst abzurufen; die geben sich nicht so leicht gefangen. Wir haben wirklich Mühe, *uns auch nur ein bisschen darüber zu wundern, dass unser nationalökonomisches Denken an die Hilfe jener Worte so hilflos gebunden ist*. Gerade darin muss nun die Kritik nachhelfen.

Sie hat jenes Verhältnis der blossen Worte bisher nur als schlichte Thatsache aufgegriffen; in keiner Weise *nach seinem näheren Belang für die Pflege der Nationalökonomie*. Darauf aber kommt es zunächst an, und dazu ist auch die Bahn frei, jetzt, wo man auf den Popanz jener Bezeichnung weiter keine Rücksicht mehr

zu nehmen braucht. So erwächst als die Aufgabe, die an erster Stelle zu lösen ist, eine *kritische Würdigung* jenes Thatbestandes; *Antwort also auf die Frage, was es in sich schliesst, dass in der Nationalökonomie Eingeborene Fachausdrücke vorhanden sind.*

Hier lässt sich nun unseren herkömmlichen Anschauungen eine *Einrede* aus der Seele sprechen, deren Widerlegung es erst ermöglicht, Kritik und Herkommen in's rechte Verhältnis zu einander zu setzen. So kommt es zum lösenden Wort.

Gegen die Aufgabe selber, die sich die Kritik da zurechtgelegt, wäre kaum etwas einzuwenden. Allein, eine junge Wissenschaft hat doch andere Aufgaben, hat Wichtigeres zu thun, als ihrem Gefüge bis in's Kleinste nachzuspüren, *ohne rechten Zweck!* Denn schliesslich mag das Gebahren jener Worte noch so eigenartig sein: seine Würdigung und Erklärung zusammen könnten doch nur darthun, dass die Rolle jener Worte so, wie sie nun einmal ist, auch sein muss. Freilich, ob man die vielberufenen Worte als Leitworte der Forschung achten soll, darüber lässt sich streiten, der Streit ist längst Thatsache, und die Pflege der Nationalökonomie ist dabei so ziemlich entzwei gegangen; aber *Fachausdrücke*, und, weil sie es von jeher waren, also *Eingeborene Fachausdrücke, das sind sie, und das bleiben sie auch!*

Diese Einrede hat zweifellos alle Erfahrung in nationalökonomischen Dingen auf ihrer Seite. Systeme, Methoden, Theorien, das alles hat in steter Flucht gewechselt; jene Worte sind in ihrer Rolle geblieben. So muss uns allerdings jede Vorstellung fehlen, *wie* es möglich wäre, dass auch da eine Aenderung eintritt; worin sie bestünde, was ihr zum Anlass würde. Aber wenn uns jede Vorstellung fehlt, *dass* Dergleichen überhaupt möglich sei, *dann verräth sich doch nur wieder die trügerische Macht der Bezeichnung „Grundbegriffe“.*

Man unterschätze die *Rückwirkung* nicht, die von der Sachlage ausgeht, dass jene Worte vom Herkommen nun einmal an die Bezeichnung „Grundbegriffe“ geschmiedet sind. Eines Eindrucks halber, weil sie als das Unverrückbare erscheinen müssen, tritt diese Bezeichnung zur Aufzählung jener Worte hinzu. Sie ist aber sofort wie Brief und Siegel darauf, dass die Rolle jener Worte fortbestehen müsse! Die Letzteren, immer nach ihrer Rolle innerhalb der Nationalökonomie, müssen dann sofort auch als das *Unverrückbare in der Zeit* erscheinen. Denn soll man etwa an „Grundbegriffe auf Kündigung“ denken! Und wenn dies auch alles an blossen Eindrücken und Wortlauten hängt, es gräbt sich nur umso tiefer in unser Denken ein. So *muss* sich ja die Anschauung festigen, dass jene Worte und ihre Rolle zur Nationalökonomie gehören, wie der Takt zur Musik.

Die bezeichnende Anlehnung an diese Worte erscheint nicht schlecht-hin als etwas, das von jeher gegolten hat, sondern als das, was allezeit gelten muss. Sie wird geradeaus als eine *Notwendigkeit* empfunden.

Inzwischen aber liess die Kritik erkennen, dass die vielberufenen Worte nur bei einem hohlen Worte genannt sind, wenn ihnen so, wie es herkömmlich geschieht, die Bezeichnung „Grundbegriffe“ zufällt. Der Glorienschein, der um der Letzteren willen diese Worte umstrahlt, ist falsch, und alle Eindrücke, die unser Denken daraus empfängt, sind nichtig. *Von diesen Worten steht eben zunächst nur Eines fest: ihre Aufdringlichkeit als Fachausdrücke.* Ueber alles Weitere herrscht jene wesentliche *Ungewissheit*, der nur unsere herkömmlichen Anschauungen vorgreifen. Freilich, mit den vielberufenen Worten kann alles Mögliche vorliegen; vielleicht sogar etwas, das man nicht gut anders als „Grundbegriffe“ nennen könnte; ebensogut aber mögen diese Dinge weitab von dieser einen unter vielen Möglichkeiten liegen. Weil aber Alles in Frage steht, und nichts in Gewissheit, ausser jenem Verhältnis der blossen Worte als solchem, *so bleibt zur Rettung der Ansicht, dass die vielberufenen Worte in ihrer Rolle unzerstreulich von der Nationalökonomie seien, nur ein fragwürdiger Schluss zurück.* Der Schluss, dass da jede Aenderung ausgeschlossen sei, aus keinem anderen Grunde als dem, weil sie bisher *ausgeblieben* ist!

Den Gedanken einer solchen Aenderung darf man beileibe nicht so in's Auge fassen, als ob hier schlechtlin ein Irrthum der Wahrheit zu weichen hätte. Denn soviel steht fest, das nationalökonomische Denken ist nun einmal in der Anlehnung an jene Worte aufgewachsen; es wäre sinnlos, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Je tiefer die Kritik eindringt, umso klarer müsste sie erkennen lassen, wie die Wissenschaft der Nationalökonomie überhaupt nur an der Hand dieser Worte in's Dasein treten konnte. Von den äusseren Bedingungen dafür war ja schon anzudeuten, wie diese Wissenschaft aus Leistungen des alltäglichen Denkens emporwächst, so dass von da heraus der Zwang zur vergleichswisen Vielverwendung der Worte „Wirtschaft“, „Gut“, „Wert“, und so fort, in das wissenschaftliche Denken übernommen wird. Und wieder nur so, dass von diesen Worten ihrer Rolle wegen Notiz genommen würde, konnte die Nationalökonomie sich selber finden.

Kurz, *entwicklungsnotwendig* war die Anlehnung an diese Worte jedenfalls. Auf der anderen Seite ist es Thatsache, dass der Zwang zu ihrer vergleichswisen Vielverwendung heute noch im national-

ökonomischen Sprachgebrauch besteht. Diesen Zustand empfinden wir nun im Geiste unserer herkömmlichen Anschauungen so, als ob er einer *Denknotwendigkeit* entspräche. Die Kritik aber ist in ihrem guten und mühselig erworbenen Rechte, wenn sie fernerhin mit der Möglichkeit rechnet, dass hier doch nur eine *bloße Gewohnheit unseres Denkens* vorliege; eine Gewohnheit, die in der Nationalökonomie seither vielleicht zu einer *rückständigen* geworden ist, gemessen an der Reife dieser Wissenschaft, so dass sie in diesem Sinne immer mehr zu einer *schlechten Gewohnheit des fachlichen Denkens* ausartet.

Es kann eben auch in diesen Dingen Vernunft mit der Zeit zu Unsinn werden; mag dieser Umschlag auch so langsam und allmählig vor sich gehen, dass wir die Plage kaum empfinden, in die sich die ursprüngliche Wohlthat verkehrt. In dieser Hinsicht vor Allem drängt die Kritik nun zur Einkehr; *der allzugewohnte Zustand soll einmal in „schönder Unbefangenheit“ beschaut werden*. Das ist der Sinn der nächsten unter den Aufgaben, die aus diesen Untersuchungen neu erstehen, und die unter der Auffassung, zu der sich die Kritik inzwischen durchgerungen hat, wohl auch der praktischen Bedeutung nicht ganz entbehren.

Anmerkung. Daran muss man festhalten: Die Nationalökonomie kann in ihrem Sonderdasein als Wissenschaft auf *festerem Boden* stehen, als es die Gebundenheit an einen Kreis bestimmter Worte ist. Die Abkehr von diesen Worten — in jenem grundwesentlichen Sinne, der unendlich mehr in sich schliesse, als eine „terminologische“ Aenderung, einen blossen Auswechsel von Worten — wäre also durchaus nicht das Ende der nationalökonomischen Wissenschaft; aber wer umgekehrt davon den Anfang der wissenschaftlichen Nationalökonomie erwarten wollte, angesichts des Umstandes vielleicht, dass dann erst das nationalökonomische Denken Herr im eigenen Hause würde — der beginge doch wieder nur die grobe Willkür, die oben schon gerügt wurde. (p. 49.)

Allein die Anerkennung jener grundsätzlichen Möglichkeit fruchtet unserem Denken blutwenig. Nach wie vor muss uns die Vorstellung befremden, dass jene vielberühmten Worte ihrer bevorzugten Stellung verlustig gehen sollten — als Fachansdrücke zum alten Eisen, als Worte zurück in das Dunkel der Sprache! Und doch kann unser Denken an gewissen Vorkommnissen einigen Anhalt finden, so dass ihm das Absonderliche jener Wandlung mandgerechter wird. (Eine Wandlung übrigens, die sich nicht von heute auf morgen vollziehen, die eher Geschlechter überspannen könnte; davon noch unten.)

Sprechen wir im gewöhnlichen Leben nicht von „Gras“ und „Kräutern“, oder von „Stein“ — und was weiss die Botanik, die Mineralogie damit anzufangen! Andererseits, ist das Denken der Chemie nicht über den „Begriff“ des „Stein der Weisen“ in einem grundwesentlichen Sinne hinausgewachsen, das physikalische Denken nicht über den „horror vacui“, oder spricht die Medizin etwa noch von „Säften“! Nun, der Sinn der Absage, die vom nationalökonomischen Denken an seine Lieblingsworte erginge, kann im einzelnen Falle bald an das eine, bald an ein anderes jener Beispiele erinnern.

Nur hätte jener Wandel seine einheitliche und streng *grundsätzliche* Bedeutung. Dies gilt in solchem Grade, dass im einzelnen Falle leicht nur „taktische“ Rücksichten davon abhalten könnten, hinterher *Namen* aus einzelnen der Worte zu machen, die man gerade zuvor aus ihrer beherrschenden Stellung gedrängt hätte. Eben nicht den Worten selber, ihrer unbefugten Rolle gilt der Angriff!

Wie fest unter den oben *erörterten* Umständen der Glaube wurzelt, dass solcher Angriff von Haus aus ein *hoffnungslos* sei, davon haben die Besprechungen Zeugnis abgelegt, die meine mehrfach erwähnte Erstlingschrift gefunden hat. Dort habe ich die gleichen Fragen angeschnitten, nur in einem viel engeren Bezirk, und es beim Fragen belassen¹⁾.

Besonders in dieser Sachlage ist für mich die Mahnung belegen, der vorliegenden „Streitschrift wider Willen“ eine Darlegung jener *positiven* Ergebnisse auf dem Fusse folgen zu lassen, von deren Boden aus ich mich zu dieser Kritik vorwage; (die andernseits der letzteren doch den Vortritt lassen müssen, vergl. p. 26.)

Nicht eben, um darzutun, dass man dort auch „bauen“ kann, wo diese Kritik „niederreisst“. Denn schon von „Niederreißen“ lässt sich nicht gut sprechen, wo (im Wege der Selbstbesinnung) nur dem zu wehren gilt, dass sich unser Denken um schöner Worte willen an der Erfahrung verstündigt. Und gar von „Bauen“ darf nicht die Rede sein, wenn es sich nur um tastende Versuche handeln kann. Denn in letzter Linie fällt die „Herrschaft des Wortes“ mit nichts Anderem in eins, als mit der hundert und abenhundertjährigen Gewohnheit des wissenschaftlichen Denkens, *den Urgewohnheiten des „gewöhnlichen“ Denkens zu fröhnen*; jenes Denkens, das mit unserem Handeln wurzelständig ist, und ihm verwachsen bleibt, nach wie vor. Solcher Gewohnheit Fesseln streift aber selbst das wissenschaftliche Denken nicht eins zwei ab. Es muss sich auch in diesem Punkte erst *allmählich* zu sich selber erziehen.

1) Vergl. E. v. BÖHM BAWERK, in der Zeitschrift f. Sozialpolitik und Verwaltung, VII, Bd., 1898, p. 428 ff. und C. RIST, Revue d'économie politique, Oct.-Nov. 1899, p. 923.

Haushalten und Unternehmen,
als
Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen.
—
Ein Vortrag.

Die Ausdrücke „Haushalten“ und „Unternehmen“ sollen zwar auf meinen engeren Gegenstand vorbereiten; aber sie thun es aus guten Gründen anders, als es nationalökonomischer Brauch ist. Dieser Widerspruch gegen das Herkommen, und seine Gründe, das ist mein weiterer Gegenstand, mein eigentlicher; dort handelt es sich nur um ein sachliches Beispiel.

Ich stelle jene Ausdrücke keineswegs aller Erörterung so voran, wie es mit Ihresgleichen immerzu geschieht; mit den Ausdrücken „Wirtschaft“, „Gut“, „Wert“, „Kapital“, „Geld“, und wie diese Wegweiser nationalökonomischer Theorie lauten.

Dieser Brauch legt mir zwei Fragen nahe. Vor Allem die, ob eine Erfahrungswissenschaft dazu gezwungen sei, mit ihren theoretischen Erwägungen stets von Neuem an gewisse Ausdrücke anzuknüpfen, deren Kreis dabei ausser Erwägung bleibt. Vielleicht ist es überhaupt nur der letztere Umstand, der jene Ausdrücke ernst nehmen lässt. So lautet daher die zweite Frage, ob derlei Ausdrücke von Haus aus fähig wären, einen Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung ausser Zweifel zu setzen.

Diese zweite Frage mag für den Teil der Ausdrücke „Haushalten“ und „Unternehmen“ offen bleiben. Denn so, wie diese Worte in der Angabe meines Themas erscheinen, sind es schlecht und recht Namen; Sprachzeichen, in verständiger Willkür zu etwas hinzugewählt, das sich ganz unabhängig von ihnen entwickeln lässt. Dieses Etwas bürste nicht die Faser von seinem Wesen ein, hätte ich es irgendwie anders genannt. So aber bin ich dem Sprachgefühl treu geblieben. Einmal entwickelt, erzwingt sich jenes Etwas diese Nennung; man könnte sagen, es wächst bei seiner freien Entwicklung just in diese Ausdrücke hinein. So kommt es auch, dass mit diesen Worten der sachliche Kern einer Erörterung anklingt, die mit ihnen selber zunächst gar nichts zu schaffen hat.

Es nimmt diese Erörterung nicht von diesen, noch von anderen Worten ihren Ausgang, sondern von einem richtigen Probleme. Und ich verhehle nicht, dass ich hiermit jene bedeutsame erste Frage

in bewusster That zu verneinen suche. An einem schlichten Beispiele möchte ich Ihnen zeigen, wie nationalökonomische Theorie möglich ist, ohne die alte Weise jener „Lehren“ anzustimmen: von der „Wirtschaft“, vom „Wert“, und so weiter. Eine eigentliche Darlegung von Ergebnissen ist in diesem Rahmen nicht möglich; weder in Bezug auf die engere Sache, noch in der Richtung der allgemeinen Ansichten, die ihr zur Seite treten. Es handelt sich rein nur um einen aufklärenden Vorstoss, ohne jede Sicherung der Etappen.

Das Problem, von dem ich ausgehe, muss Sie bei seiner ersten Aussprache etwas befremden. Es ist mit der Aufgabe eins, die Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen zu suchen. Ich bin also vor Allem Aufschluss schuldig, was unter solchen „Formeln“ zu verstehen sei. Im Aeusseren wird dies auf eine Erklärung der Ausdrücke hinauslaufen, in die ich das Problem bündig fasse. Dem Wesen nach aber handelt es sich einzig darum, das Problem selber zu entwickeln.

Wenn dies geschieht, wird nicht etwa mit Gedanken ein kurzweiliges Spiel getrieben. Probleme, wie ich sie meine, lassen sich in einer Erfahrungswissenschaft nicht erfinden. Man kann sie immer nur aufspüren. Es gelangt das Forschen, das bei sich selber Einkehr hält, vor Aufgaben hin, die es lösen muss, wenn es seinem Berufe genügen will. Meist werden es Aufgaben sein, denen das Forschen schon nachgekommen ist, ehe es ihrer recht bewusst war. Einfach um sich selber zu ermöglichen, war die Forschung zu Leistungen genötigt, die einer Lösung gleichkommen. Nur steht zu erwarten, dass solche Lösungen wider Willen und Wissen etwas fragwürdig sind. Es lohnt immerhin die Mühe, an der Hand der Probleme die Arbeit zu wiederholen.

Nun einen Blick voraus, auf meinen Weg. Die Erkenntnis des Alltäglichen will ich aus einem Gegensatzes denten; ich stelle sie für ihre Erklärung jener Kenntnis der Alltäglichkeit gegenüber, die Keinem mangeln kann. Denn wir Alle sind ja in der Lehre jenes täglichen Lebens, dem niemand zu entinnen wüsste. Aus dieser Kenntnis der Alltäglichkeit werde ich die Erkenntnis des Alltäglichen an der Hand gewisser Forderungen ableiten, die sich einfach schon aus der Natur des wissenschaftlichen Denkens ergeben. Und diese Forderungen sind es, die sich zu unserem Probleme weben. So hängt im Grunde alles an der Selbstbesonnenheit. Wir brauchen uns nur auf unser Denken zu besinnen, um das Problem zu finden; und so wird später eine einfache Besinnung auf unser Handeln genügen, um das Problem zu lösen.

Nach diesem Plane gehe ich dann vor. Eines aber sei laut und hell betont: Um meinem Vorhaben treu zu bleiben, muss ich rückhaltlos die Strenge opfern, die so leicht zu erzielen ist, sobald man von Problemen, statt von Worten ausgeht. Denn hier besteht die Gefahr nicht, dass sich das Streben nach grösserer Schärfe in die Sackgasse der worterklärenden Definition verrennt. Ein Vorzug, auf den ich nur kurz verweise; ich kann ihn nicht ausnützen. Sonst brächte ich es in diesem engen Rahmen nicht fertig, das ganze Gebahren vorzuführen, von der Wurzel an gleich bis zu Früchten, zu greifbaren Ergebnissen. Daher können auch diese Ergebnisse nur von der Wahrheit der rohesten Skizze sein. Denn schon das Problem selber, wie es hier entwickelt wird, ist nur vom Range einer gültigen Lösung, die auf kecken Durchgriff ausgeht.

Es lässt sich in voller Schärfe nur aufrollen, sobald man es aus seinem Zusammenhang mit anderen Problemen herleitet, die ihm vorantreten; in einer lückenlosen Kette, bis zu ursprünglichsten zurück. Das wären vom Standpunkte der Nationalökonomie jene Ersten Probleme, mit denen diese Wissenschaft ihr eigenes Dasein in Frage stellt; Aufschluss begehrt über ihre Möglichkeit und ihres Wesens Art. Probleme, von denen freilich nicht viel die Rede ist, solange sich die Nationalökonomie für die Kenntnis ihrer Eigenart auf ein Schlüsselwort verlässt: sei es „Wirtschaft“, oder „Gut“, oder sonst ein „Begriff“, der dann auch in den Namen eingeht, und von dessen „Bestimmung“ diese Kunde erwartet wird. Aber es wäre ja traurig um eine Wissenschaft bestellt, wenn sie dauernd bei ihrem Namen anfragen müsste, wie sie über sich selber denken soll.

Jenen tieferen Zusammenhängen kann ich bei der Entwicklung unseres Problems nicht folgen. Sonst würde es besser erhellen, wie jene Erkenntnis des Alltäglichen, die hier nur zur Not eine einseitige Deutung finden soll, im Grunde gar nichts anderes betrifft, als das nationalökonomische Denken, das sich auf sich selber besonnen hat. Nur kleidet sich diese Selbsterkenntnis dabei in eine schlagwörtliche Wendung. Aehnlich, wie man im gleichen Geiste von der Nationalökonomie sagen kann, dass sie die Erfahrungswissenschaft vom Alltagsleben aller Zeiten sei.

Schlagwörtlich sind diese Aussagen, weil ihr buchstäblicher Sinn nur höchst mittelbar die Sonderheit der Nationalökonomie und ihres Denkens wiedergibt. Denn bloss im thatsächlichen Hergang kommt es dazu, dass sich diese Wissenschaft gerade dem Alltäglichen zukehrt. Daraus rechtfertigen sich jene Schlagworte; auch nur scheinbar spannen sie den Rahmen dieser Wissenschaft viel zu weit. Aber

die Wendung gegen das Alltägliche besagt schon eine Folge, und ist durchaus nicht der Grund der nationalökonomischen Sonderheit. Der sitzt tiefer und lässt sich ungleich schärfer fassen. Auch darüber gleich eine Andeutung, auf die ich mich in der Folge oftmals beziehe. Damit wird sich das Bild erst beleben, das ich hier bloss in schroffen Umrissen erscheinen lasse.

Den entfernteren Grund ihrer Eigenart teilt die Nationalökonomie noch mit anderen Wissenschaften; ich nenne sofort die Historik. Mit dem historischen zusammen, ist das nationalökonomische Denken ein eigenartiges, und trennt sich z. B. aufs Schärfste vom naturwissenschaftlichen, weil es sich gleichsam einer anderen Welt vermählt. Jener Welt des Handelns, die als das selbstherrliche und ursprüngliche Dritte zwischen Sinnenwelt und Seelenwelt steht.

Eine Welt, voll der eigenartigsten Gebilde, die aber einheitlich ruhen auf dem Erlebnis der That; jenem, unserem Denken urwüchsig und noch unzerfällt Gegebenen, von dem man schon die toten Teile in der Hand hält, sobald man sinnliche oder seelische Erscheinungen vor sich sieht. Und diese andere, die Welt der Erlebungen, vermählt sich unserem Denken auch ganz anders, als die Welt der Erscheinungen. Da ergibt sich der Zusammenhang im Geschehen nicht in jenem ursächlichen Sinne, wie dort, wo das Einzelne in der Art untergehen muss, ehe uns die Abfolge der Erscheinungen aus Gesetzen verständlich wird. Gleich seinen Abkömmlingen, können wir schon das einfachste Erlebnis stets nur aus dem Zusammenhang des Geschehens erfassen, der uns schon mit dem Erleben des letzteren zufällt. Es heftet das Erlebnis gleichsam seinen Grund schon an die eigene Gegebenheit. Und so verknüpfen sich diese Erlebnisse und ihre Gebilde von Haus aus jenem viel verschlungenen Gewebe, als das uns die Welt des Handelns ganz unmittelbar begreiflich ist, nach dem Vorbilde unseres eigenen Handelns. Für unser Begreifen dieser Welt kommen „Gesetze“ hoffnungslos zu spät. Das scheinbar Gesetzmässige in dieser Welt steht auf einer Stufe mit dem scheinbar Zufälligen in der Natur: Ein gelegentliches Alpha, nicht das grundsätzliche Omega der Erkenntnis. Das will sagen, es harrt gleichsam seiner Auflösung in jenen Einen und grossen Zusammenhang, den zu durchschauen hier das letzte Ziel alles Forschens bleibt.

Dieses Reich der That nun ist Gemeinbesitz mehrerer Wissenschaften. Ich deute es an einer gesonderten Stelle an, wie sich die Letzteren, unter ihnen die Nationalökonomie, nur des verschiedenen

Gesichtspunktes wegen absondern, aus dem sie jenes Einerlei beschauen. In diesem Geiste ist die Nationalökonomie aber eine Wissenschaft für sich, weil sich das nationalökonomische Denken als eine echte Spielart besondert, von jenem erfahrungswissenschaftlichen Denken, das der Welt der Erlebungen ganz ebenso gerecht wird, wie das naturwissenschaftliche Denken der Welt der Erscheinungen. Sagen wir etwa, das nationalökonomische Denken erkennt sich selber als die eine der Möglichkeiten, „aktionswissenschaftlich“ zu denken. Der Name „Aktionswissenschaften“ wäre mir natürlich für jeden besseren feil.

Zu einer weiteren Teilung im Stoffe der Erfahrung kommt es also nicht. Im entscheidenden, im grundsätzlichen Sinne ist demnach die Sonderheit der Nationalökonomie keineswegs auf ein besonderes, nur dieser Wissenschaft eigentümliches „Gebiet“ gegründet. Weder in jenem Sinne, an den uns im Voraus, also zur grossen Bequemlichkeit unseres Denkens, der vertraute Klang gewisser Worte glauben macht; ich meine die liebgewohnten Schlüsselworte, wie etwa „Wirtschaft“, „Staat“, „Gesellschaft“. Die Aussonderung tritt aber auch nicht so in Kraft, dass der Nationalökonomie aus der Welt des Handelns etwa das „Alltägliche“ vorbehalten bliebe. Beachten Sie, dass in diesem Zusammenhange hier dieses Wort zwischen Gänsefüsschen hinein gehört. Denn gewiss, man kann es sagen, es wende sich die Nationalökonomie in der thatsächlichen Sachlage dem „Alltäglichen“ zu. Aber damit stellt man sich bereits auf den Boden eines Denkens minderer Strenge. Vor dem eindringlichen Blick jener ersten Probleme fänden eben Ausdrücke, wie „Alltägliches“ und „Alltagswelt“ keine Gnade. Und so verrät es das Walten eines gelockerten Denkens und kennzeichnet die durchfahrige Art, in der ich zur engeren Sache reden muss, wenn ich von da ab die Wendung von der „Erkenntnis des Alltäglichen“ buchstäblich nehme, und daher zunächst in vollem Ernste vom Alltäglichen spreche.

Alltäglich ist freilich Vieles; zum Beispiel gleich der Wechsel zwischen Tag und Nacht. Der kann nicht gemeint sein, obwohl auch er für die Welt des Handelns zur Geltung kommt, unter den zahllosen Determinanten des erlebten Geschehens. Aber wie ist nun das Alltägliche gemeint? Der Definition ganzer Jammer scheint da zu drohen. Dennoch, sofern man nur darauf achtet, dass hier das alltägliche Handeln in Frage kommt, ist alle Definition mehr als entbehrlich; sie wäre von Uebel. Definieren könnte man das Alltägliche nur als die Art eines Geschehens. Wie aber zwischen dem, was alltäglich, und jenem, was nicht alltäglich ist, zu scheiden wäre,

darüber müsste sich unser Denken sofort entzweien. Jedoch das genaue Gegenteil thut hier not: ein sicherer, eindeutiger Ausgang für unser Denken! Der aber liegt mit dem Alltäglichen als Inbegriff vor, unabhängig von aller Definition. Nur dieser günstige Umstand erlaubt es ja, unser Problem an das Alltägliche anzuknüpfen; wir klammern uns an dessen unzweideutigen Kern, während uns das Verschwimmen der Grenzen gleichgiltig bleibt. So ist es wesentlich, dass wir uns wirklich nur diesen losen Inbegriff von erlebtem Geschehen vorhalten; der zwar nichts Greifbares besagt, und von dem ich nun erst erwägen will, wie er uns im Einzelnen begreifbar wird, der uns aber trotzdem so vertraut, so ganz ausser Zweifel und Missverständnis ist, weil wir mit unserem ganzen Thun und Treiben, mit unserem ganzen Wohl und Wehe in diesem Inbegriff das Inbegriffene sind.

Umschreiben lässt sich dieser Inbegriff allerdings; zum Beispiel als das Ganze des mehr oder minder nüchternen, hausbackenen Geschehens durch uns und rings um uns, mit dem in nie aussetzendem Flusse aus dem Gestern das Heute und aus dem Heute das Morgen wird. Derlei Umschreibung erläutert wohl die Sache, bei der wir einsetzen. Aber schon zum Ueberfluss; so wenig verbindlich solche vorausgeworfene Erläuterung ist, in diesem Fall, so wenig sind wir zu ihr verbunden. Wir sind uns einmal dieser Sache viel zu gewiss, als dass sie erst eindeutig würde, sofern wir ihren Namen scharf und gültig definieren.

Auch weiterhin bleiben die Gefahren der wörterklärenden Definition vermieden. Vom Alltäglichen aus führt uns eine sachliche Erwägung vor jene Kenntnis der Alltäglichkeit hin, an die sich unser Problem des Näheren knüpft. Wir erwägen da, wie sich unser Denken zu jener Sphäre der erlebten Gemeinplätze verhält. Dazu sei nun in aller Einfalt ein Vergleich gezogen, zwischen gewissen Vorkommnissen des Alltags, und gewissen Erscheinungen der Natur. Der Vergleich aber rechtfertigt sich aus dem Umstande, dass es hüben und drüben auf ein vielartiges Geschehen ankommt, von jenem innigen Zusammenhalte, als ob jedes Eine um Aller, und Alle um jedes Einen willen da wären.

Ein Mehrerlei des Geschehens, das sich wechselseitig bedingt, unserem Denken also gegliedert, „organisiert“ erscheint, das steht in der That bei jedem thierischen oder pflanzlichen Organismus in Wirklichkeit. Aber hier durchblicken wir die Gliederung im Geschehen doch nur soweit, als wir mit Absicht beobachtet und über das Beobachtete nachgedacht haben; wobei wir natürlich die Früchte der

gleichen Bemühung Anderer nutzen. Von Haus aus erscheinen diese Gebiete für das menschliche Denken fremd. Unser Handeln ist zwar selber durch einen Organismus determiniert; von dem weiss jedoch das urwüchsige Denken blutwenig. So bleibt es dem wissenschaftlichen Denken vorbehalten, in diese Gebiete, und dann gleichsam erobernd vorzudringen.

Zum Vergleich nun etwas Ähnliches aus der Alltagswelt; in recht unverhohlener Absicht ausgewählt. Wenn Sie da zum Beispiel durch ein Schaufenster blicken, und die Leute hinter dem Ladentisch beobachten, wie sie Dies und Jenes thun, bald einen Kunden sehr umständlich, bald einen Reisenden sehr kurz behandeln, dann wieder eine Eintragung in dicke Bücher machen, eine Sendung empfangen, Waren einfächern — ein Vielerlei von Geschehen ergibt sich Ihnen da, das grundsätzlich schon im Einzelnen, sicher jedoch im Ganzen, in seiner Gliederung, für Sie begreifbar ist. Gleichgiltig, wie Sie daraufhin das Begriffene ausdrücken wollen; ob Sie von „Geschäft“ reden, oder von „Erwerb“, oder von „Unternehmung“. Jeder von uns, soviel ist sicher, weiss sich auf dieses bunte Getriebe sofort einen Reim zu machen. Man braucht da wahrlich nicht erst auf den Nationalökonom zu warten, erfreut sich auch so schon einer Einsicht, die gleich bis in den Kern der Sache vordringt.

So auch, wenn Sie etwa in eine Wohnung blicken, und auch da herum das vielfältigste Gebahren sehen. Ein und Aus von allerlei Lenten. Aufsteigen von Rauch aus den Kaminen, Hantieren mit Besen und Kochlöffel, und so weiter. Auch da wissen Sie natürlich sofort, wieviel es, in's Ganze beschaut, geschlagen hat; so ginge es eben „bei Schulzen's“ her, oder im „Müller'schen Hauswesen“. Der Alltag birgt keinerlei Rätsel in sich. Da ist uns Alles so vertraut, dass wir der Voraussetzungen gar nicht mehr gedenken, auf denen unser unbeirrtes Verständnis ruht. Und es ist doch klar, dass uns solche Wissenschaft nicht von Natur aus ist, sondern uns durch unser eigenes Handeln zufällt, durch unser Leben inmitten solchen Getriebes, von Kindesbeinen an. In dieser Richtung geht daher das wissenschaftliche Denken nicht erobernd vor; zunächst ist es vielmehr in der Lage, zu erben.

Dieses Erbe nun, das allem Denken über die Welt des Handelns zufällt, das ist die Alltagskenntnis. Ein Wissen, das schon in unserer Fähigkeit zu handeln enthalten ist, und uns doch wieder nur aus dem Handeln selber geworden ist; in jenem tieferen Sinne, wie unser Denken und unser Handeln überhaupt an einander heranwachsen. Es liegt aber diese Kenntnis der Alltäglichkeit mit keinerlei

Definitionen oder ausgearbeiteten Theorien vor; höchstens, dass Einzelnes aus ihr zu Sprüchen bündig gefasst ist. So kommt es vor Allem auf das Verhältniß an, das zwischen dieser Jedermanns-Weisheit und den Worten besteht, den Kindern der lebenden Sprache.

An sich ruht diese Alltagskenntnis, wie gesagt, als ein gestaltungsloses Wissen in uns; als das unklare Ganze von lauter ungeklärten Anschauungen, die ihrem Inhalte nach viel zu selbstverständlich sind, als dass uns ihr Besitz im gewöhnlichen Verlauf der Dinge zum Bewusstsein käme. Weil wir nun Alle handeln, ist uns Allen dieser Besitz gemein. Diese Anschauungen, in denen sich unser gemeinsames Verhältniß zum Handeln spiegelt, sind ja wieder viel zu ungeklärt, um einem Zwiespalte Raum zu geben. Mit dieser Thatsache nun, dass wir Alle die Alltagskenntnis teilen, fällt es in eins, dass uns die Worte verständlich sind, mit deren besonderer Hilfe wir im Handeln selber über das Handeln sprechen. Sie sind uns das Mittel des Ausdruckes, durch das wir uns im nämlichen Gedanken finden, ohne uns den letzteren eigentlich klar zu machen. Und dazu gehören zum Beispiel auch „Haushalten“ und „Unternehmen“. Nicht also, dass wir diese Worte in Eintracht zu definieren wüssten. Muss denn so eine Einheit der Sprache gleich auch eine Einheit unserer Gedankenwelt sein? Daran hängt das sprachliche Verständnis ganz und gar nicht. Solche Worte sind uns umso verständlicher, je harmloser wir sie verwenden; je ruhiger sie im Flusse der Rede schwimmen. Dann erst scheinen sie auf jenes gestaltlose Gemeinwissen die erfolgreichste Berufung einzulegen. Wir fruchten einfach diese Alltagskenntnis, wo immer wir jene Worte im zwanglosen Sprechen verwenden.

So wird es gerade durch einen unbefangenen Gebrauch dieser Worte möglich, kurzer Hand über Alltägliches zu erörtern. Es erhellt hier, um es im Vorgriff zu sagen, wie nationalökonomische Leistungen möglich sind, auch wenn man auf jene „Theorie vor den Thatsachen“ verzichtet, auf die ich später verweise. Es ist gleichgiltig, ob dieser Verzicht nun ein bewusster ist, oder uns aus der Gewöhnung zwanglosen Sprechens überkommt. Erörterungen, die diesen Verzicht leisten, können sich kraft mancherlei Tugenden zum Range einer wissenschaftlichen Leistung erheben: Treue gegenüber den Thatsachen. Schärfe der Folgerung, vor Allem der Umstand, dass man das Interesse an der Erfahrung über die Interessen am Erfahrbaren stellt. Eines aber bleiben solche Erörterungen ihrer Wissenschaftlichkeit schuldig, und je geläuterter sie sind, desto drückender das Versäumnis: Sie zehren ja von der Alltagskenntnis,

stellen sich also auf den Boden ungeklärter Anschauungen, von denen sie sich keinerlei Rechenschaft ablegen.

Hier steht es zweifellos dem Denken frei, in eigener Sache einen guten Schritt vorwärts zu thun. Da keimen die Forderungen, die schon aus der Natur des wissenschaftlichen Denkens zu begründen sind; worunter ich eben ein Denken meine, das stetig über sich selber hinausstrebt. Nur richten sich diese Forderungen nicht etwa deshalb auf, weil die Alltagskenntnis falsch sei. Ein Urteil wäre da immer nur über die Einzelheiten zulässig. Der Inhalt der Alltagskenntnis ist aber viel zu ungeklärt, um das Einzelne daraus auf wahr oder falsch zu beurteilen. Wohl aber kann man vom Ganzen sagen, dass mit der Alltagskenntnis ein Denken zur Ruhe kommt, das mit dem Handeln aufwächst, stets nur die Bedürfnisse des Handelns vor Augen hat, unbehütet von aller Kritik bleibt, und daher nie anders an sich bessert, als dass es im Vollzuge des Handelns sich ganz von selber berichtigt. Ein Denken also, von dem wahrlich nicht gilt, es strebe stetig über sich selber hinaus. Ungefähr in diesem Geiste möchte ich Kenntnis und Erkenntnis scheiden, und so ergibt sich die Alltagskenntnis als ein fremder Stoff im wissenschaftlichen Denken, den das letztere austossen muss.

Meine Darlegung musste um so roher bleiben, als der Sachverhalt ein sehr in sich verspreizter ist, und sich nur gewaltsam in Kürze abthun lässt. Ein drohendes Missverständnis ist aber jedenfalls abgewandt: Sie bemerken, mit der Erkenntnis des Alltäglichen steuern wir beileibe nicht einer „Philosophie des Banalen“ zu, die irgendwie das nationalökonomische Denken über seine Grenzen drängt. Es handelt sich um eine ungemütlich nüchterne Sache: Schärfere Zucht im Denken, auf Kosten seiner Bequemlichkeit, seiner lieben Gewohnheiten.

Jenen Forderungen entspinnt sich nun unser Problem. Auch da gilt es, ungeklärte Anschauungen, auf denen das nationalökonomische Denken fusst, in thätiger Erkenntnis zu läutern. So hilft unser Problem dazu mit, jenes Erbe, das auch dem nationalökonomischen Denken zufällt, erst noch zu erwerben, um es recht zu besitzen. Die besondere Aufgabe, die sich zu unserem Probleme fassen lässt, soll dann auf einem Umwege klar werden, der sich durch besseres Verständnis bezahlt macht. Vorher einen Seitenblick auf die thatsächlichen Verhältnisse in der Nationalökonomie.

Die Frage ersteht, ob die Nationalökonomie nicht längst schon versucht hat, jene banausische Art von „Apriori“ aus ihrem Denken

auszumerzen. Zunächst ist ja nichts natürlicher, als dass sich besonders in der Wissenschaft vom Alltäglichen die Worte heruntreiben, die gleichsam die Leibworte des Alltags sind. Jene vielberühmten Worte „Wirtschaft“, „Gut“, „Wert“, „Kapital“, „Geld“, „Vermögen“ und so weiter, hinter denen die Nationalökonomie ihre „Grundbegriffe“ sucht. Ueber der Sorge um diese „Grundbegriffe“ kommt es ja dazu, dass sich diese Wissenschaft auf den bezüglichen Gebieten in einem hartnäckigen Wechselfieber der Definitionen und Theorien schüttelt. Wenn Dies auch den Kern der Wissenschaft so unberührt lässt, wie es einem Aussenstehenden kaum begreiflich ist, soll es denn bloss scholastische Spiegelfechtereie sein? Spielt da nicht unverkennbar das Streben mit, den Schnitt zu führen zwischen dem nationalökonomischen Denken und dem alltäglichen?

Zum Glück ist kein Anlass da, diese verwickelten Dinge schon in diesem Rahmen aufzurühren. Meine Zweifel branche ich deswegen doch nicht zu verhehlen. Es scheint mir in der That, dass jenes giltige Streben wirkungslos verpuffen muss, solange es sich stets nur mit jenen „wortgebundenen“ Problemen entladet, die in ihrer kindlichsten Gestalt eins sind mit Fragen von der Art: „Was ist die Wirtschaft?“, „Was ist der Wert?“, und so weiter, den ganzen nationalökonomischen Katechismus herunter. Wie kann man mit dem alltäglichen Denken fertig werden, wenn man sich in den gläubigen Dienst seiner ureigensten Sprösslinge stellt!

Es war wohl nötig, den Widerspruch gegen das nationalökonomische Herkommen zu betonen; das ist von Beginn an geschehen, und hier schimmern auch die tieferen Gründe durch. Der Weg aber, den ich hier einschlage, ist auf den Widerspruch gegen das Herkommen nicht angewiesen. Man darf geradeaus für das gute Recht der Probleme eintreten, die sich nur vor einem selbstbesonnenen Denken aufrollen, vor einem Denken der Einkehr. Zu ihnen gehört auch unser Problem, wenn ich seinen tieferen Zusammenhängen auch nicht gerecht werde. Aber jenen Vergleich, der uns schon vorher geleitet hat, greife ich jetzt etwas sorgsamer auf, um auf diesem Wege zu unserem Probleme zu gelangen.

Das Naturgeschehen, ein Fallen, ein Stossen, das ist uns ewiglich fremd. Wir verstehen es wohl aus dem Naturgesetz; aber was ist das anderes, als der allgemeinste Ausdruck des Geschehens selber. Weil Diesem jener Gehalt fehlt, der in allem Handeln lebt, mit dem Worte „Zweck“ aber nur höchst oberflächlich anklingt, deshalb lösen wir beim Naturgeschehen das Besondere im Allgemeinen auf, und vom Allgemeinen her, mit dem Gesetze als „Obersatz“, erscheint uns

das Besondere dann als notwendig. In das Geschehen des Handelns jedoch, irgend ein Thun, da sehen wir eben hinein; oder besser, wir stecken selber darin. Mit seinem Gehalt, den es aus seinem erlebten Zusammenhang mit Seinesgleichen empfängt, ist es gleichsam ein Stück von unserem Selbst.

Zunächst stecken wir freilich nur im eigenen Handeln. Aber im Wahrnehmen fremden Handelns verlegen wir sofort unser Ich in die fremde Menschenhülle, und damit stecken wir auch im fremden Handeln. Und diese Verlegung unseres Ichs, die einfach schon mit der Wahrnehmung eins ist, die haben wir nicht erst zu lernen; im Gegenteil. Für das Kind laufen auch die Steine, und so hört der „Naturmensch“ das Donnern in unsäglicher Angst als ein Brüllen. Wir, die Menschheit und der einzelne Mensch, wir müssen es umgekehrt erst lernen, dass nicht jegliches Geschehen gleich aus dem Spiegelbilde unseres Ichs zu erfassen sei. Vorher nehmen wir eben alles Geschehen als ein Handeln wahr, jedes duldende Erlebnis sich ablösender Empfindungen; und stets nach dem Vorbilde unseres eigenen Handelns, dessen Zusammenhang wir ja empfinden, ehe wir ihn denken könnten.

So engt sich die Welt des Handelns, die für das harmlose Bewusstsein das ganze Geschehen umspannt, erst nach und nach in ihre rechten Grenzen ein. Grenzen, die schliesslich nur jenes Geschehen umziehen, an dessen „Ursprüngen“, den Knotenpunkten seiner Zusammenhänge, auch für das geläuterte Bewusstsein ein Ich stehen bleibt. Das ist überall dort der Fall, wo wir in unbeirrter Ruhe annehmen, dass sich Geschehen in seinen Zusammenhängen genau so verknotet, wie das eigene Handeln in unserem Ich. Aus jener Ruhe scheucht uns zum Beispiel der Narr auf, und scheidet daher mit seinem Gethue sofort aus der Welt des Handelns aus; er handelt als solcher nicht, er geschieht; für das naive Bewusstsein wird er gehandelt, ist „besessen“. Vor Allem aber sondert sich jener ungeheure Rest des Geschehens aus, das uns harmloser irre macht an jenen „Rückschlüssen“. Zu ihm haben wir dann den Schlüssel verloren; es entseelt sich für uns, es wird Natur. Wir wissen es nicht weiter aus seinem Gehalte zu begreifen, und suchen es nur mehr zu verstehen.

Freilich, es bedarf nur der Zerfällung des Erlebten, und wir vermögen sofort auch für jene echte Welt des Handelns ein Gegenüber sinnlicher und seelischer Natur einzutauschen, einen „Parallelismus der Erscheinungen“; sofern wir nur einmal soweit sind, unsere Empfindungseinheit zu Natur zu entseelen. Diese giltige Möglichkeit,

hier auch das Zerfällte zu erkennen, verwirklicht sich mit aller Naturwissenschaft vom Menschen. Aber sie entbindet doch nie und nimmer von jener Erkenntnis des Unzerfällten, mit der allein auch der Welt des Handelns, dem Grösser-Ich, das volle Recht wird. Diese Erkenntnis ist allermenschlichste Erkenntnis; ihr allein ist unser Schicksal greifbar, das ja mit dem Spiel der Molekeln und blossen Empfindungen nichts gemein hat. Darum ist diese Erkenntnis auch niemals eine „überholte“; und wenn man noch so geringschätzig, so recht im Pfuiteufelton von ihr spricht, weil sie der naturwissenschaftlichen Erkenntnis „entgegen“ sei.

Da sich unser Ich darin spiegelt, ist alles Geschehen des Handelns für uns Erlebnis. Wir nehmen es geradeaus als Mit-erlebtes entgegen, auf dem Umwege der Sprache als Nach-erlebtes. Es trifft mit diesem Erleben zusammen, dass uns alles Geschehen des Handelns gleich mit einem Gehalte zufällt. So können wir zum Beispiel zwar von der „auffälligen Bewegung eines menschlichen Armes“ reden; im Geiste jenes zerfallenden Denkens, das uns so nahe liegt, weil uns das Handeln selber dafür schult. Aber jene „auffällige Bewegung“ ist nie das harmlos Gegebene für uns; was wir wahrnehmen, das ist sofort ein „Drohen“, oder „Winken“, oder „Grüssen“ und dergleichen. Zu den mannigfachsten Zusammenhängen sind eben schon in der Wahrnehmung die Ansätze da, die im Weiterdenken dann ins Schrankenlose auswuchern. In diesem Sinne spinnst sich das Geschehen schon in seiner schlichten Erlebtheit in die Zusammenhänge mit Seinsgleichen ein; hinter dem „Drohen“ steht zum Beispiel die „Strafe“ oder der „Angriff“. Und so ist der Gehalt dieses Geschehens eins damit, dass sich letzteres dem Einen Gewebe der Erlebnisse einknüpft. Im Weiterdenken in der reichfältigsten Art. Nur in der prallen Wahrnehmung kann uns jener Gehalt des Geschehens zunächst bloss im Grundsatz vorhanden sein; als ein leeres oder doch nur auf sofortigen Widerruf beschriebenes Blatt. Das eine Mal sagen wir etwa „Was will der Mann!“; im anderen Falle „Mir war's, als ob er gedroht hätte“.

Das Vorbild des eigenen Handelns lässt uns das erlebte Geschehen nicht bloss in seinen strehigen Zusammenhängen durchschauen; nicht bloss auf die Art und Weise hin, wie das nächste Streben durch seinen Erfolg sich selber, und zugleich auch einem ferneren, bis einem fernsten Streben dienen will. Dadurch allein schon ist der Grundstock gelegt für die ausserordentliche Vielwobenheit des erlebten Geschehens. Aber nach dem Vorbilde unseres Handelns durchschauen wir das erlebte Geschehen gleich

auch in seinen seitlichen Zusammenhängen. Ich meine die Art, wie sich Handlungen, die ganz verschiedenen Streben antworten, wechselseitig bedingen, auch wenn sie nicht gleichzeitig vollzogen werden. Und so auch Handlungen ganz verschiedenen Ursprunges. In diesen drei Weisen verknotet sich das erlebte Geschehen, und gewinnt jene Zusammenhänge, die hier allein in Betracht zu ziehen sind. Daneben bleibt natürlich die unendliche Vielart übrig, wie sich die Handlungen, sei es des nämlichen, sei es verschiedenen Ursprunges, untereinander determinieren; da ist die Beziehung keine wechselseitige, es steht sich Handeln und Erdulden gegenüber. In ähnlicher Weise ist unser Handeln mit dem ganzen Naturgeschehen in Beziehung. Von dem eigentlichen Zusammenhang im Handeln ist aber nur jenes Dreierlei vorhanden, das man schlagwörtlich als das Auseinander, das Wegeneinander, und das Miteinander der Handlungen sondern kann.

Auch jene Flut des Geschehens, das Alltägliche, fällt uns nicht als ein knatterndes Nacheinander zu, in das wir erst hinterher Zusammenhang denken. Wir erleben auch dieses flutende Geschehen in lauter Zusammenhängen, durchschauen es von Haus aus als ein unablässig Auseinander, Wegeneinander, Miteinander. Im Grunde besagt Dies nur die Art, wie uns das erlebte Geschehen überhaupt gegeben erscheint, kraft jenes Denkens, das mit unserem Handeln unverwachsen ist. Hier aber, da wir das Alltägliche ernst nehmen, wird uns damit eine Leistung der Alltagskenntnis greifbar. Und die Alltagskenntnis just für den Umfang dieser Leistung entbehrlich zu machen, darin gipfelt unser Problem!

Dieses Problem bindet übrigens nur mit jenem Wegeneinander und Miteinander der Handlungen an; nicht auch mit ihrem Auseinander. Die Art nämlich, wie wir die strebigen, sagen wir die „technischen“ Zusammenhänge im Handeln begreifen, das lässt sich nicht in wenige „Formeln“ pressen. Dazu sind der menschlichen Streben zu viele, und ist ihre Art zu vielgeschieden. Hier wäre nur das Schema möglich, wie sich überhaupt unser Streben im lebenden Flusse des Handelns zergliedert; als Ein Schema, weil das Handeln, über das uns schon unser Ich die geistige Gewalt verleiht, im Wesen nur Eines ist. Dieses eine Schema liesse sich nur besondern, und diese Besonderung ist dann Sache von aller Art „Technologie“. In Bezug auf den seitlichen Zusammenhang im Handeln aber, da liegen die Dinge schon für's Allgemeine günstiger. Dahinaus wird nun unser Problem möglich, als das Suchen nach jenen „Formeln“, die jetzt zu erörtern bleiben.

Der Blick in die Zusammenhänge des Handelns soll also der Alltagskenntnis entraten können. Dann gilt es einen Ersatz jener ungeklärten Anschauungen, die im Bereiche der Alltagskenntnis gerade dazu ihre Hilfe bieten. Wir müssen sie durch klare Gedankengebilde ersetzen. Es kann sich da nur um Begriffe handeln, die uns den Zusammenhang überblicken lassen, soweit er dem Wegen-einander und Miteinander der Handlungen entspricht. Diese Begriffe, die zusammen die Lösung unseres Problemcs bilden, sind also nach ihrem Inhalte lauter Spielarten des Zusammenhangs im Handeln. Auch das besondere Wesen dieser Begriffe lässt sich im Voraus absehen. Es hängt im weiteren Sinne an einer Eigenheit aller Begriffe, die in die Welt des Handelns einspielen. Im engeren Sinne hängt dieses Wesen an dem Berufe, der im Geiste unseres Problemcs diesen Begriffen zufällt.

In alle Natur, die uns fremd bleibt, indem sie als etwas Vorgegebenes aus dem Erlebnis sich aussondert, greift unser Denken erst hinterher mit seinen Begriffen ein, durchlördnend. In der Welt des Handelns ist es gleichsam ein und dasselbe Werden, das Begriff und Begriffenes gebärt. Dem Denken aber steht da allemal der Vortritt zu. Das gilt schon im Ursprunge; das inzwischen erlebte Geschehen wird eben von unserem Denken stetig überholt; mit neuen Begriffen, die sich dann erst im Geschehen ausleben. Ein notwendiger Sachverhalt, der sich im einzelnen Falle verschleiern mag, namentlich durch das trügerische Verhältnis zwischen Begriff und Wort. Und wie schon ursprünglich der Begriff vor dem Begriffenen da ist, so gilt auch für alle Zukunft, dass die Vollzüge des Geschehens dem Begriffe folgen, wie die Schafe dem Hirten.

So bedeuten auch jene erwarteten Begriffe, wenigstens im grundsätzlichen Verhältnisse, Wegweiser für unser Handeln. Das ist ihr eines Gesicht, gleichsam dem eigenen Handeln zugekehrt. Diese Begriffe sollen aber Anschauungen ersetzen, mit denen wir des wogenden Geschehens um uns geistig Herr werden. Nach ihrem engeren Berufe also sind es Schlüssel, für das Verständniss des Alltäglichen. Von daher das andere Gesicht dieser Begriffe, nun dem Geschehen rings um uns zugekehrt. Diese Begriffe aber, die für unser geistiges Auge in den Alltag hineinleuchten, weil sie unserem eigenen Handeln voranleuchten, die nenne ich nun Formeln. Es scheint mir dieses Wort die Sache noch am Besten zu malen. Es sind aber Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen, weil sie eine hilfreiche Hand dazu bieten, wenn sich das nationalökonomische Denken hinausheben will über die Alltagskenntnis, um sich selber

zu finden. Nur vergessen Sie nicht, dass unser Problem bloss der eine Schritt aus den vielen ist, die das nationalökonomische Denken in der richtigen Folge zu thun hat, will es der Vormundschaft des urwüchsigen Denkens entrinnen. Aus dem Prozesse seiner Läuterung ist nur eine einzelne Phase herausgegriffen, wenn wir jetzt jene Formeln suchen.

Der Grund, weshalb ich gerade nach diesem Probleme gelangt habe, ist recht einfach. Für die Entwicklung war ein vorbereitender Aufwand nicht nötig. Denn vom Alltäglichen kann gerade ein Denken minderer Strenge noch am Sichersten ausgehen. Und durch eine gleiche Gunst der Lage ermöglicht sich auch die Lösung dieses Problems ohne viel Klügelei. Man kann die Spielarten des Zusammenhanges im Handeln aus Thatbeständen ableiten, die zum Greifen nahe liegen; über die kein Zweifel bestehen kann, solange unser Denken nicht allzu verzagt ist. Dabei aber ist die Lösung doch nicht wie vom Himmel gefallen. Zu ihr leitet ungezwungen eine einfache Erwägung hin.

Der ganze Inhalt der Alltagskenntnis ist uns bis zur Unbewusstheit selbstverständlich. Auch jene Anschauungen also, die wir durch unsere Formeln ersetzen sollen, sind eitel Gemeinplatz. So kann auch der Inhalt der Formeln, die hier Ersatz bieten, alles eher bedeuten, nur keine Entdeckungen. Ob man da in aller Strenge, oder nur obenhin vorgehen will, auf der Spar der eben entwickelten, oder einer schärferen Form unseres Problems, stets wird es eine Besinnung auf Nächstliegendes bleiben. Und für jeden Fall hängt der Erfolg daran, dass man bei diesem Besinnen bis ans Ende geht, und nicht auf halbem Wege stehen bleibt. So müssen wir auch in unserer Lage bis weit hinter jene Anschauungen zurückklagen. Bis zu letzten Thatbeständen, denen sich unser ganzes Handeln anbequemt. Nur im Wege dieser Anbequemung hat sich unsere Alltagskenntnis um die Anschauungen bereichert, die nun zu ersetzen sind. Was aber da im lebendigen Gange des Handelns ganz von selber aufkeimt, als ein ungreifbares Wissen, das nur bei dem vertrauten Klange einzelner Worte mitschwingt, das wird nun in thätiger Erkenntnis zu gestalten sein. Im Angesichte jener letzten Thatbestände, und in steter Anlehnung an den Schatz der Erfahrung, den uns Allen der Alltag zubringt. Ich meine jene Gemeine Erfahrung, die sich unserer Alltagskenntnis in der innigen Weise verschwistert, wie es überhaupt zwischen Denken und Erfahren für die Welt des Handelns gilt, ganz anders als gegenüber der Natur.

Eine schlichte Besinnung auf unsere Lage im Handeln ergibt, dass über diesem Handeln zwei Grundverhältnisse walten. Für Beide spricht unsere Erfahrung offen und mit rohem Nachdruck.

So erfahren wir es ewiglich von Neuem, dass unser Können nicht Schritt hält mit unserem Wollen; der Erfolg bleibt hinter unserem ursprünglichen Streben zurück. Dieses Hinken des Erfolges tritt schon im Einzelnen nur zu oft ein; unfehlbar jedoch, wenn wir ins Ganze rechnen. Da ergibt sich dann, dass nicht unserem Wollen, aber unserem Können starre Grenzen gezogen sind. Gegen diese Grenzen rennt unser Handeln überallhin an. Wer sie im Voraus in Acht behält, mildert wohl den Anprall; aber dass solche Grenzen da sind, bleibt als Erfahrung niemand erspart.

Hierin beruht nun so ein letzter Thatbestand, um dessen willen sich seitliche Zusammenhänge im Handeln knüpfen. Unser Wollen unbegrenzt, unser Können begrenzt, das reimt sich nur zu der bitteren Einsicht zusammen, dass sich nie ein Streben erfüllen lässt, ohne dem Erfolge anderer Streben in irgend einer Weise Abbruch zu thun. Denn alle Erfüllung nagt an der Erfüllbarkeit des Unerfüllten. So waltet das eine, das Grundverhältnis der Not.

Es mutet wie ein Segen an, den Fluch ausgleichend, der mit der Not auf dem Handeln lastet, wenn es uns allezeit freisteht, durch vereintes Streben Erfolge zu erreichen, die dem einzelnen Streben versagt blieben. Auch dahinter birgt sich nun ein letzter Thatbestand, der ganz unmittelbar dem seitlichen Zusammenhang im Handeln unterliegt. Mit der Art und Weise, wie sich das einzelne Streben in der Wucht seiner Erfüllung zu steigern weiss, kraft des Daseins einer Mehrheit von Handelnden, damit bringt sich das Walten des anderen der beiden Grundverhältnisse zum Ausdruck, jenes der Macht. Mögen Sie nicht übersehen, dass ich hier genau so wenig eine „Definition der Macht“ liefern will, wie dort eine „Definition der Not“. Diese Ausdrücke bedeuten nicht einmal die Namen, sie dienen mir als blosse Stichworte jener Grundverhältnisse; sie sollen einfach die Gedanken auf jene letzten Thatbestände lenken, die ich flüchtig geschildert habe. Das sind aber so lapidare Gemeinplätze, dass man unwillkürlich nach einem markigen Ausdruck hascht.

Not und Macht, im Bilde gesprochen, stellen die beiden Brennpunkte vor, von denen alle seitlichen Zusammenhänge im Handeln ausstrahlen. Wie sich das früher berührte Auseinander der Handlungen aus den strebigen Zusammenhängen spinnt, so das Wegen-

einander aus den notbedingenen, das Miteinander aus den machtbedingenden. Ein Dreierlei der Zusammenhänge, von denen das lebendige Flechtwerk des Alltags in dichter und unendlich mannigfaltiger Verschlingung gewoben wird.

Von diesen Grundverhältnissen her, von der Not zunächst und dann von der Macht, lege ich nun unsere Formeln zurecht. Sie wollen der Reihe nach entwickelt sein. Ich gehe die vier ersten in aller Hast durch. Es gilt von allen diesen Formeln, dass ihr Inhalt keinerlei Thätigkeit festhält. Was er festhält, ist stets nur eine Möglichkeit, wie Handlungen in seitliche Zusammenhänge geraten. In einer solchen Formel prägt sich also keineswegs ein persönliches Gebahren aus, von bestimmter Art, sondern nur ein unpersönlicher Hergang im Geschehen. Aber es ist klar, dass ein solcher Hergang stets von einem eigenartigen Handeln getragen wird. Er tritt regelmässig kraft eines bestimmten Gebalrens ein, von den Personen bekundet, die bald einzeln, bald in Vielheit hinter den betroffenen Handlungen stehen. So bedingt sich, im Voraus gesagt, jede dieser Formeln zugleich mit dem Schema eines bestimmten Gebalrens im Handeln; die Formel ist mithin nur soweit „Wegweiser“, als jenes Schema in ihr gleichsam zum Scheitern kommt. Das wird sich später an einem Beispiele erläutern lassen. Dort kann ich auch die Art rechtfertigen, in der ich nunmehr diese Formeln entwickle; so nämlich, dass ich allemal der plattesten Erwägung folge, wie wir uns einer gegebenen Sachlage gegenüber verhalten. Ich sehe mir gleichsam ein persönliches Gebahren daraufhin an, wie es sich von aussen her als ein unpersönlicher Hergang ausnimmt.

Da erscheint es gleich als ein schreiender Gemeinplatz, dass man im Angesichte der Not Zweierlei vermag: Mit der Not rechnen, und die Not brechen. Zunächst also mit der Not rechnen. Stellen wir uns vor die Sachlage, die sich ungefähr in den Worten spiegelt: Erfülle ein Streben, und irgendwie immer schmälerst du anderen Streben den Erfolg! Streben erscheint da gegen Streben gehetzt, und somit erwächst der Zwang, über den Vorzug in der Erfüllung zu entscheiden, der einem bestimmten Streben auf Kosten anderer zugestanden wird. Gesetzt, mein Wunsch wäre ein bestimmtes A; aber auch ein bestimmtes B. Von diesen Streben kommt das eine mit dem anderen irgendwie in's Gedränge; sei es nun der Mühe, der Mittel, der Zeit willen, oder vielleicht auch so, dass sie schlechthin unvereinbar sind. Diese Streben sind also im Wettbewerb um ihre Erfüllung. Deshalb schlichte ich gleichsam unter ihren Ansprüchen, gebe jedem nur, was ihm unter Rück-

sicht auf das andere zusteht. Vielleicht also dem einen gar nichts; dann gerät offenbar eine Handlung mit einer Unterlassung in seitlichen Zusammenhang. Unterlassung ist das sachliche Gegenstück, nicht die einfache Verneinung der Handlung; es ist die Aberhandlung. Meistens aber werden gleich mehrere Streben in Wettbewerb treten, und nicht immer bis auf ein einziges leer ausgehen. So kommt es dazu, dass für den Teil verschiedener Streben, die einander sonst fremd blieben, das erfüllende Handeln nur in wechselseitiger Bedingnis vollzogen wird. Dieser unpersönliche Hergang aber, mit dem eine Mehrheit von Handlungen deshalb in seitlichen Zusammenhang gerät, weil unter verschiedenen Streben über den Vorzug in der Erfüllung entschieden wird, sei **Werten** genannt. Beachten Sie gütigst, in welchem Geiste ich dieses Wort zum Namen einer Formel mache. Ich will damit nicht sagen, dass hier ein „Werten“ vorgenommen wird; von dem persönlichen Gebahren, das hier in Wahrheit dahintersteckt, ist bald die Rede. So vielmehr ist die Nennung gemeint, dass hier das Werthen schlechthin eintritt; im Sinne einer Spielart des Zusammenhangs im Handeln. Wir stellen uns bei der Fassung aller dieser Formeln gleichsam über die Handelnden; stellen uns also theoretisch aus dem Handeln heraus, um es nach seinen Zusammenhängen geistig zu beherrschen. Wir geberden uns eben, als ob wir etwas Vorgegebenes durchordnen wollten; obwohl wir im Grunde nur das, was unser Handeln „setzt“, aus dem setzenden Denken in verallgemeinernden Schlüssen ableiten.

Nun darüber, wie die Not gebrochen wird. Da alle Erfüllung an der Erfüllbarkeit des Unerfüllten nagt, erhebt sich für uns der Zwang, unser ganzes Streben erst noch erfüllbarer zu machen. Ich beziehe mich hier sofort auf die Gesamtheit unserer Streben. Eigentlich müsste vorher zur Geltung kommen, dass schon jedes einzelne Streben zu einem anderen hinführen kann, mit dem sich das erstere erfüllbar macht. Wenn es sich zum Beispiel darum handelt, eine „Einschaltung in die zwecksame Verkettung“ erst zu ermöglichen, ein „Mittel“ verfügbar zu machen. Für den Teil des einzelnen Strebens berührt dies noch den strebigen Zusammenhang selber; es ist ein Ineinander von Handlungen. Der Umschlag zum seitlichen Zusammenhang erfolgt nur unter Bezug auf die Gesamtheit der Streben, und hängt an sehr verwickelten Bedingungen, die ich hier kurzweg unterschiebe. Wenn ich es flüchtig und vorgreifend andeuten soll, wird uns ja „Erwerben“ und „Erwerb“ erst dann erfassbar, bildet sich erst dann die „Unternehmung“ heraus, — denn hier gehen Denken und Handeln stets Arm in Arm, — sobald sich

zu gleicher Zeit jener höchst verwickelte Thatbestand herausbildet, über den wir frischweg mit dem Worte „Geld“ hinübersprechen. Solchen Einzelheiten kann ich ja nirgends folgen, muss mich an der Oberfläche der Fragen halten, um nicht in der Antwort oberflächlich zu werden.

So presst also das Gedränge unserer Wünsche ein neues Streben empor. Dort, der Formel des Werten gemäss, war es Parade, hier ist es Ausfall gegen die Not. Das persönliche Gebahren, das hier unterliegt, erschöpft sich nicht in einem blossen Schlichten: es ist selber einem Handeln gut, aus der Not geboren. Ich will A, und B, und C, und D, und so fort, und mit dem Streben, alle anderen Streben erfüllbarer zu machen, ergibt sich mir weiter ein Streben M. Dieses M wird jener A, B, C, D halber erstrebt; die letzteren aber sollen dem M zu Dank erfüllbarer werden. So kommt es im thatsächlichen Verlauf dazu, dass sich das erfüllende Handeln dort, und das erfüllende Handeln hier, abermals in wechselseitiger Bedingnis vollzieht. Dieser unpersönliche Hergang, mit dem eine bestimmte Vielheit von Handlungen deshalb in seitlichen Zusammenhang gerät, weil die bessere Erfüllbarkeit der übrigen Streben nun selbst zu einem Streben geworden ist, sei **Werben** genannt. Abermals bezieht sich der Name dieser Formel nicht auf das persönliche Gebahren; letzteres wäre hier das werbende Handeln; als Schema seiner Vollziehung das „Erwerben“, im Erfolge der „Erwerb“. Das Werben aber tritt nur rein thatsächlich mit dem werbenden Handeln ein, im Sinne einer weiteren Spielart des Zusammenhangs im Handeln.

Ein Wort dazwischen. Wenn ich diese Hergänge im Handeln „Werten“ und „Werben“ nenne, dann will ich natürlich dem Gewissen der Sprache treu bleiben; ich wähle als Name das Wort aus, dessen geistiger Klang mit der geschilderten Sache einen Akkord gibt. Aber die Schilderung bleibt völlig unabhängig von dem Worte; dieses tritt erst nachher als Name des Geschilderten hinzu. Das Letztere ist daher auch in keiner Weise an das Wort gebunden. Wenn Ihnen also die erkorenen Namen nicht gefallen, nennen Sie jene Hergänge wie immer; oder Sie nennen sie überhaupt nicht, sprechen einfach von „Hergang I“, „Hergang II“. So liegen hier einmal die Dinge; Sie können die Namen ruhig wegblasen, und von der Sache fliegt nicht ein Stäubchen mit. Die Sache ruht in der entwickelnden Schilderung, und diese wurzelt in einem Gedankengange, der an keiner Stelle an der Deutung eines vereinzeltten Wortes hängt. Denkt man also die Namen, die dienenden Worte hinweg, so verharret trotzdem die Schilderung, als Träger der Sache.

Und mit ihr auch die Möglichkeit einer Definition. Einer Definition aber, die wohl hinterher bereit ist, den zugewählten Namen zu erklären, die keineswegs aber von Haus aus ein vorgegebenes Wort zu deuten sucht. Vor der Welt des Handelns sollten wir noch am Allerwenigsten die Worte gleichsam als Natur behandeln. Vor dieser Welt, die nichts als die Nachschöpfung unseres Ichs ist, ist es nur die Gewohnheit, die unser Denken dem Worte verpflichtet; seine Bequemlichkeit lässt das Wort herrschen. Dem ist hier nun gesteuert. Hier bauen wir eben von dem gewachsenen Boden des Erfahrenen, von dem Erlebten herauf, und nicht erst auf dem Wortschutt, den das sprachschaffende Denken darüber abgelagert hat. Ich meine jenes urwüchsige, mit dem Handeln verwachsene Denken, dem zugleich auch die Sprache verwachsen bleibt, weil es sich im Schöpfen der Sprache erst recht ermöglicht und abklärt.

Werten und Werben, das schliesst sich in keiner Weise gegenseitig aus. Dazu sind die Gebahren viel zu verschieden, die jenen Arten von Zusammenhang unterliegen. Dort ein Verketteten von Handlungen, hier ein Handeln aus einer Verkettung heraus. Eher darf man sagen, es hingen unsere ganzen Handlungen zu gleicher Zeit im Sinne des Werten und im Geiste des Werben zusammen. Das werbende Handeln, zum Beispiel, wird in besonders strenger Zucht vom Werten gehalten. Dort eben, wo man kämpfend gegen die Not vorgeht, wird man am Allerletzten übersehen, mit der Not zu rechnen. Und dann wieder, weshalb jagen die Leute so fieberhaft dem Erwerbe nach? Man will sich freiere Bewegung wahren, will die Formel Werten möglichst ferne halten von dem heimeligen Rest des Handelns; jene schnöde Formel, mit der gleichsam die Not selber ihre dürrten Finger drosselnd um Wunsch und Verlangen krallt. Und so weben diese Zusammenhänge vielfach über und unter einander hinweg, im krausen Gespinnste des Alltags.

Einen Blick noch auf das persönliche Gebahren, das unter dem Hergang des Werten bethätigt wird. Die Wahlentscheidung im Handeln steht da in Frage. Aber steht es nicht ausser Frage, dass es hier zu einem „Schätzen des Wertes“ kommt, in mancherlei Wendung? Nun, reden kann man natürlich auch hier von „Wert“; wo denn nicht! Mit der Geschmeidigkeit dieses Wortes lässt sich ja Kautschuk kaum mehr vergleichen. Aber für seine Dienste verlangt es Wucherlohn. Nur im Hauch sei angedeutet, dass in jenen Bereichen das Wort „Wert“ einer Verquickung zerfallender und unzerfallender Erkenntnis Vorschub leistet; weil man von „Werturteilen“ sprechen kann, zieht es nach der einen, weil

man daneben auch von „Wertgefühlen“ reden kann, wieder nach der anderen Richtung; wobei ihm in der letzteren Hinsicht die rettenden Worte „Lust“ und „Unlust“ sekundieren. Im Enderfolg ist also Rechts und Links vertauscht. Allein, auf einen richtigen Streit dürfte ich mich hier nicht einlassen. Dazu ist dieser Wertlaut eben ein viel zu verschlagener Geselle. In Kürze wird man nie recht fertig mit ihm, wo immer er auftaucht; sofern er nicht einfach ein trockenes Sprachgleichnis ist, wie in der Mathematik oder Technologie. „Wert“, das ist so recht das Wort der Worte, der Retter aus tausend Nöten unseres Denkens, der Liebling aller tönenden Rede. Für einen Augenblick aber sei er beiseite geschoben. Besinnen wir uns doch friedlich und in so nüchterner Ruhe, als ob es keinen Wertrausch gäbe, auf ein Verhalten, das uns Allen so überaus nahe liegt, die wir Handelnde sind; eben nur zu nahe.

Zwei Streben, A und B, harren der Erfüllung. Entweder A allein, oder nur B allein ist erfüllbar; das sei unsere kürzende Annahme. Was thun wir? Wir stöbern allemal nach jenem dritten, mehr in's Weite gedehnten Streben C, etwa als „Fernzweck“ erfassbar, dem A und B gemeinsam dienen; gleichgiltig, ob dies nun unmittelbar, oder irgendwie vermittelt der Fall sei. Der Schwung, der mit diesem Streben C wach ist, reisst uns ganz von selber zur Erfüllung von A, sofern mit diesem dem C besser gedient ist; oder zur Erfüllung von B, wenn eher noch letzteres jenem C frommt. Natürlich kann die Entscheidung auch in der Mitte liegen, und ergibt sich auch da als der Sachverhalt, bei dem jenes C am Besten fährt. Alle Einzelheiten ändern an diesem Grundbilde nichts Wesentliches mehr. Der Vorgang verwickelt sich nur im Sinne der engeren Wiederholung seiner selbst. So vollzieht sich also die Entscheidung über den Vorzug in der Erfüllung in zwei einfachen Schritten: Man erkundet jenes höhere Streben, von dem her die feindlichen Streben gabeln; dann genügt der Vorblick nach dem Erfolge dort.

Die Wenn und Aher dürfen hier sämtlich in der Schwebel bleiben. Diese flüchtige Zeichnung am Rande soll ja nur erläutern, wie es überhaupt zu verstehen sei, dass sich an jede unserer Formeln noch das Schema eines bestimmten Gebahrens heftet. Alle diese Gebahren liegen für uns Handelnde auf der flachen Hand. Die Kenntnis, uns je nach Umständen so zu geberden, sie gehört eben auch zur Alltagskenntnis; innerhalb dieser bildet sie im Engeren unseren Mutterwitz. Auch der lebt als ein gestaltloses Wissen in uns. Und so würde es auch ihm gegenüber gelten, ungreifbare Anschauungen, die nur über dem Schall einzelner Worte anklingen,

zum Beispiel also „Wert“, durch klare Gedanken zu ersetzen. So liesse sich eine Theorie unseres Mutterwitzes gestalten; nicht minder im Wege einer läuternden Einkehr unseres Denkens, auf der Spur von Problemen. Solche Theorie erhellte zunächst als die Grundlage aller Kunstlehre vom Handeln. Mit der Letzteren hat nun die Erkenntnis des Alltäglichen auch nicht das Geringste zu schaffen; sie will den Alltag erkennen, nicht ihn bemuttern. Aber bedeutsam für die Nationalökonomie wäre jene Theorie des Mutterwitzes selber.

Freilich ist der Blick dieser Theorie abgewendet von der Welt des Handelns, die sich dem wissenschaftlichen, rückschauenden Denken als die Vollzogenheit aller Handlungen darbietet. Der Blick jener Theorie ist gebannt auf den schlichten Vollzug des Handelns. Die Begriffe dieser Theorie sind nur Wegweiser des Handelns; nicht zugleich Schlüssel für das Verständnis des lebendigen Geschehens um uns. Nur in der Thatsache lehrt uns auch diese Theorie das Geschehen besser verstehen; im Allgemeinen, wie im Besondern. Es wird niemand lebendigen Zusammenhang recht entfalten können, wenn er nicht der „Technik“ des so zusammenhängenden Handelns gewachsen ist; und dafür gibt ihm jene Theorie die letzten Anhaltspunkte.

Aber wie jetzt besser erhellt, scheitern gewisse Schemata jener Theorie in den Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen. Jeder dieser Formeln ist ein solches Schema unterbaut. Lassen sich ja die unpersönlichen Hergänge im Handeln immer nur aus dem persönlichen Gebahren ableiten. So erscheint die Erkenntnis des Alltäglichen auch an die Theorie des Mutterwitzes gebunden. Mit der Letzteren kämen gar manche Probleme zur Erledigung, die dem unsrigen vorantreten. Auch daran also hängt die rechte Lösung; dann erst liessen sich unsere Formeln in voller Schärfe prägen; eigentlich aber das, was sie in keckem Griffe vorwegnehmen. Inzwischen aber muss, in Ermanglung seiner Theorie, ein steter Appell an den gestaltlosen Mutterwitz die Lösung unseres Problems in Gang erhalten; nichts anderes ist aber jenes Nachfolgen hinter der plattesten Erwägung, dem ich bei der Entwicklung unserer Formeln Raum gebe.

Wie nun der Not das Werten und Werben, so stehen dem Grundverhältnis der Macht die Formeln **Helfen** und **Herrschen** gegenüber. Wieder als unpersönliche Hergänge gemeint. Offenbar kann sich ein Streben auf doppelte Art in der Wucht seiner Erfüllung erhöhen. Wo sich das einzelne Streben im Einklang mit

anderen durch das Handeln von Mehreren zu erfüllen weiss, wird man den unpersönlichen Hergang dabei als Helfen kennzeichnen dürfen. Das persönliche Gebahren, das solchen Zusammenhang mit sich bringt, kann sehr oft als das „Schliessen eines Vertrages“ angedeutet werden. Zugleich eine Erinnerung, dass alles Denken in dieser Richtung juristisch angekränkt scheint; die Läuterung des nationalökonomischen Denkens wäre also hier ein Zwei-Fronten-Krieg.

Wo immer jedoch ein fremdes Streben im Missklang zum eigenen Streben durch das eigene Handeln erfüllt wird, tritt Herrschen ein. Ich stelle das fremde Streben als Seele des unterliegenden Gebahrens hin, weil man beim eigenen Streben zu schnell an das Ich denkt. Aber nicht immer erscheint ein Ich als der Träger des herrschenden Gebahrens. Während umgekehrt immer das Ich, sei es auch vermittelt, von dem Herrschen betroffen wird. An letzter Stelle löst sich da Vieles als Schein auf; aber gerade dem unmittelbaren Eindruck muss ich die Darstellung anpassen. Harmlos betrachtet, kann etwa das Helfen innerhalb einer Vielheit zu einer Herrschaft der Gesamtheit, also doch keines Ichs, über den Einzelnen führen. Das diene zugleich als Beispiel, wie sich auch von diesen Arten des Zusammenhanges, Helfen und Herrschen, das eine mit dem anderen aufs Vielfältigste verschränkt.

In immer gröberen Strichen habe ich Ihnen diese vier einfachen Formeln unrisen: Werten und Werben, Helfen und Herrschen. Was wir an ihrer Hand beim Erleben des Alltags besser durchschauen, als es schon unsere Alltagskenntnis zur Not erlaubt, das ist überall der Zusammenhang zwischen bestimmten Handlungen. Aber mit dem Blick auf lauter einzelne Handlungen nur, da würde unser Geist gar nicht Herr des wogenden Geschehens um uns. In der That, er weiss bündiger damit umzuspringen. Ueber diese Gabe unseres Denkens nun soviel, als nötig ist, um jene Formeln zu entwickeln, deren Inhalt erst das Getriebe des Alltags recht meistern lässt; unter ihnen auch „Haushalten“ und „Unternehmen“. Nur scheinbar verlieren wir uns damit in eine lange Abschweifung.

Unser Denken weiss in Bausch und Bogen mit dem erlebten Geschehen zu verfahren; allein wohlgemerkt, ohne es dabei vom Zeitenlauf völlig abzulösen. Das ist hier der wesentliche Unter-

schied von jener rein begrifflichen Bewältigung des Handelns, die ja mit allem Stoffe unseres Denkens möglich wird; und die auch notwendig ist, um in Worten sprechen zu können. Wieder andere Unterschiede gelten hier gegenüber Leistungen des zerfallenden Denkens, die neben die Erfahrungsform des Naturgeschehens noch etwas Anderes stellen; ich erinnere an den Denkinhalt „Gas“, im Sinne der „kinetischen Gastheorie“. Daran gehe ich einfach vorbei, in jener notgedrungenen Eile, die vieles Andere noch entschuldigen muss.

Des Geschehens, des Handelns wird unser Denken nicht bloss so hahhaft, wie es, unablässig vom Denken selber, erlebt wird; erleben aber, als Erlebnis, Miterlebnis oder Nacherlebnis erfahren, lässt sich das Handeln immer nur so, wie es von Streben zu Erfolg fließt, als der jederzeit in sich nämliche Ablauf, und dabei in mancherlei Zusammenhänge sich einspinnt. Es sind unserem Denken aber noch geläufig zwei Formen des Wissens von den Handlungen. Ich nenne sie gleich im Voraus, Zustand und Entwicklung.

Um in diesen Formen zu denken, muss vorher eine Wiederkehr im Geschehen erfassbar sein. Aber es handelt sich wirklich nur um eine blosser Erfassung; im Sinne eines denkenden Eingriffes in das Erlebte. Denn von seiner Seite aus ist alles erlebte Geschehen „singulär“, fremd aller Wiederkehr. Und dieses Sondern geht ihm bis in's Mark. Es hängt nicht bloss an jener Bestimmtheit in Zeit und Ort, die allem Geschehen schon als solchem eigen ist. Es erschöpft sich selbst in jener Mannigfaltigkeit alles Geschehens nicht, durch die erst unsere Begriffe durchfahren. In viel tieferem Sinne ist in unserem Geiste das Handeln stets das Eine, das keinem Anderen gleichen kann.

Alles Naturgeschehen — um wieder aus dem Gegensatze zu erklären — fällt uns als das zeitliche Nacheinander und das örtliche Nebeneinander der Erscheinungen zu, in das unser Denken erst hinterher Zusammenhang bringt. Das geschieht, indem wir ursächliche Ketten denken. Aber dabei lässt sich jedes einzelne Glied selbst an das allernächste nur an der Hand einer Verallgemeinerung knüpfen, — sei es im Geiste eines Gesetzes, oder bloss im Sinne einer „chemischen Reaktion“ — vor deren Allgemeinheit alles Besondere erlischt. Auch die Bestimmtheit in Raum und Zeit bleibt nicht unberührt, sofern man nicht im Voraus nur die gedachte Zeit oder den gedachten Raum im Auge hat, den das Naturgesetz, und andererseits zum Beispiel die ganze Molekulartheorie zur Seite hat; davon können wir hier absehen.

Für irgend ein Fallen kommt das Fallende nur als „Schweres“ in Betracht. Für das Ersticken eines Thieres in Kohlensäure ist es gleichgiltig, ob diese Kohlensäure im nächsten Gliede auf Calcit, oder auf Diamant aufgefollt war. Weil da nun überall das Besondere aufhört, wo der Zusammenhang für unser Denken erst anhebt, fällt dem Naturgeschehen aus seinen Zusammenhängen niemals ein Gehalt zu. Seine Eigenheit wird niemals durch etwas verstärkt, das ausserhalb seiner läge; auf solche Verstärkung münzt es ja der bildliche Ausdruck eines „Gehaltes“. Es nimmt sich eben, von dieser Seite her betrachtet, die „Fremdheit“ des Naturgeschehens für uns als seine Leere aus; die zugleich eins ist mit seiner Abgerissenheit. Bei dieser Sachlage bleibt es ganz ohne Belang, mögen wir auch die ursächlichen Ketten als einen einzigen und allumfassenden Zusammenhang denken. Diesem kann übrigens nie und nimmer die Welt des Handelns eingepfarrt sein; stets nur jener „Parallelismus der Erscheinungen, zu dem sie jederzeit, im Einzelnen und im Ganzen, zerfällbar ist. In diesem, als einzig gedachtem Zusammenhang fügt sich nun das Naturgeschehen zwar an jener einzigen Stelle ein, die sein zeitlicher und örtlicher Weiser anzeigt; der, als konkret bestimmter, eigentlich nur eine Anleihe aus der Welt des Handelns ist. Aber das ist hier gleichgiltig. Denn aus dieser Einen Stelle im Zusammenhang kann dem Naturgeschehen in keinem Falle ein ureigener, ein spezifischer Gehalt erwachsen. Aus dem guten Grunde, weil hier überhaupt von keinem Gehalte die Rede ist. Es gilt also vom Naturgeschehen, und wie immer man über seine Bestimmtheit in Zeit und Raum denkt, dass es für uns nur darum einziglich ist, weil es von Seinesgleichen schlechthin abweicht. Ueber diese blosse Mannigfaltigkeit hinaus erhebt sich das Naturgeschehen niemals zu einer Eigenheit, die für unser Denken sozusagen praktisch würde. Wir wissen wohl, das Naturgeschehen wiederholt sich nie als Gleiches; aber mit ihm geschieht nur etwas, es ereignet sich nichts.

Warum alles Handeln da in einer ganz anderen Lage ist, das brauche ich wohl nicht mehr im Einzelnen darzulegen. Es vernimmt eben unser geistiges Ohr das Geschehen des Handelns ganz anders, als das Naturgeschehen. Nicht als ein Geknatter der Erscheinungen, sondern stets als eine Passage inmitten der endlosen Melodie des Lebens. Denn alles erlebte Geschehen ist uns in dem Einen Gewebe der Erlebnisse gegeben, das wir ganz unmittelbar in seinen Zusammenhängen durchschauen. Darin knüpft es sich an Einer Stelle ein, und empfängt von daheraus seinen ureigenen, spezifischen Gehalt, Und auf diesem Gehalte, der unserem Denken handgreiflich ist, der

aber sofort entschlüpft, sobald wir das Erlebnis zu Erscheinungen zerfallen, darauf beruht sein wesentliches Mehr an Eigenheit, sein Sondernum.

Das Wort, das wir aus Zwang des Ausdruckes über das Erlebnis setzen, löscht nicht allen Gehalt aus. Der „Spaziergang“ sondert sich durchaus vom „Geschäftsgang“. Das zerfallende Denken käme da wie dort auf die „Bewegung des unterstützten Fallens“; um der Zerfällung nicht eingehender zu folgen. Aber jener spezifische Gehalt, der zum Beispiel jeden beliebigen „Spaziergang“ als das „Singuläre“ erscheinen lässt, wird vom Worte ausgetilgt; im Vollzuge jener begrifflichen Vereinfachung, die für unser Sprechen einmal unentbehrlich ist. Und die nämliche Minderung des Gehaltes, bei der alles Sondernum des Geschehens schon erlischt, bahnt das Erfassen einer Wiederkehr im erlebten Geschehen an. Um sie zu erfassen, bedarf es immer schon der Anlehnung an Begriffe. Das Geschehen wird also aus den Zusammenhängen, in deren Mitte es erlebt ist, kraft seiner Artmerkmale ausgelöst, herausgehoben, und wird nunmehr, nach unbestimmten Vielheiten, in den Denkraum von Zustand und Entwicklung gefasst; gleichsam in sortierten, aber nicht durchgezählten Packeten, deren Inhalt wir nur in einem Muster vor Augen haben.

Was so harmlos, wie es dem urwüchsigen Denken eigen ist, als Alltag gemeint wird, ist zugleich die rohe Gesamtheit jenes Handelns, das sich in Wiederkehr erfassen lässt; das Geschehen, das stets ein wenig an des „Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ gemahnt. Hier ist im Voraus absehbar, weshalb das Alltägliche gerade jener Wissenschaft zu nächst steht, die in den Formen von Zustand und Entwicklung denkt. Ebenso klar ist auch das innige Verhältnis zwischen Natur und Wiederkehr im Handeln. Die Natur liefert dem Handeln zahllose seiner Determinanten. Das Naturgeschehen aber, das sich so geflissentlich dem Begriffe preisgibt, das hält zugleich auch guten Takt ein: Steter Wechsel zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter, Blühen und Reifen; und in uns selber stets von Neuem der Hunger, der Durst, der Schlaf. So kommt von diesem Geschehen her Rhythmus und Wiederkehr auch in das Handeln. Im Bilde gesehen, ist der Alltag ja die Tretmühle des Handelns, in der harten Frohne der Natur; der Kampf um „unser tägliches Brot“.

Nicht alles Naturgeschehen leistet der Wiederkehr Vorschub. Es liefert nicht bloss chronische Determinanten, gleich der „Körperwelt“; es spielt sich zuweilen als sehr akute Determinanten des

Handelns auf. Denken wir an eine Ueberschwemmung, oder gleich an die Zuyder See. Im „Haushalt der Natur“ sind es Alltäglichkeiten. In die Welt des Handelns aber schlagen sie ein, wie ein derbes Felsstück in den Fluss, das nicht bloss vorübergehend weite Kreise zieht, das auch dauernd den Lauf an einer Stelle beirrt. Da tritt auch jedesmal Naturgeschehen in's helle Licht der lebendigen Zeit. Erst als einer Determinante wird diesem Geschehen der Pass ordentlich visiert, mit den richtigen Weisern der Zeit und des Ortes. Das Naturgeschehen wird zum Naturereignis. In diesem mittelbaren Sinne hat es an der Welt des Handelns teil; ein Stück Ufer des lebendigen Stromes.

Uebrigens hängt es ausdrücklich am Gesichtspunkte, ob diese Naturereignisse, diese Findelkinder der unzerfällenden Erkenntnis, als chronische, oder als akute Determinanten aufzufassen seien. Geburt, Krankheit, Tod, das ist zum Beispiel für die Historik überhaupt nicht vorhanden, sofern es nicht gleich als „Ereignis“ vorhanden ist. Als Determinante des „geschichtlichen“ Handelns zwingt sich das Geschehnis zu gewaltsam unter Seinesgleichen ein, es verschiebt zu lebhaft alle Determination, um als blosse Determinante zu gelten. Geburt ist da gleichsam eine erste That, Sterben eine letzte, endgiltige, folgeschwerste Unterlassung. Jene vielgeschmähten „Drohnenlisten“ haben ja gerade diesen tieferen Sinn, dass für die Historik die „gewöhnlichen“ Menschen nicht geboren werden und nicht sterben. Wohl aber die Könige; die gekrönten und die ungekrönten, die Pächter der That. Aber vor dem weitschweifenden Blick, wenn Geburt und Tod zur Reihe der Geschlechter wird, ergeben sich chronische Determinanten, nach deren gewaltigen Taktschlägen auch in die „Geschichte“ ein gewisser Rhythmus kommt. Für die Nationalökonomie dagegen erscheinen Geburt, Krankheit und Tod von Haus aus relevant; und als chronische Determinanten, die uns als „echte Massenerscheinungen“ erfassbar werden.

Die „Grenzen“ zwischen der Natur und der Welt des Handelns aber, die können so wenig verschwinden, als je zwischen Rechts und Links, oder Innen und Aussen, wie überhaupt bei jedem starren Entwederoder der Auffassung. So mag man immerhin von einem „generischen“ Handeln reden. Ein Handeln einfach, das uns geringfügig, in seinem Sondertume unerheblich bedünkt, und seiner Aufhebung in Arthegriffen daher nicht recht zu widerstreben weiss. Es ist das richtige Kanonenfutter für Zustand und Entwicklung. Auch liegt es nahe, dass ein Geschehen da in Frage stehen muss, das in hohem Grade der Bedungenheit durch die Natur ausgeliefert

ist. Aber wenn dieses arthafte Geschehen auch zu ersticken scheint unter der Last seiner Determinanten, im Wesen bleibt es deshalb doch erlebtes Geschehen; auf's Haar so, wie die gewaltigste „Haupt- und Staatsaktion“. Es bleibt nach dem Vorbilde unseres eigenen Handelns für uns begreifbar; lauter Streben bleiben seine auslösenden Bedingungen, wie immer auch daneben die seitlichen Bedingungen sich aufzwingen, die selber arthaften Determinanten. Und daher könnte es genau so wenig in ursächliche Ketten eingefügt werden, der „gesetzmässigen Erklärung“ ganz ebensowenig anheimfallen, als umgekehrt etwa ein Thermometer, wenn es nur recht gross ist, zu einem Barometer würde.

Wie denken wir nun einen Zustand? Wir halten uns entweder einen Zeitpunkt vor, um den herum, oder zwei Zeitpunkte, zwischen denen ein Geschehen in Wiederkehr gedacht wird. Der Reihe seiner Vollzüge bleiben wir uns weniger bewusst, als des Umstandes, dass sich im Rückblick auf damals für jeden beliebigen Zeitpunkt ein Vollzug annehmen lässt. Es trennt sich also das Geschehen gar nicht eigentlich von jener Zeit. Solange wir den Zustand denken, und nicht die Form zerschlagen, aus der das Handeln dann so ausrinnt, wie es erlebt worden ist, solange ist das Geschehen nicht rein als solches da; nicht bloss als etwas, das im Entstehen auch schon vergeht; denn es ist als stets von Neuem da gedacht, ist also vor unserem Denken zugleich etwas, das im Vergehen auch schon entsteht. Das ewig in die Zeit flüchtende Handeln wandelt sich hier zu etwas Verharrenden um; das Fliesen stockt. Um seiner Wiederkehr halber gerinnt gleichsam das Geschehen zu einem Zustande; natürlich nur vor unserem rückschauenden Denken. Wenn ich zum Beispiel sage, „um diese Zeit hat Herr X die Vorlesungen von Herrn Y besucht“; oder wenn ich sage, „in den achtziger Jahren war der Ort M ein von den Heidelbergern vielbesuchter“, dann sage ich beidesmal einen Zustand aus; freilich von sehr engen Grenzen. Ein viel weiter gespannter Zustand, nur in anderer Wendung, verbirgt sich etwa hinter dem Ausdrucke „Steinzeit“.

Es erläutert das summarische Verfahren, das uns den „Zustand“ einbringt, wenn man etwa den bildlichen Ausdruck wählt: Im Denken eines Zustandes projizieren wir das in Wiederkehr fliessende Geschehen auf die Zeitfläche einer Gegenwart. Sieht man aber schärfer zu, so ist es umgekehrt erst dieses Denken von Zuständen, das aus dem blossen, „zeitlosen“ Punkte, der zwischen Vergangenheit und Zukunft scheidet, eine „Zeit“ werden lässt, die

von diesen Zuständen gleich ihr Gepräge erhält. Mit dem Blicke auf das Geschehen selber, das für die Welt des Handelns ihr Alles bedeutet, gibt es in dieser Welt keine „Gegenwart“; die uns ja als etwas vorschwebt, für das der Zeitenlauf gleichsam gesperrt erscheint. Zum Mindesten ist für alle grundsätzliche Erwägung diese „Zeit“ gar nicht vorhanden. Dagegen ergibt sich als ein tatsächliches Verhältnis, dass auch die Gegenwart jener Wissenschaft zu nächst steht, die in den Formen von Zustand und Entwicklung denkt. Wobei aber „unsere Gegenwart“, grundsätzlich genommen, nicht schwerer ins Gewicht fällt, als jede beliebige andere, zu der die Vergangenheit an irgend einer Stelle „gesperrt“ erscheint. Im Rohen ist also der Vorsprung dieser Wissenschaft nur der, das sie „unsere Gegenwart“ auch unter die Hände bekommt. Während es zum Beispiel von der Historik gilt, dass sie nur der Vergangenheit sich zuwendet; des Historikers Interesse beginnt ja erst dort, wo er dem Geschehen eine Zukunft prophezeien kann, die für ihn in Thatsachen überschbare Vergangenheit ist.

Einen Augenblick halte ich nun bei der Entwicklung inne. Nicht wahr, nach allen Proben meines Vorgehens ist es keinesfalls mehr Ihre Erwartung, dass ich irgendwie dem „Begriffe der Entwicklung“ Rede stehen wollte. Ich schere mich nicht im Geringsten um dieses Wort und seine Schicksale; erkenne natürlich auch nicht, das es vielleicht das sieghafteste Wort in der Wissenschaft unserer Zeit ist, das klingende Symbol für ein Mancherlei der fruchtbarsten Strebungen. Hier aber schlägt es nur als ein zwingender Name ein; für das Gegenstück von dem, was ebenso gebieterisch „Zustand“ genannt sein will.

Eine Wiederkehr im Handeln ist wesentlich nur für unser Denken vorhanden, auch wenn das Sondertum alles erlebten Geschehens von Beginn an ausser Spiel bleibt. Denn schon in ihrer einfachen Mannigfaltigkeit, die sie mit jedem Geschehen teilen, verstossen die Erlebnisse fortwährend gegen ihre Art, ihre gleiche Abfolge. Besonders aus zwei Gründen. Erstens wechseln die Determinanten des Geschehens, zu denen das letztere selber am Allermeisten beisteuert. Zweitens folgen die Geschehnisse nicht dauernd den nämlichen Hirten; es wechseln auch die schöpferischen Begriffe. Kraft seines Oberhirtenamtes über das erlebte Geschehen, setzt unser Geist die Hirten fortwährend ein und ab, je nach den Erfahrungen an der Herde. Eins in's Andere gerechnet, kommt es dazu, dass die Geschehnisse in ihren Reihen immer untreuer ihrer Art werden, bis unser rückschauendes Denken schliesslich an der Wiederkehr des Geschehens

irre wird. Sicher nur ungern; denn für's Gewöhnliche schwört unser Denken auf seine Worte; ihr immer gleicher Schall nimmt offenbar für Art und Wiederkehr der von ihnen benannten Geschehnisse ein. Ein Vorurteil erwächst da dem Sumpfboden der Worte, das Art und Wiederkehr im Geschehen als das „Natürliche“ erscheinen lässt. Im Grunde ist diese Wiederkehr für jeden einzelnen Fall genau so der Erklärung bedürftig, wie ihre Störungen.

Von Störungen der Wiederkehr kann man überhaupt nur reden, solange man an einen geringfügigen Wechsel im Geschehen denkt; sonst hört mit der Wiederkehr auch ihre Störung auf. Geringfügige Störungen sind aber andererseits schon mit der Thatsache gegeben, dass alle Wiederkehr nur eine annähernde ist. Diese geringfügigen Störungen sind nun sehr häufig von der gleichen Art. Das Geschehen wechselt von Vollzug zu Vollzug im gleichen Geiste, und somit in der nämlichen Richtung immer weiter. Denken Sie zum Beispiel an das „Erkalten einer Freundschaft“; darunter birgt sich eine ganze Folge persönlicher Berührungen, gespeist von Handlungen, wie auch von Unterlassungen, die wir in absteigender Linie als erquickend empfinden. In dieser Weise kommen wiederkehrende Störungen der Wiederkehr heraus. Was da in unserem Beispiele als Abstand von der einen zur nächsten Berührung empfunden wird, ist stets von Neuem eine Minderung der Erquicklichkeit. Das Geschehen weist also von Vollzug zu Vollzug die sinn gleichen Abstände auf, die sich den Reihen der Vollzüge entlang aufsummen.

Dieses Aufsummen gilt aber bloss vor unserem Denken. Im Erleben sind nur die Vollzüge des Geschehens da, in ihrer einfachen Mannigfaltigkeit; zum Beispiel also die verschiedenen Berührungen, mit unseren Eindrücken von ihnen. Nimmt es daher unser Denken peinlich, dann wäre diesem Erleben nur mit einer Reihe vergleichender Urteile Genüge gethan, die Reihe der Vollzüge begleitend. Unser Denken macht aber kürzeren Prozess. Jene Störungen der Wiederkehr, die selber wiederkehren, erfasst unser Denken als ein stetiges Geschehen; in unserem Beispiel bildlich das „Erkalten“. Als ein stetiges waltet dieses Geschehen erst noch über dem erlebten Geschehen, es ist also gleichsam ein Geschehen am Geschehen. Im Beispiele liegt das erlebte Geschehen mit den Berührungen vor, die wir aber zuständlich als „Freundschaft“ erfassen; hier wird übrigens die stete Wechselbeziehung, die zwischen Handeln und Empfinden, zwischen thätigem und duldendem Erlebnis hin- und hergeht, besonders deutlich; dem gedachten Zustand ist Empfinden

beigesellt, im Sinne chronischer Determinanten, zwischen denen eingebettet das als „Freundschaft“ zuständlich erfasste Geschehen dahinfließt — ein „Verhältnis zwischen Handelnden“, ein „Bestand“. Jenes sozusagen höhere Geschehen nun, das nicht erlebt wird, sondern rein nur eine Sache unseres rückschauenden Denkens vorstellt, entspricht der Entwicklung. Wie man mit dem „Erkalten der Freundschaft“ eine Entwicklung aussagt, wird deutlicher, wenn wir zum Vergleich vom „Bruch einer Freundschaft“ reden; womit offenbar keine Entwicklung, sondern Erlebtes ausgesagt wird. Nicht die langsame, allmähliche Art ist hier entscheidend; sie wohnt der Entwicklung bloss im thatsächlichen Erfolg inne; entscheidend ist der Gegensatz des rein denkend erfassten Geschehens gegenüber dem erlebten. In diesem Sinne sind ja Zustand und Entwicklung Stiefbrüder des Begriffes.

Beim Zustand geht der Griff, den unser raffendes Denken in die Fülle des Handelns thut, quer über den Zeitenlauf; bei der Entwicklung überdies dem Zeitenlaufe entlang. Wir müssen, wie es auch in unserem Beispiele ersichtlich war, in der Form des Zustandes denken, ehe uns eine Entwicklung erfassbar wird. Alle Entwicklung lässt sich als ein Wandel im Zustande verbildlichen, als das Ineinanderlaufen von Zuständen. „Freundschaft“ ist der Zustand, „Erkalten“ ihr Wandel; auflösbar als lauter, stetig in einander aufgehende Zustände — die absteigenden „Grade“ der „Freundschaft“. Wo immer jedoch in der Welt des Handelns ein Zustand, da ist auch eine Entwicklung erfassbar. Auch die „Freundschaft“ wird entweder schon dadurch inniger, dass sie in Treue älter wird, oder sie schläft ein, oder erkaltet eben. Alles „geronnene“ Geschehen ist ja schon als solches kein starres Sein; früher oder später gerät es in Bewegung. Man könnte, etwas gewagt, sagen, das geronnene Handeln schmilzt wieder; und damit ist die Entwicklung gegeben. Beides, das Gerinnsel und sein Schmelzen, ist nur für unser Denken vorhanden. In diesen kürzenden Formen wissen wir vom Handeln. Was wir erleben, ist immer nur das Handeln selber, als das stetig von Streben zu Erfolg fließende Geschehen.

Der Uebergang, den unser rückschauendes Denken zum Beispiel mit den Worten „Steinzeit“ und „Bronzezeit“ festhält, entspricht einer Entwicklung, die zwischen weitgespannten Zuständen vermittelt. Das Spiel zwischen Geschehen, Zustand und Entwicklung ist hier so einfach wie nur möglich. Das Handeln ist bloss daraufhin als ein wiederkehrendes erfasst, dass sich Dinge einer bestimmten Art ihm eingliedern. Diese Dinge weiss nur das zerfallende Denken zu

sondern: „Stein“ und „Bronze“. In dieser Hinsicht aber denken wir im Handeln selbst zerfallend. So ergeben sich Unterschiede im strebigen Zusammenhang des Handelns, die auch für das Denken über das Handeln in's Gewicht fallen. Der erfasste Zustand und sein Wandel, sie münzen es hier also auf den strebigen Zusammenhang; die Entwicklung erscheint schlecht und recht als eine „technische“, als eine einfache Umbildung im Gebahren des Handelns.

Auch diese einfachsten Fälle der Entwicklung sind in mehrfacher Art möglich, weil die Störung der Wiederkehr einmal so und dann wieder anders zur Thatsache wird. Darauf kann ich hier nicht eingehen. So sei auch die Bemerkung nur hingeworfen, dass es nichts als ein hilfreiches Bild ist, spricht man von „fortwirkenden Ursachen“, die solcher Entwicklung unterlägen. Hier ist dieses „höhere“ Geschehen eine Sache des unzerfallenden Denkens. Für sein eigen Teil aber kennt dieses Denken über die Welt des Handelns nichts „Ursächliches“; es kommt mit dem „Ursächlichen“ nur mittelbar in Berührung; eben nur soweit, als wir im Handeln selber zerfallend denken. Die ewige Wahrheit, dass Denken und Zusammenhang unzertrennlich sind, gilt natürlich auch für das unzerfallende Denken, trotz jener Verschmähung des Ursächlichen; für dieses Denken, das allein an empfundenen Zusammenhang sich anlehnt, gilt sie sogar in allererster Linie.

Das Verhältnis zwischen erlebtem Geschehen, Zustand und Entwicklung kann auch anders vorliegen. Dann ordnet sich, und zwar ausdrücklich durch ein Denken in den Formen von Zustand und Entwicklung, das flutende Geschehen um uns in einer eigentümlichen Weise. Sie zur Not zu erklären, ist allein der Grund, weshalb ich überhaupt von diesen Denkformen spreche. Denn auf der anderen Seite sind die restlichen Formeln eben nur aus jener Weise abzuleiten, wie in das Handeln Ordnung kommt. Ich knüpfe da nochmals an das Naturgeschehen an; aber der Vergleich bedeutet hier schon mehr ein blosses Gleichnis.

Aus dem Rahmen der sinnlichen Welt tritt uns jeder Fluss so gedungen als eine Einheit entgegen, dass wir mit einem richtigen Eigennamen von ihm Notiz nehmen: „Neckar“! Hinter dieser Einheit ist Naturgeschehen im Gange; das zu Thal Strömen des Wassers. Während die auslösende Bedingung des erlebten Geschehens als „Streben“ in ihm selber atmet, seinen Zusammenhalt uns unmittelbar empfinden lässt, müssen wir beim Naturgeschehen, sofern wir nicht einfach von „Energien“ reden, die auslösende Bedingung ausserhalb des Geschehens hinzudenken. Als jene „Ursache“, die

hier zum Beispiel als die „Schwere“ des Wassers zum Ausdruck kommt; in jener naiven Wendung, die den Zusammenhang im Geschehen noch als eine Eigenschaft des betroffenen „Körpers“ stammelt. Die ganze Gestaltung des Bodens, der sich das Strömen anbequemt, das wären beim Handeln die Determinanten, das seitlich Bedingende.

Es sind immer andere Wasser, die durchströmen. Aber weil das Geschehen der nämlichen Auslösung gehorcht, und weil mit der Gestalt des Bodens auch die seitlichen Bedingungen verharren, ist uns das Strömen in allen Einzelheiten eine Wiederkehr. Wir fassen auf dieser Wiederkehr, wenn wir vom „Lauf“ sprechen, seiner Geschwindigkeit und seiner Richtung; oder von einer „Stauung“, einer „Schnelle“, einem „Wirbel“, einem „Fall“. Hier gerinnt jedesmal das Geschehen des Strömens zu einem Zustande. Es tritt freilich noch eine Mithilfe dazu, wovon ich später rede; darum ist es nur ein Gleichnis.

Mit der Zeit nun würde das Strömen für unser rückschauendes Denken von etwas Anderem begleitet. Wir sagen dann wohl, es verrücke sich Ufer und Sohle; das Bett wird tiefer hier, dort wieder breiter; Fälle rücken stromaufwärts; der Fluss macht eine Schleife mehr, um dort wieder eine andere abzuschneiden; er wechselt also das Bett, vielleicht sogar das Thal. Das stellt sich als ein Geschehen für sich dar, waltend über dem stetigen Strömen. Mit ihm gerät alles in Wandel und Bewegung, was dem Strömen gegenüber das Ständige schien. Von Welle zu Welle, von Schwall zu Schwall ändert sich scheinbar nichts; und doch tragen sie alle ihr Scherflein dazu bei, bis schliesslich jenes andere Geschehen anhebt, das hier der Entwicklung entspricht.

Wie ist uns der Fluss nun Eines? Nicht als der Inbegriff der Bedingungen seines Laufes, nicht als sein blosses Bett; das letztere wird ihm nur notwendig beigedacht. Ebenso wenig aber als der blosser Inbegriff der durchströmenden Wasser. Der Fluss ist uns Eines, weil er ein Ganzes darstellt, zu dem sich Teilzustände vereinen: der „Lauf“ in allen Spielarten seiner Richtung und Geschwindigkeit, die „Stauungen“, „Wirbel“, „Fälle“. Diese Bruchstücke fügen sich zur Einheit des Flusses zurecht, weil hier dem räumlichen Nebeneinander, der Gestalt des Bodens, das zeitliche Nacheinander des Strömens zur Seite bleibt. Soweit ist uns der Fluss etwas durch und durch Zuständliches; nichts als ein Gesamtzustand, der uns für jeden beliebigen Zeitpunkt zu verharren scheint. Er bleibt uns jedoch das Eine, auch wenn mit der Zeit jene Teilzustände wechseln. Als das Nämliche überdauert er also auch den Wandel im Gesamtzustande.

Wie er die stetige Folge seiner eigenen Zustände ist, erscheint der Fluss auch als Träger der ihm zugesprochenen Entwicklung.

Hier dreht sich die Frage offenbar nicht um den „Begriff des Flusses“, sondern um die Bedingungen, unter denen er uns denkbar ist. Ich suche einfach zu entfalten, wie hier unser Denken eine Fülle von Naturgeschehen in Einen Inhalt schöpft; wie also für unser Denken, das eitel Zusammenhang ist, eine Einheit sich gestaltet; etwas nämlich, das sich für weiteren Zusammenhang in die Rolle dessen findet, was zusammenhängt, also „Prädikat“ werden kann. Jene Einheit, als ein Inhalt unseres Denkens, ist dann eben so beschaffen, dass sie in einer eigentümlichen Weise einem Worte sich verknüpfen kann; sie thut es auch anders dem Worte „Fluss“, anders dem Worte „Neckar“ — Artbegriff und Sonderbegriff. Da und dort wird dieser Inhalt gleichsam sprachflüssig; er wird zur „unvorgestellten Wortbedeutung“. In dieser Verfassung schmiegt er sich dem kunstvollen Reigen der Inhalte ein, die an der Kette eines Sprachverlaufes, eines „Satzes“, unser Bewusstsein durchschweben; als unser ungehemmtes, sich selber überlassenes Denken.

Aber vergessen wir nicht, dass uns der Fluss auch etwas Anschauliches ist; dass er unabhängig vom Worte, und auch unabhängig von allem Zusammenhang, den Rahmen unseres Bewusstseins ausfüllen kann, als ein blosses Bild der Erinnerung. Denn gleichgiltig, ob wir überhaupt schon eine sinnliche Welt vor uns haben, und nach blossen Erscheinungen in ihr zu sondern wissen, sehen wir eben den „Lauf“, wir sehen einen „Fall“. Und gleichgiltig, in welcher versteckten Beziehung dies Alles zu unserem Denken stehen mag, es fällt auch der Fluss noch in den Spielraum unserer Anschauung. Freilich, jenes „höhere“ Geschehen, das über dem Strömen waltet, das sehen wir nur mehr „im Geiste“. Auch hier aber spricht die Anschauung das entscheidende Wort. Denn nur so, wie vor unserem körperlichen Auge der „Fall“ sich darthut, sei es mit oder ohne Hilfe unseres Denkens, nur so „wandert“ er vor unserem geistigen Auge. In dieser schlichten, anschaulichen Weise grenzt sich aus dem Gewirre des Naturgeschehens diese Einheit heraus. Was uns über jene zeitlich-räumliche Nachbarschaft von Geschehen und Sein belehrt, das spinnt hier den „roten Faden“; jenen Faden, der sich gleichsam durch ein Vielerlei von Zuständen hindurchzieht, quer über den Zeitenlauf und ihm entlang, und daraus eine Einheit macht, etwas Zuständliches, das sich entwickelt.

Soweit das Gleichnis. Die Beispiele für unsere jetzige Sache zähle ich bloss beim Namen her; es wäre viel zu umständlich, ja

ohne lange Vorbereitung gar nicht möglich, auch nur eines richtig zu entfalten. Zur Sache spreche ich dann nur im Allgemeinen, und darf es um so kürzer thun, da ja ihr Gleichnis im Voraus erörtert ist und ihre Beispiele wenigstens genannt sind. In der That klingen lauter Inhalte an, in die eine Fülle von erlebtem Geschehen eingeschöpft erscheint, spricht man in diesem Zusammenhange hier von einem „Staate“, etwa vom „Deutschen Reiche“; oder von einer „Universität“, etwa der „Ruperto Carola“; oder auch von einem „Postamt“, einer „Unternehmung“, einem „Haushalt“; als Proben aus einer strotzenden Menge. Nur hängt es in keinem Falle an den Worten selber, die je nach Umständen auch etwas ganz Anderes bedeuten könnten. Der Zusammenhang allein thut es, wie ja unser Denken immerzu der Sklave seines eigenen Verlaufes bleibt.

Auch hier erstet die Frage, ob nicht blossse Inbegriffe von erlebtem Geschehen vorliegen; seien es auch Inbegriffe in der Abart des Zustandes, ähnlich dem Inhalte „Steinzeit“. Es kommt hier also darauf an, ob unser Denken aus eigener Willkür ganze Massen von Geschehen mit einem Griffe umspannt. Allein die besinnliche Auflösung jener Inhalte verneint dies! Auflösen, wohlgemerkt, nicht definieren. Davon sei abgesehen, wie schwer es hielte, die an jenen Worten haftbaren Inhalte so zu definieren, wie es die löbliche Regel scholastischen Denkens verlangt. Ohne Selbstbetrug, der beliebige Kürzung zuliesse, müsste man da eine tüchtige Hühnerleiter von Definitionen herunterklettern, bis zum „Undefinierbaren“; vom Wortestrug, durch den unser Denken von jeder einzelnen Sprosse fallen könnte, und von der Kalamität des Wortstreites ganz zu schweigen. Vor Allem aber gilt, dass man diese Inhalte entweder nur von Haus aus als blossse Inbegriffe definieren könnte; was ja häufig genug geschieht. Oder man müsste umgekehrt im Voraus annehmen, dass hinter dem Worte eine Einheit steht, die unserem Denken irgendwie gesetzt ist. Dieser Doppelfall entspräche ungefähr der vermeintlichen Zwickmühle „Nominalismus-Realismus“; die letzteren Ausdrücke in jener flachen Alltagsmeinung genommen, auf der sich solche Wortpaare gern ausruhen, nachdem sie durch ungezählte Definitionen durchgehetzt worden sind. Eine vermeintliche Zwickmühle, weil es doch um Alles nicht nötig ist, gleich im Voraus eine Meinung zu fassen, um dann nach dieser vorgefassten Meinung die Worte zu behandeln. Man lasse es doch ruhig auf den einzelnen Fall ankommen, soweit es überhaupt von Belang erscheint, der Sache auf den Grund zu gehen. Hier ist dazu nun Anlass geboten. Mit der folgenden Darlegung ergreife ich also weder für den „Nomi-

nalismus“, noch für den „Realismus“ Partei; in dem wesentlichen Sinne, dass ich gerade in solcher Parteilichkeit den Grundfehler sehe.

Für gewöhnlich haften also jene Inhalte sprachflüssig an Worten. Dann ist uns das eingeschöpfte Geschehen ganz ungreifbar. Unser Denken überlässt sich einfach seinem Laufe, es verliert sich gleichsam in der Jagd seiner Inhalte. Aber wir können einen solchen Inhalt jederzeit etwas fester beim Wortschopf packen. Dann taucht hinter dem Lautbilde des Wortes, zum Beispiel also hinter „Unternehmung“, sofort das erlebte Geschehen empor. Zunächst als ein Mancherlei von Handlungen, die gleichsam die Stichproben sind ihrer eigenen Wiederkehr; wir überfliegen damit die „Muster“, auf den sortierten und irgendwie eingefächerten Packeten. Freilich setzt dies schon voraus, dass man solchen Inhalt zu erwischen weiss, statt ganz am Worte zu kleben und buchstabierend zu denken; dass man nicht über der Vergangenheit des Wortes die Gegenwart seiner Sache vergisst oder sie doch missversteht, die ja mit einem blossen Inbegriff genau so vorläge. Unser Denken darf einfach dem Worte nicht aufsitzen. Das ist gewiss kein schöner Ausdruck, aber die Sache verdient keinen besseren.

Je beharrlicher wir unser Bewusstsein an diesen Inhalt nageln, je tiefer wir uns in ihn versenken, desto reicher und zugleich geordneter entfaltet sich aber das eingeschöpfte Geschehen. Immer ausgesprochener denken wir in den Formen von Zustand und Entwicklung. Es verrät sich da, dass Zustand und Entwicklung den zwei einander ergänzenden Weisen einer Schilderung entsprechen. Eine Schilderung hebt da an, die nicht schlechthin ein eigenartiges Handeln zum Gegenstand hat. Je ehrlicher wir es mit der Sache nehmen, desto wahrnehmbarer folgt unser Denken einem „roten Faden“, der ein Vielerlei von zuständlich erfasstem Handeln zu einer Einheit verschnürt. Diese Einheit entspringt also wirklich nicht der Willkür unseres Denkens. Sie erscheint unserem Denken gesetzt. Wie dies zu verstehen sei, soll nun mit dem Seitenblick auf unser Gleichnis erläutert werden.

Beim Flusse bleibt die auslösende Bedingung des Geschehens immer die gleiche. So einförmig sind die Auslösungen des erlebten Geschehens sicher nicht. Wir müssen mit einer Vielart von Streben rechnen. Daneben ist das Spiel der Determinanten, der Wechsel in der Art und Weise der seitlichen Bedingungen zum Mindesten so mannigfaltig, wie in der Natur. Kein Zweifel also, dass hier die Wiederkehr im Geschehen eine überaus vielgeschiedene sein muss. Das Geschehen kehrt zur gleichen Zeit in einer Unzahl von Spiel-

arten wieder; jede für sich bildet eine Zeitreihe von Vollzügen. Von dem Geschehen, das so einem Inhalte verfällt, kann man daher sagen, es walze sich als ein ganzes Bündel wiederkehrenden Geschehens durch die Zeit. Im Bilderbuch der aufgezählten Beispiele kann man diese Dinge alle nachblättern.

Zur einen Hand sei an das Gewoge in jener bunten Welt gedacht; der Alltag bietet dahin einen günstigen Ausblick. Zur anderen Hand, dass unser Denken nicht willkürlich eingreifen darf; wie grenzt sich trotzdem ein solches Bündel Geschehen als eine geschlossene Einheit heraus? Die Anschauung kann hier unmöglich den Ausschlag geben; von ihrem Boden aus kann man höchstens von einem „Getümmel“, oder von einem „Gedränge“, einer „Ansammlung“ sprechen; während zum Beispiel schon ein „Auflauf“ geistige Wurzeln hat. Das Anschauliche geht hier nur in mannigfacher Weise nebenher. Es stützt zuweilen, ich möchte sagen, das geographische Gegenstück jener Inhalte; man denke an die „Stadt“, die uns als „Häusermeer“, übrigens auch schon mit Vorbehalten, anschaulich ist; während es sich für uns um die „Gemeinde“ handeln würde, die ja nicht die Körpersammlung, selbst nicht die blosse Personengemeinschaft ihrer Bürger ist. Anders wieder ist das Anschauliche in der Symbolik da; die Wappen und Fahnen, die Siegel und Unterschriften. Solange wir überhaupt vor der Welt des Handelns stehen, ist aber offenbar das Erleben dazu berufen, den „roten Faden“ zu spinnen, vorgreifend unserem Denken. Es muss schon das Erleben selber für jene Einheiten irgendwie haftbar sein, damit sie unserem Denken gesetzt seien.

Das Erleben des Handelns ist nun eins damit, seine Zusammenhänge zu durchschauen. Das Erleben selber, für das ja Wahrnehmung oder überliefernde Schilderung immer nur den ersten Anstoss bedeuten, der uns nach dem Schlüsselbunde unserer „Lebenserfahrung“ greifen lässt, dieses Erleben belehrt uns über die Art, wie sich Handlungen Vieler, und aus vielerlei Streben, wechselseitig bedingen. Offenbar können nur diese erlebten Zusammenhänge dafür thätig sein, dass sich im Erleben selber gedrungene Einheiten herausbilden. Sie allein sind da als Kitt denkbar.

Aber diese Zusammenhänge schiessen kreuz und quer durch das erlebte Geschehen; dem Enderfolg nach schrankenlos. Gleichgiltig, wie einschneidend die Bedingnis ist, die von der einzelnen Handlung ausgeht, und gleichgiltig, wie sich der Zusammenhang an jedem Mittelgliede zu einem immer feineren zerfasern mag, schliesslich hängt doch jede Handlung mit jeder zusammen: das Eine Gewebe der Erlebnisse! Eine rein grundsätzliche Vorstellung, die über

die Thatsache, dass zum Beispiel Amerika erst „entdeckt“ werden musste, ebensowenig stolpert, wie sie der Trennung der verschiedenen „Geschichten“, „Deutsche“, „Französische“, und so weiter, entgegen ist. Mit dem ersten Schritte, den Kolumbus auf die Neue Erde setzte, war die Verknüpfung gegeben, die dem rückschauenden Blick sofort das Eine Gewebe gelten liess, an dem der letzte „Indianer“, mit seiner gleichgiltigsten Handlung, nicht unbetheiligt ist, im Grundsatz, als etwa Karl der Grosse mit der wuchtigsten seiner Thaten. Was aber jene „Geschichten“ betrifft, so fallen sie, nur in ihrer eigenen Weise, auch in den Bereich der Erwägungen, die nun vor uns stehen; auch das sind Einheiten, geschieden aus dem mächtigen Strom des Erlebten.

Um Kitt für unsere Einheiten zu sein, müssen diese Zusammenhänge innerhalb gewisser Handlungen in irgend einem wesentlichen Sinne inniger sein, als es von den nämlichen Handlungen allen übrigen gegenüber gilt. Es müssen sich Kreise von Handlungen absondern, kraft jenes innigeren Zusammenhaltes; obschon ja der allgemeine Zusammenhang an keiner Stelle reissen kann. Und diese Kreise müssen gleichsam in die Zeit weiterrollen. Denn unsere Einheiten kämen nur als solche in Frage, die den Zeitenlauf begleiten.

Die Innigkeit des Zusammenhanges, der ja im Handeln in allen möglichen Spielarten wach ist, die lässt sich zum Behufe eines allgemeinen Vergleiches nur an etwas messen, das allem Besonderen entrückt bleibt. Und das ist allein die Zahl der Mittelglieder im Zusammenhalt; ob es nämlich mehr oder weniger Mittelglieder sind, über die hinüber eine gegebene Handlung mit einer gegebenen anderen zusammenhängt. Es soll aber der Zusammenhang innerhalb einer Gruppe von Handlungen, die sich stetig verjüngt, ein wesentlich innigerer sein, als er in allen Richtungen nach aussen weitergeht. Nun, dieser Zusammenhang ist nur dann im wesentlichen Sinne ein derber geknüpfter, sobald die Handlungen, für die er im Inneren steht, alle unter sich so zusammenhängen, dass nur sie selber, und keine weiteren Handlungen, als die Mittelglieder des Zusammenhanges erscheinen. Dann rollt auch der Kreis der Handlungen, die so verbunden sind, in die Zeit weiter. Denn es kommt diese unvermittelt allseitige Bedungenschaft überhaupt nur so zustande, dass ihr immer neue Handlungen anheimfallen. Sonst geht ja der Allbedungenheit, die ebenso aus der Zukunft zurück, wie aus der Vergangenheit heraus ihr Schiffchen weben lässt, der Atem aus. Im Sinne dieser Bedingnis verjüngt sich also die Gruppe der

betroffenen Handlungen unaufhörlich, bis mit dem Versagen dieser Bedingnis auch die Folge der so zusammenhängenden Handlungen abreisst.

Diese Allbedungenheit zwischen Handlungen ist natürlich in verständigem Sinne zu nehmen. Von dem weiterfliessenden Geschehen wird immer nur ein Kern in so straffem Zusammenhalt erlebt; ein Rest von Handeln wird sich mehr oder minder lose angliedern, von dem rollenden Kreise gleichsam mitgeschleift. Aber dieser Kern genügt, um überall dort, wo jene Allbedungenheit vorherrscht, von einer in sich ruhenden Einheit des Handelns zu sprechen. Jene Bedingnis liefert selber den inneren Grund, aus dem uns das Fortbestehen dieser Einheiten des Handelns begreifbar wird. Es sind uns auch äussere Gründe dafür geboten. Sie liegen mit dem Einklang vor, zwischen dem Innenzusammenhang, dem Zusammenhalt des Handelns, und den Determinanten des letzteren. Darauf kann ich nicht eingehen und beschwöre nur flüchtig das Gleichnis des Organismus herauf. Jene Allbedungenheit, die sich mit dem Geschehen weiterschleppt, findet im „Leben“ ihr Bild; während ich für jenen „Einklang“ schlechthin auf die Abhängigkeit von Raum, Licht, Luft, Nahrung erinnere.

In dieser Art grenzen sich aus dem Handeln schon durch sein Erleben selber Einheiten heraus. Unserem Denken sind diese Einheiten also gesetzt. Scheinbar nur unserem rückschauenden Denken; die Art, wie zum Beispiel auch in der Wissenschaft gedacht wird. Es erscheinen aber diese Einheiten auch dem Denken gesetzt, das am Erleben selber beteiligt ist; das gilt unter Vorbehalten, die hier keinen Platz finden. Der Umstand, dass neben dem rückschauenden allemal auch das beteiligte, das lebendige Denken zu beachten bleibt, wenn die Sache zu ihrem vollen Rechte kommen soll, er verwickelt ja das Verhältnis von Denken und Erfahrung so überaus, wo immer wir es mit der Welt des Handelns zu thun haben. Verwicklungen, in die ich mich auch an dieser Stelle nicht verlieren dürfte. Es gilt ohnehin, dass alles Eingehen auf diese Welt stets zum Zerfliessen neigt, je hingebender es dem Wesen dieser Welt bleibt, die nicht minder, als echtes Kind unseres Geistes, eitel Zusammenhang ist.

Für unser Denken, soweit es die fraglichen Inhalte in sich schliesst, sind aber nicht die Handlungen selber da, in ihrer Allbedungenheit. Dieses Denken erfasst ja die Wiederkkehr im Geschehen, und das fliessende Geschehen muss ihm daraufhin zu lauter Zuständen gerinnen. Jene Allbedungenheit aber, die wird im

selben Verlaufe als die Gliederung des wiederkehrenden Geschehens erfasst. Wenn sich unter den Handlungen Zusammenhang knüpft, so versteift sich dieser Zusammenhang im Zuständlichen zur Gliederung. Zur Art und Weise, in der sich zu einem beliebigen Zeitpunkte eine Vielheit von Teilzuständen zu einem abgeschlossenen Ganzen zurechtfügt.

Im Gesamiten also, löst man die Inhalte unseres Denkens auf, die in Worte wie „Staat“, „Universität“, und so weiter, fallweise einschlüpfen, so ergibt sich ungefähr das folgende Bild. Vor unserem Denken zieht sich ein ganzes Bündel von wiederkehrendem Geschehen durch die Zeit. In solcher Gliederung, dass sich das Geschehen zu jedem beliebigen Zeitpunkte allseitig im Dasein bedingt. Eines scheint um Aller, Alle um Eines willen da. Diese Gliederung setzt in keinem Augenblicke aus; sie schiebt sich mit dem Geschehen in die Zeit weiter. Das will sagen, es wälzt sich das Geschehen in solcher Gliederung durch die Zeit, dass schon die Art, wie es gegliedert ist, seine stetige Wiederkehr verbürgt.

Nun erleidet diese Wiederkehr zwar ununterbrochen die vielfachsten Störungen. Solange aber die Störung der Wiederkehr nicht auch eine Störung der Gliederung mit sich bringt, solange es vielmehr, im steten Wandel der Zustände, nur zu einer stetigen Umgliederung kommt, solange reisst auch der „rote Faden“ nicht ab. Er knüpft im Sinne der Gliederung, quer über den Zeitenlauf, Teilzustand an Teilzustand; im Sinne der Umgliederung, dem Zeitenlauf entlang, Gesamtzustand an Gesamtzustand. So verschnürt er, gleichsam über's Kreuz, eine Vielheit von sonderartigen Zuständen zu einer gedrunghenen Einheit.

Das höhere Geschehen, das unser Denken erfasst, die Entwicklung, ist hier eine Umbildung nicht einfach im Hergang des Handelns, sondern im Gefüge seiner Einheiten; sie ist eine „organische“. Mit jenen Einheiten ist also je ein richtiger Träger der Entwicklung da. Es wandeln sich nicht schlechthin Zustände, es ist Zuständliches da, das sich entwickelt. Und entwickelt, indem sich das Gefüge umbildet, kraft dessen für jeden beliebigen Zeitpunkt ein starres Gebilde da scheint. Man darf daher sagen, es stelle sich unserem Denken so eine erlebte Einheit des Handelns als ein Zuständliches Gebilde dar. Obwohl sie nichts ist, als eine blosse Strömung im unendlichen Meere des Handelns. Mit dem Bilderbuche unserer Beispiele scheint sich dieser Nachsatz nicht gut zu vertragen; ich komme darauf zurück.

Selbst zur Not ist nicht Alles gesagt, aber Mühe hat es genug gekostet. Er muss leider mit viel Worten ausgekämpft werden, der Kampf gegen das Wort. Besonders auch hier. Ein Anderes ist eben die Erklärung, wie etwas geschieht, und ein Anderes die That-sache, dass es geschieht. Jene Inhalte in sich zu schliessen, das macht unserem Denken, sei es das rückschauende, sei es das lebendige, nicht die geringste Mühe. Dazu sind wir die Fachleute des täglichen Lebens. Unser Denken hat sich in solchen Stückchen geübt, weil mit unseren Handlungen wir Alle, und meist in einer Vielheit solcher Gebilde, mitten inne stecken; als Beteiligte, als Zuträger des eingegliederten Handelns. Und so dürfen wir es abermals von unserer Alltagskenntnis erwarten, dass sie uns in den Stand setzt, jeweilig die Gliederung dieser Einheiten zu durchschauen. Genau so, wie uns kraft dieser Kenntnis der Zusammenhang zwischen einzelnen und bestimmten Handlungen klar wird.

Auch dafür leben Anschauungen in uns, die uns im Wege des Handelns für den Dienst des Handelns zufallen. Und erst durch sie ist uns über das massenhafte Geschehen, über den Alltag, Gewalt verliehen. Ersetzen wir sie durch Formeln, dann sind es recht eigentlich die Formeln zur Erkenntnis des Alltäglichen. Unter ihnen jene bedeutsamen zwei, die gerade in herkömmlicher Denkart für die Nationalökonomie von ausnehmendem Belang scheinen. Daher habe ich Diese in der Aufschrift genannt. Ueber ihren Namen soll es zu diesem vorläufigen Austrag kommen, zwischen dem herkömmlichen Vorgang auf der einen, dieser Art Vorgehen auf der anderen Seite.

Hier, inmitten so vieler Umschweife, fällt wohl ein scheeles Licht auf mein Vorgehen. Seine Eigenart gipfelt wirklich nicht darin, über alles Mögliche zu reden, nur nicht über die Sache. Halten wir doch Wort und Sache auch da hübsch getrennt. Die Worte „Haushalten“ und „Unternehmen“, die lassen freilich noch auf sich warten. Die gehören auch an's Ende. Dafür sind es eben Namen, im geziemlichen Dienst einer Sache, die erst zu entwickeln war. Es mangelt also jeder Anlass, schon im Voraus mit dem Worte zu fuchteln. Dazu ist man nur dann verbunden, sobald die Sache gleichsam aus dem Worte herauswächst; mit der wörterklärenden Definition als dem mehr oder minder verhehlten Keimblatt. Dort, wo dieses wortlahme Denken am Werke ist, dort will immerzu das Wort ausgesprochen sein, soll man zur Sache sein Bestes sagen. Hier bleiben wir der Sache etwas mehr am Kern; sie wird im freibewegten Denken entwickelt. Bis zu dem Punkte, an dem sie nennbar wird, und ihre Nennung auch gleich das Amen sagt, liegt hier die

Sache mit ihrer eigenen Entwicklung vor, wie es schon einmal zu betonen war. In jenem echten Sinne ist nun unablässig zur Sache gesprochen worden.

Sie war in Bezug auf die Form schon erledigt, als ich gleicher Weise darlegen konnte, was unter einer Formel zur Erkenntnis des Alltäglichen zu verstehen sei. Die Betrachtung über Zustand und Entwicklung, die lehrt wieder, aus welchen Anlässen neben den vier einfachen Formeln, Werten und Werben, Helfen und Herrschen, noch andere Formeln zu erwarten sind. Damit wird die Sache auch in ihrem Zwecke klar. Und da es sich zeigen wird, dass Haushalten und Unternehmen nur eine Art Oberstufe von Werten und Werben bedeuten, so ist uns die Sache auch inhaltlich schon nahe. Ich lege also nur die letzte Hand an, wenn ich dann zur wörtlichen Fassung jener Formeln schreite.

Ausblicke.

Was hier als „Sache“ besprochen ist, dient mir unverhohlen nur als Mittel zum Zweck; als Beispiel, wie man auch auf diesem Wege zu Ergebnissen gelangen kann. Diesen Weg suche ich fortwährend nach aller Möglichkeit auch grundsätzlich zu rechtfertigen; von Eigenheiten unseres Denkens her, soweit sie die Pflege einer Einzelwissenschaft aus der Tiefe bewegen. Den Ansprüchen dieser Stoffe muss ich unendlich viel schuldig bleiben. Aber so dürftig in dieser Hinsicht meine Andeutungen ausfallen, sachlich sind auch sie. Ich schweife von meinem Gegenstande nur dem Aeusseren nach ab, wenn ich seine Erledigung abrunde. Nun aber strebe ich einer Abrundung zu, die an sich nicht minder überstürzt ist; aber doch viel zu umständlich, um sich nicht als „Einschub“ zu bescheiden. Für ihr Daseinsrecht muss sie selber sprechen.

Zunächst fülle ich einige Lücken aus. Was als Zuständliches Gebilde vorzuführen war, ist für sich selber nichts, was wir erlebten; es ist eine durch unser Denken bewirkte, ich glaube ohne Missverständnis sagen zu dürfen, eine denkende Umformung von Erlebtem. Wir erleben stets nur das Handeln selber in seiner Einheit; das heisst, die Handlungen in jenen Zusammenhängen, aus denen sich der „rote Faden“ spinnt. Weil dieser jedoch unstreitig da ist, steht unser Denken mit unserem Erleben im Einklang, wo immer ein Zuständliches Gebilde erfasst wird. Der Inhalt „Staat“ zum Beispiel ist daher von einer ganz anderen Würde, als etwa der Inhalt „Steinzeit“. Man könnte hier sagen, nicht die „Steinzeit“, aber ein „Staat“ sei wirklich; und mindestens so, als uns der Fluss für wirklich gilt.

Allein, das hiesse jetzt, nach allem Vorgegangenen, eigentlich nichts anderes, als für eine fraglose Sache ein immerhin fragwürdiges Wort setzen.

Was heisst denn „wirklich“? Im Allgemeinen ist es ein blosses Grenzwort, zu Handen von Ueberlegungen, die unter Umständen selbst schon überaus tief gehen. Gewiss, auch darüber kann man sich Rechenschaft ablegen, in welcher Art unser Denken über dem Worte „wirklich“ zu einer bedingten Ruhe kommt. Ob man mit solchem Bekenntnis aber Zustimmung abringt, ist mehr als die Frage. In jenem eigenen Falle zwar, wenn das Wort gleichsam nur ornamentale Verwendung findet, müsste der Schrecken des Wortstreites noch nicht hereinbrechen. Der Stachel zu ihm fehlt, solange nicht der entscheidende Gedankengang über einem Worte scheitert. Darauf kommt es ja an; es darf eben niemals das Wort als blosser Lückenbüsser einspringen. Sonst kocht man nur Wasser. In Nebensachen sind wir ja unrettbar dazu gezwungen. Es scheint aber vielleicht, dass ich von meiner Seite auch in der Hauptsache mich vergehe, und fortwährend mit dem Worte „Erleben“ ständige. Nun, um eine Stufe steht es damit unstreitig besser. Es hat dieses Wort doch mitgeholfen, früher und jetzt, den gleichen Gedanken etwas sachlicher zu entfalten, den das Wort „wirklich“ nur mit seinen eigenen zwei Silben zu stammeln wüsste.

Vielleicht sind auch im Wesen Unterschiede da. Beweisen kann es ja nicht die Spur, was man so aus Worten herausklügelt; bezeichnend aber bleibt es immerhin, dass zum Beispiel die deutschen Worte „wirklich“, „Wirkung“, „Thatsache“ doch nur Bilder sind, dem Handeln entlehnt; von dorthen also, wo das Wort „Erleben“ sachlich klingt. Und wahrhaftig, hinter „Erleben“ und „Handeln“ da lebt und webt jener gewisse Zusammenhang, der sich immer noch beliebig auf Worte spannen lässt: „Streben und Erfolg“, oder „Zweck und Werk“, oder „Wunsch und Erfüllung“, oder „Absicht und Erziehung“, oder „Begehrt und Befriedigung“, oder „Bedürfnis und Stillung“, wer weiss in wieviel Arten noch des Ausdruckes, die je nach Dienlichkeit zur Verfügung stehen. Sicher ist, dass just dieser Zusammenhang ein Urtümlichstes bedeutet. Als das unmittelbar Empfundene hat er vor allem Gedachten den vorbildlichen Schritt voraus. Zum Beispiel vor jenem kurzatmigen Zusammenhang, den wir als „Ursache und Wirkung“ aussagen, sofern wir nicht mit der Aussage „Kraft und Wirkung“ noch um eine Stufe tiefer im lebendigen Denken stecken bleiben; jenen Zusammenhang, mit dem wir eine Abfolge von Erscheinungen denken, von der wir es im Sinne eines „Gesetzes“ wissen oder doch aus anderen Gründen annehmen dürfen, dass sie ihrer Verallgemeinerung standhält. Das sind Dinge, die eigentlich nicht mehr zählen. Ich will damit bloss dem Scheine wehren, als ob ich wesentlich selber mit Worten Missbrauch triebe. Ich meine eben, solange sie auf jenen Zusammenhang abzielen, über den sich unser nachhinkendes Denken allezeit getrösten darf, solange darf man mit Worten, wie „Erleben“ und „Handeln“, schon eher kochen; da schwimmen doch Fettaugen auf der Wassersuppe.

Kraft jenes Einklanges mit dem Erlebten, wo immer ein Zuständliches Gebilde von unserem Geist gestaltet wird, ist er im vollen Rechte, wenn für seinen Umblick die Zuständlichen Gebilde an der Welt des Handelns bauen; ähnlich, wie der Fluss an der sinnlichen Welt baut. Damit reckt sich jene Welt des Geschehens erst in ein übersichtlich festes Gefüge. Von dem letzteren gilt freilich, dass es an jedem Punkte, den unser geistiger Blick schärfer trifft, im Hui wieder zu Geschehen zerfließt. Aber das näm-

liche denkende Umformen, bei dem sich unser Geist vor dem Erleben nichts vergibt, ist auch in anderer Richtung geschäftig. Auch dies liegt am Wege zur „Abrundung“; ich muss vorher aber ein Verstümmnis nachholen.

Die Einheiten des Handelns, die als Zuständliche Gebilde erfassbar sind, stehen als solche Einheiten durchaus nicht allein; man kann in doppelter Hinsicht von Ihresgleichen reden. Für's Eine deute ich es später an, wie das Zuständliche Gebilde gleichsam nur die höchste unter den vielen Arten von Einheiten ist, deren Untergebene die Welt des Handelns erfüllen; so genommen, wie diese unserem Geiste sich darstellt. In der anderen Richtung aber dürfen wir nicht auf die ursprünglichsten unter den Einheiten des Handelns vergessen. Die ganze Welt des Handelns ist nur so für uns gegeben, dass wir lauter Spiegelbilder unseres Ichs vor uns sehen, als die Knotenpunkte des erlebten Geschehens. Auf das eine Handeln bezogen, das zum lebendigen Strome jener Welt wird, ist uns das Ich Person. An der Person hängt das erlebte Geschehen in der schlagendsten Weise ohne weitere Mittelglieder zusammen. Obwohl nun im persönlichen Handeln nicht minder jene Allbedingtheit der Handlungen zutrifft, so ist diese Bedingtheit hier doch ebensowenig der Grund, wie die Folge der Einheit: Allbedingtheit und Einheit berufen sich vielmehr gemeinsam auf das Ich. So erscheint das Handeln einer Person, zusammen mit der Wechselbeziehung zum Empfinden ihr „Leben“, als die ursprünglichste, die am Ich auf ruhende Einheit des Handelns. Mit dem Ich, das uns ewiglich das Ebenbild unseres eigenen ist, hört auch diese Einheit auf. Das trifft wieder für den Narren zu, der dieser Einheit des persönlichen Lebens verlustig ist. Der Narr wird für uns durchaus nicht zum Thier; damit hörte die Einheit nicht auf. Das Thier ist uns gleichsam jene „Unterstufe des Ichs“, die Knotenpunkt ist für ein Geschehen, das zwischen Handeln und Naturgeschehen die räthselhafte Mitte hält; und zum Beispiel im „klugen“ Hunde sogar zu einer Abart von Individualität kommt. Der wesentliche Unterschied bleibt hier der, dass sich das Treiben des „klügsten“ Hundes nicht schon nach dem Vorbilde unseres eigenen Handelns durchschauen lässt, sondern stets nur kraft einer denkenden Beobachtung dieses Treibens; hier gilt es nicht Mitleben, sondern „Einleben“. Die Narrheit aber ist uns nicht eine fremde Gleichung des Zusammenhanges, sondern ein Rechenfehler. Der Narr hat nicht die Halbperson des Hundes, bezogen auf das Geschehen; er ist uns um so erschütternder Unperson, als ja das Anschauliche den Umsturz nicht annähernd so grell mitmacht. Die spezifischen Aenderungen, auf die uns erst die naturwissenschaftliche Erkenntnis hinlenkt, indem sie auch diesen Rechenfehler des Handelns zum Parallelismus der Erscheinungen zerfällt, kommen ja für jene Eindrücke nicht in Betracht.

Dem Handeln im Verbande dieser Einheit, im Rahmen des persönlichen Lebens, diesem Handeln sind Determinanten ureigen, die vor Allem auch mit der ewigen Wechselbeziehung zwischen Handeln und Empfinden zu thun haben. In ihrer in sich geschlossenen Einheit begründen sie die Persönlichkeit, die Individualität. An dieser determinierenden Einheit, an der Persönlichkeit, bauen vor Allem seelische Determinanten, die an dem Erdulden hängen; an der Rückstrahlung des Handelns, wie auch seiner Verflechtung mit dem fremden Handeln, auf das Ich, Individualität und Schicksal sind untrennbar mit einander verflochten. Die Person ge-

hört eben im wesentlichsten Sinne der Welt des Handelns an. Aller zerfallenden Erkenntnis, aller „empirisch-psychologischen“ Betrachtung, ist die Individualität genau so schlankweg ungreifbar, wie unser Schicksal. Hier könnte nur jene „Psychologie“ frommen, die sich läuternd über unsere „Menschenkenntnis“ hinaushebt. Eine Wissenschaft, die mit dem Blick auf die Welt des Handelns ebenfalls nicht unter, sondern über einer „Gesetzeswissenschaft“ steht; aber auch keine reine Erfahrungswissenschaft ist, weil sie ihre Erkenntnis von Haus aus einem fremden, und ausgesprochen einem „praktischen“ Gesichtspunkte botmässig macht. Wenn sie Individualitäten durchordnet, oder jene gewisse Wechselbeziehung besinnlich überdenkt, so will sie dem Handeln selber dienen; mittelbar dann auch seiner eigentlichen Erkenntnis, den „Aktionswissenschaften“. Diese Wissenschaft zehrt von den Ergebnissen der Historik und Nationalökonomie; nicht diese setzen sie voraus, sondern umgekehrt. Denn die Läuterung der „Menschenkenntnis“ ist nur in den Spuren der Wissenschaften möglich, die dem Schicksalszuge folgen. Aber weil jene Wissenschaften ihr Werk im rühmlichsten Sinne nie zu Ende führen, deshalb käme solche „Psychologie“ auch für sie nicht zu spät; genau so wenig, wie für das Handeln. Es würde uns jene Wissenschaft die Abwandlungen lehren, die wir bei der Verlegung unseres eigenen Ichs zu beachten haben; für die wohlbekannte Gleichung, die uns das menschliche Handeln aus dem eigenen aufschliesst, wüssten wir die feineren Einsätze, die „persönlichen Coëffizienten“, besser zu beherrschen, als es unsere einfache Lebenserfahrung uns zubringt.

Für Einheiten, gleich den Zuständlichen Gebilden gilt es nur der Tatsache nach, von den ursprünglichsten Einheiten aber im Grundsatz, dass offenbar alles erlebte Geschehen ohne Rest auf diese Einheiten verteilt ist. Neben dem zeitlichen und örtlichen fällt also dem erlebten Geschehen stets auch ein persönlicher Weiser zu. In verständiger Meinung ein Symbol des Sondertums; nicht, weil das letztere etwa an der Person, der Individualität hänge; nur deshalb, weil erst dieser dritte Weiser jene Eine Stelle in dem Einen Gewebe ausser Zweifel setzt, die über den ureigenen Gehalt des Geschehens entscheidet. Vor dem begrifflichen Denken über das Handeln verlöschen alle drei Weiser. Etwas abgestufter gilt dies vom Denken in den vielerwähnten zwei Formen. Am Häufigsten verlöscht aber der persönliche Weiser: soweit nicht das persönliche Leben selbst für Zustand und Entwicklung die Grenzen zieht. Sonst erscheint im Denkrahmen von Zustand und Entwicklung das Handeln stets entpersönlicht. Im Zuständlichen Gebilde, das ja noch summarischer eingreift, ist überhaupt nur solches, von der Person gelöstes Handeln eingeschluckt. Natürlich nur vor unserem Denken; nur für unser Denken machen die ursprünglichsten Einheiten den in sich ruhenden Platz. Um nicht von einem „unpersönlichen“ Handeln zu sprechen, das für unseren Geist innerhalb der Zuständlichen Gebilde wirbelt, sei von einem unterpersönlichen gesprochen. Wenn Sie mich nach der zugehörigen „Unterpersion“ fragen: es ist Herr Jemand, der sich meist in das Wörtchen „man“ verschlüpft. In einer anderen Hinsicht wieder ist es „der Deutsche“, „der Franzose“, „der Russe“. Wieder in einer anderen „der Arbeiter“, „der Kapitalist“ und so fort.

Nun zu jener anderen Umformung. Unserem Denken stellt sich da ein Geschehen dar, das am Zuständlichen Gebilde sich verknötet; das mit

seinen Abschnitten, von Zusammenhang zu Zusammenhang, dort also gleichsam seinen Ursprung nimmt. Ganz so, wie sich das persönliche Handeln dem Ich entringt, heisst es zum Beispiel: „Das Deutsche Reich ist den Beschlüssen der Haager Konferenz beigetreten.“ Man sieht, es lässt sich hier ein Geschehen als vollzogen, als That, wenden; es wird also fliessend gedacht, wie das erlebte persönliche Handeln selber. Und wirklich ist es noch der Gerinnung fähig. Wenn man zum Beispiel sagt: „Zu allen Zeiten hat sich das Deutsche Reich als ein Hüter des Weltfriedens bewährt“, dann ist hier Geschehen jener eigentümlichen Art zuständlich erfasst. Der Zustand verbirgt sich hier im „Hüten“, das offenbar nur in einem steten Wandel des „Mitenden“ Geschehens möglich ist; aber die Entwicklung in der Richtung eines „Preisgebens“ wird hier im selben Laufe verneint.

Erlebt, in jenem ersten, für unser Denken ruhigen Sinne, ist dieses eigentümliche Geschehen aufs Haar so wenig, wie das Zuständliche Gebilde, dem es zugeschoben wird. Es ist abermals eine denkende Umformung von Erlebtem; nur wieder anderer Art. Einen greifbaren Fall ihres Herganges führe ich im rohen Schattenriss vor. Inmitten eines Zuständlichen Gebildes, denken wir gleich an einen „Staat“, drängt sich eine winnende Menge erlebten Geschehens durch den Engpass weniger Handlungen; an denen verdichten sich einfach die vielgearteten Zusammenhänge des nachdrängenden Geschehens. Da fasst nun unser Denken zu und ballt auch diese Handlungen noch zu einem schlichten Geschehen zusammen, das nunmehr aus dem Zuständlichen Gebilde ausfliesst. Auch hier ist also persönliches Handeln, unmittelbar jene wenigen Handlungen, mittelbar das Gedränge hinterher, in einer eigenen Art entpersönlicht worden. Unser Denken braucht aber nur schärfer hinzublicken, und es kommt schon der Vorstellung nach, für die Forschung aber greifbar in „Thatsachen“, das erlebte Geschehen auf Kosten dieser Umformung zu seinem Rechte; es entwindet sich der letzteren. Beim Lösen der gedanklichen Umschlingung fällt dieses Geschehen zu lauter Handlungen auseinander, die nur in einer ganz besonderen Weise verknötet und determiniert erscheinen. Namentlich fallen hier die „Rechtsverhältnisse“ in Betracht, die aber nicht minder im Spiel des Geschehens und seiner Determinanten auflösbar sind. Am Ebesten blüht die Auferstehung wohl jenen Handlungen, die man als die „entladenden“ bezeichnen kann und die gleichsam die Platzhalter jenes eigentümlichen Geschehens sind: die „Haupt- und Staatsaktionen“. Das nachdrängende, den Zusammenhang gleichsam „spannende“ Geschehen aber, das mit seiner dichtesten Partie im Alltag umherwimmelt, bleibt vielleicht überhaupt nur im Sinne von Zustand und Entwicklung erfassbar. Je deutlicher nun zum Beispiel dieser Schattenriss mit dem Geschehen „draussen“ harmoniert, je mehr es uns erfassbar scheint, dass hinter den „Haupt- und Staatsaktionen“, als dem Geschobenen, der Alltag das Schiebende sei, desto mehr sind wir zu der kürzenden Aussage verleitet, dass in der „Hohen Politik“ das „Wirtschaftliche“ zur Geltung käme. Ich kann es hier nicht ausführen und auch in der Folge nur andeuten, dass uns in allen diesen Dingen auch nur das Wort an wesentliche Unterschiede glauben macht, und wieder nur das Wort zu grundsätzlichen Auffassungen verleitet.

Wie nun dieses eigentümliche Geschehen kein erlebtes ist, so wird auch um seinetwillen nie und nimmer aus dem Zuständlichen Gebilde ein Ich.

Solche Zauberei bringt keine und noch so befugte Umformung unseres Denkens zuwege; um etwas Anderes aber handelt es sich thatsächlich nicht. Nur die Mystik kann jenen Zauber träumen. Wohl aber bleibt unser Denken auch bei dieser Umformung mit dem Erleben in Einklang. Es greift nicht einfach mit jener kürzenden Willkür ein, die uns zum Beispiel von dem „Erwachen der Idee des Weltfriedens“ reden lässt. Das Handeln im Bereiche dieser strömenden Einheiten stachelt selber dazu an, kraft seiner Zusammenhänge, erlebtes Geschehen so umzuformen. Und deshalb ist unser Geist abermals im guten Recht, wenn er noch über diesen Anreiz hinaus Form und Farbe in die Welt der Erlebungen bringt. So stellt sich uns auch jenes Geschehen als ein Handeln dar. Nach seinem Bezug auf dieses höhere Handeln erscheint das Zuständliche Gebilde als eine Abart von Person; sagen wir, es wird zur Oberperson. Die ist für das geläuterte Bewusstsein mit dem Gebilde, dem „Staate“ zum Beispiel, schlechthin Eines. Das urwüchsige Denken redet etwas markiger vom „perfiden Albion“, oder vom „unaussprechlichen Türken“. Wenn hier persönliches Handeln im oberpersönlichen aufgeht, so bildet auch dieses wieder eine Einheit. Sie steht schon zwei Schritte vom Erlebten ab. Allein auch dem Geschehen im Verbande dieser Einheit sind Determinanten ureigen. Auch die Oberperson verrät Persönlichkeit; man kann ruhig von Individualität sprechen, wenn auch das Verhältnis dann noch befreundlicher wird. Aber es hängt ja, wie sofort erwähnt wird, das oberpersönliche Handeln an dem Gliederbau des Zuständlichen Gebildes. Das Letztere ist selbst für unser verflachendes Denken umso eigenartiger gegliedert, je unspannender es ist. Ein „Staat“ zum Beispiel, der entspricht schon einer gehörigen Spannweite, die übrigens nicht an Köpfen zu zählen, und nicht an Grenzen zu messen ist. Es handelt sich um gegliedertes Geschehen, und daher spricht auch der Reichtum der Gliederung mit. Nicht je „grösser“, sondern je intensiver diese Gebilde sind, desto eigenartiger sind sie. Damit sind aber für das oberpersönliche Handeln sofort spezifische Determinanten gegeben. Dazu steuern zum Beispiel auch die Individualitäten der Personen bei, die gleichsam als Sachwalter des „höheren“ Handelns erscheinen. Auf der anderen Seite machen sich umgekehrt wieder die Uebereinstimmungen der Personen geltend, die schattenhaft hinter dem nachdrängenden Handeln stehen; man könnte sagen, es ist die Oberperson auch in dem Masse Individualität, als es ihrerseits die Unterperson ist, und eben im Sinne jener Einklänge; in der Einheit „Französische Politik“ spiegelt sich deutlich „der Franzose“.

Warum unser Geist auch hier keine Willkür verbricht, sondern es dem Erleben selber ablauscht, wie er mit dem Erlebten glatter fertig wird, das lässt sich in Kürze nicht erläutern. Die frühere Erläuterung des gleichen Sinnes war auch nur eine Gewaltthat der Kürzung; beim Zuständlichen Gebilde wohl, aber noch um ein Stockwerk höher ist es nicht möglich. Dem Aeusseren nach habe ich den Eingriff unseres Denkens ja angedeutet. Man kann hier nicht gut sagen, dass unser Denken einem „roten Faden“ folge. Denn auch in seiner Umformung ist das Geschehen ein stetig fließendes; es fällt nicht in Zustände auseinander, die nun erst zu heften wären. Eher trifft das Bild zu, dass unser Denken der Stromlinie in jenen strömenden Einheiten auf der Spur bleibt. Aber richtig zu begreifen ist der Hergang dieser Umformung, wie auch ihre Befugnis, nur aus dem Gliederbau, aus

der „Struktur“ des Zuständlichen Gebildes, die ich vollständig übergehen musste.

In diesen Richtungen bleibt ganz besonders viel zu thun, weil hier das juristische Denken so ausserordentlich viel vorgearbeitet hat. Staats-, Verfassungs-, Verwaltungs-, Genossenschafts-Recht, das bezieht sich mittelbar Alles auf diese denkende Umformung des oberpersönlichen Handelns. Die Oberperson verhält sich zur „moralischen“, „juristischen Person“ genau so, wie das „aktionswissenschaftliche“ Denken zum juristischen. Neben der Fülle dieser Vorarbeit, die ebenso hoch zu bewerten, wie vorsichtig zu gebrauchen wäre, liegen die Schwierigkeiten des Stoffes selber auf der Hand. Die blossen Worte „innere“ und „äussere Politik“ erinnern daran, dass hier die Gliederung irgendwie à double ressort vorhanden sein muss. Es lässt sich auch sofort absehen, dass beide Male so etwas wie Hebelarme der Macht sich ausgestalten müssen. Man denkt unwillkürlich an die „Französische Verwaltung“, jenes kunstvolle Hebelwerk, das sich, aus guten Anfängen, ein Grossmeister der That zurechtgefügt hat; an welchem Hebelwerk dann die bunteste Reihe geschaltet hat, und heute noch schaltet. Mit dem stehenden Erfolge, dass sich der französische Alltag wie aus einem archimedischen Punkt heraus bewegen lässt. Und so gehen die Hebelarme auch „hinaus“, als die gigantischen Brecheisen der Völkerschicksale. Für die Arbeit an ihnen, da bedeutet es schon etwas, ob der „rechte Mann am rechten Platze“ steht; mit anderen Worten, durch welche Persönlichkeit das oberpersönliche Handeln seine Direktion erhält. Wo aber dieses Handeln so recht verwächst mit dem persönlichen eines Einzelnen, der immer weiss, wohin er schieben will, und nie vergisst, wohin er geschoben wird, der seine Thatkraft mit der Oberperson multipliziert, da gestaltet sich im wichtigsten Sinne der Held heraus. In ihm vernenschlicht sich die Oberperson, und macht ihn zum Uebermenschen; freilich nicht im gewissen Sinne des krankhaft übersteigerten Ichs, nicht im Geiste jener Philosophie der wackelnden Köpfe.

Uebrigens lassen sich die Zuständlichen Gebilde darnach unterscheiden, in welcher Art sie als Oberperson gegliedert sind, und ob sie es zureichend seien. So findet das Zuständliche Gebilde bald mehr im tierischen, bald mehr im pflanzlichen Organismus sein Gleichnis; verstanden natürlich in ihrer deutlichsten Ausprägung. Von ihnen gilt ja dann der Unterschied, dass der eine, das „Tier“, den äusseren Bedingungen seines Fortbestandes „aktiv“ entgegenkommt, der andere, die „Pflanze“, sie „passiv“ abwartet. Halten wir nun zum Beispiel „Staat“ und „Nation“ einander gegenüber; aber weshalb nicht das Nächste für uns hier: „Unternehmung“ und „Haushalt“! Unter dem Zeichen der Pflanze stehen auch zahllose Gebilde, in denen ein höchst feingearbeitetes Geschehen wirbelt, dessen Bedingnis wie aus glitzernden Fäden gewoben erscheint. So zum Beispiel jede „Wissenschaft“, ihrer Pflege nach, das „Kunstleben einer Stadt“, eine „künstlerische Schule“, das sind in ihrer Art Zuständliche Gebilde. Die Letzteren gestaltet eben unser Geist mit Fug und Recht überall dort, wo ein lebendiger Zusammenhalt im Geschehen ist.

Hier flechte ich eine Abwehr ein. Meine Darstellung muss überall so derb allen Feinheiten durchgreifen, dass unwillkürlich der Schein einer hölzernen Auffassung entkeimen muss; einer Auffassung, die einem grössten Ueberblick zuliebe aus dem Reiche der That überall den Geist austreibt.

Es ist nicht zu leugnen, dass ich genau vom anderen Ende her zufasse, als es schöngestiger Mystik anstünde. Nur schade, dass bei der Letzteren die Worte gar so leicht mit unserem Denken durchgehen. Im Uebrigen liesse sich Vieles von diesem Standpunkte aus bequemer und gefälliger erledigen. Zur Ergänzung ist Mystik zweifellos an ihrem Platz: gerade vor der Welt des Handelns, die ihrer wissenschaftlichen Erledigung die allergrössten Schwierigkeiten, aber nicht das allerkleinste Rätsel in den Weg legt, gerade da antwortet es der menschlichen Natur, stets ein bisschen was hinein zu geheimnissen. Ich glaube aber, dass die „Imponderabilien“ des Geschehens auch bei nüchterner Auffassung nicht zu kurz kommen. Einiges liess sich immerhin andeuten. Freilich wird es immer viel schöner klingen, von „Milieu“ und „Umwelt“ zu sprechen, als trocken von der Determination, dem in sich bedingenen Ganzen des seitlich Bedingenden. Allein, wie jene Worte auch erst den Anfang machen, und Alles an der sachlichen Erläuterung hängt, so stehen auch diese vereinzelt Phasen eines einheitlichen Gedankenganges, dem sie herausgegriffen sind, gleichsam erst am Anfange. Kurz und gut, die Auffassung selber ist gar nicht so hölzern. Nur komme ich bei solcher Kürze nirgends über das Gerippe hinaus; und das ist als solches spröde, oder es wäre keines.

Auf zwei Verwicklungen sei kurz hingewiesen. Die Umformung, die uns das oberpersönliche Handeln einbringt, kann auch diesem Geschehen wieder Form verleihen; und auch mehrmals hinter einander. Unser gestaltendes Denken beginnt sein Werk dann von immer höheren Horizonten. Auch darnach sondern sich die Zuständlichen Gebilde. Heisst es zum Beispiel „Schulzen's“, dann ist unmittelbar das erlebte Geschehen umgeformt; ganz anders, wenn es wieder heisst, „Deutsches Reich“. Es kommt da zu einem eigentümlichen Uebereinander des Geschehens. Viel Zusammenhang geht natürlich auch unvermittelt durch die Stockwerke hindurch.

Dann vergessen Sie nicht, dass jene in sich ruhenden Einheiten des Handelns nicht Geschehen von Geschehen sondern; so halten es nur die ursprünglichsten, die am Ich ruhen. Jene Einheiten aber empfangen ja einzig aus den Zusammenhängen ihre innere Bedingnis. Sie können daher vor unserem gestaltenden Denken, und in beliebiger Verwicklung, ineinander stecken, gleich den Zellen im Organismus. Es wirbeln oft, mit dem Blick auf das Erlebte gesprochen, zu einer solchen strömenden Einheit der schlichteren Einheiten viele, und von vielfacher Art, und in vielfacher Weise zusammen. Und es ist mehr oder minder das nämliche Geschehen, das sie zum Wallen gebracht haben; es zugleich dahin, dorthin wendend, im Auf und Ab der Lebensfluten. Der Strom folgt natürlich nicht den Gesetzen des „tropfbar Flüssigen“. Das Bild hinkt also, aber der Gedanke nicht mit ihm.

Das oberpersönliche Handeln musste ich berühren, um den etwas schärferen Zug jener letzten Abrundung zu ermöglichen, die sachlich hier die wichtigste ist. Aber von Schritt zu Schritt ist es fühlbarer geworden, dass ich den Weg gewaltsam abgeschnitten habe, der vor das Zuständliche Gebilde hinführt. Dieses käme ja unter den Arten, wie unser Geist Er-

lebtes umformt, ohne gegen das Erleben selber zu verstossen, erst am letzten Ende. Unter diesen „höheren Wirklichkeiten“ aus der Welt des Handelns ist das Zuständliche Gebilde gleichsam die höchste. Und es ist klar, dass man beim Einfachsten beginnen müsste, um auch hier der ansteigenden Verwicklung zu folgen.

Das Problem, das ich hier umgangen habe, heisst ein kürzestes Inventar der Gegenstände jener Welt; lauter Einheiten des Handelns, für welche das Erleben selber einsteht, und denen unser Geist erst Gestalt verleiht. Nehmen wir also jenes Problem als gelöst an, dann liegt gleichsam die Tafel der erlebten Einheiten vor. Es ist dann ein doppelter Erfolg erzielt. Auf der einen Seite überblickt man die verschiedenen „Begriffsmöglichkeiten“, die für die Welt des Handelns gelten. Das will einfach sagen, die verschiedene Art, wie unser Denken erlebtes Geschehen in Einen Inhalt schöpft, der hierauf an einem Worte sprachflüssig wird. Auf der anderen Seite enthüllt sich der Aufbau dieser Welt, soweit ihn sonst der Schleier der Worte verhüllt; jener Worte, die uns das nämliche Leben verständlich macht, über das wir uns mit ihrer Hilfe verständigen. Der Grund, weshalb jene beiden Erfolge Hand in Hand gehen, ist zugleich der, aus dem jenes ganze Beginnen möglich erscheint: Die Welt des Handelns ist aus unserer That geworden, und daher in der vollen Gewalt unseres Denkens.

Unser Problem der Formeln, das will dem nationalökonomischen Denken den Weg klären. Es liegt diesseits jener Ersten Fragen der Nationalökonomie, an die ich bei der letzten Abrundung streifen will. Das fragliche Problem liegt schon jenseits dieser Fragen. Es ist eine allgemeine Angelegenheit der Erkenntnis, die sich im nationalökonomischen Denken nur besonders. Das ist jene unzerfällende Erkenntnis, die allein der Welt des Handelns gerecht wird. Es bedarf aber diese Erkenntnis jenes kürzesten Inventars, um sich selber zu finden, um mündig zu werden.

Als Vormund — von der „Alltagskenntnis“, dem lebendigen Denken, hier ganz abgesehen — schwebt mir nicht etwa das biologische Denken vor. Sein gewaltiger Vorsprung an Reife und Zucht hat zwar der besten Köpfe genug berauscht. Man liess sich von Organismus, Gewebe und Zelle darüber belehren, wie es bei uns zu Hause, in der Welt des Handelns eigentlich herginge. Aber dieser Umweg ist doch allzusehr ein Rundlauf; mehr als einen erfrischenden Spaziergang, wie er zu Zeiten auch sein Gutes hat, kann er nicht bedeuten. Ich spiele hier nicht darauf an, dass alles zerfallende Denken nur deshalb da ist, weil wir im Handeln selber zerfallend denken müssen; die ganze Naturwissenschaft ist nur ein — bis zum Selbstzweck — überquellendes Sinnen über die strebigen Zusammenhänge im Handeln. Aber dort münze ich es nur auf die offene Thatsache, dass gerade das biologische Denken noch am Deutlichsten lehrt, wie sehr wir allezeit nur kraft unserer Eigenschaft als Handelnde zu denken vermögen. Bei diesem Denken geht dies so weit, dass die Zerfällung selber einen kleinen Schritt zurück thun muss: das „Zweckmässige“. Von dem lebendigen, dem handelnden Denken jedoch erbt nur die unzerfällende Erkenntnis in gerader Linie. In ihre Hut ist dieses Erbe gegeben. Wenn also da überhaupt eine Vormundschaft bestehen soll, so eher noch in der verkehrten Richtung. Aber vorläufig ist das Ei klüger als die Henne.

Unter den Vormündern, die ich wirklich meine, sei das juristische Denken genannt, in seiner unvergleichlichen Vollendung. Wehe aber, dass wir das juristische Denken über das Gefüge jener Welt geradeaus als das wissenschaftliche Denken empfinden! In seiner vollberechtigten Eigenart hat es nicht schlechthin der Erkenntnis, sondern der Regelung des Handelns sich angepasst. Die Inhalte des juristischen Denkens beziehen sich zwar an letzter Stelle auch auf die erlebten Einheiten des Handelns. Allein, zur lebendigen Umformung, die mit dem Erleben selber im Einklang bleibt, gesellt sich erst noch eine weitere Umbildung, aus dem Gesichtspunkte der Regelung des Handelns. Beidem, jener lebendigen Umformung, wie der Art, in der das Umgeformte erst noch umgedacht wird, Beidem könnte man nur an der Hand jenes Problems nachgehen. Solange wir uns von dem juristischen Denken nicht frei machen, verzeichnet sich uns die Welt des Handelns; in einer Weise, die eigentlich im Voraus einsehbar ist. Um sie in einem übertreibenden Bilde zu malen: Vor dem juristischen Blick fällt die ganze Welt des Handelns in Starrkrampf.

Bei der Art, wie ich das Zuständliche Gebilde hier erörtert habe, wird besonders Etwas Anstoss erregt haben: seine Rückführung auf eine blosse strömende Einheit des Handelns. Auch da spricht die Macht des juristischen Denkens mit, die sich einzig an der Hand jenes Problems brechen liesse; in Einem Ruck mit den Fesseln des Wortes. Diese Gleichzeitigkeit erklärt sich einfach daraus, dass seinem ganzen Wesen nach das juristische Denken dazu geneigt ist, nur durch die Brille des Gesetzeswortes in's Leben zu schauen; andererseits aber ist jedes Wort in seiner Art ein kleiner Jurist. So hätte die Lösung jenes Problems — übrigens auch eine Sache geduldigster „Werkfortsetzung“ — für die unzerfällende Erkenntnis ihre nicht zu verkennende Bedeutung: die Auferstehung des Geschehens aus den Gräbern des materialisierenden, verknöchernden Wortes. Und so auch im hier gemeinten Falle. Es müssten eben die schlichteren Fälle der Umformung, es müsste „Geschehnis“ und müssten alle Arten „Vorgänge“ und „Bestände“ zuerst im Klaren sein; und auch die Weise, wie sie in bunter Menge dem Zuständlichen Gebilde eingefügt sind. Dann erst kann erhellen, wie buchstäblich das Zuständliche Gebilde, mit seinem ganzen Um und Auf, nichts als eitel Geschehen ist. Nur eben in Einheit erlebtes Geschehen. Um dieser Einheit willen formt dann unser Geist jenes Etwas, das nicht „ist“, und noch weniger bloss „gilt“; das auch nicht „geschieht“, nicht „besteht“ und nicht „vorgeht“, sondern „fortbesteht“; an eine innere und an äussere Bedingungen gebunden.

Es gilt zwar auch vom Organismus, dass er in diesem Sinne „fortbesteht“. Auch schliesst solche Art Gegenständlichkeit da wie dort den umgliedernden Wandel in sich. Allein, der Organismus ist wahrlich nicht eitel Geschehen. Um die Einheit des Geschehens schlingt sich bei ihm ein „körperliches Band“; als das laufende Tier, als die treibende Pflanze, ist er uns anschaulich. Aus dem Gesichtspunkte der Einheit kommt hier das Geschehen nur in seiner Beziehung auf das Sein, nur als „Funktion“ zur Geltung; und so betrifft auch die Entwicklung hier den „Körper“ — „spezifische Formgestaltung“. Und noch in einem anderen Sinne gähnt zwischen Organismus und Zuständlichem Gebilde eine unüberbrückbare Kluft. Es mag das crobernde Denken in die innere Bedingnis der Einheit „Organis-

mus“ tief und tiefer eindringen, das letzte Wort dieser Bedingnis flüchtet vor dem Eindringling zurück. Die Bedingnis im Zuständlichen Gebilde ist dagegen ein recht offenes Geheimnis. Im Stillen weiss jedermann von ihm. Zwei oder drei Förmelchen zur Erkenntnis des Alltäglichen genügen zur Not, um es auszulaudern. Aber vorher eben einen Blick auf die Anlässe jenes Denkens, das sich über diesen Formeln läutert.

Ich streife hier die Frage, in welchen Spielarten der Welt des Handelns gegenüber Erkenntnis möglich ist. Es handelt sich nur um erfahrungswissenschaftliche Erkenntnis: eine Erkenntnis, die einen unserem Denken gegebenen Stoff erledigt, ohne diese Erledigung von Haus aus unter einen Gesichtspunkt zu stellen, der nicht aus ihr selber entsprungen ist; für den Gegensatz verweise ich einfach auf das juristische Denken. Von der anderen Seite her ist die Welt des Handelns nur soweit Stoff unseres Denkens, als unzerfällende Erkenntnis in Frage kommt. Dann aber liegt mit dem Handeln ein Stoff vor, so wuchtig gegeben, wie gar kein zweiter.

Ich erwäge hier ausschliesslich das grundsätzliche Verhältnis. Meine Erwägung kümmert sich also um die Schwierigkeiten nicht, zur Gegebenheit dieses Stoffes vorzudringen; sei es auf dem Wege der Information, oder der Umfrage, oder der Ueberlieferung, oder etwas Anderem. Das betrifft Sorgen der Methode; um die handelt es sich nicht. Ehe man den Vollzug einer Erkenntnis, gleichsam die Wege der Forschung erörtert, muss die Möglichkeit dieser Erkenntnis ausser Zweifel stehen, also gleichsam das Ziel der Forschung. Darauf allein kommt es hier an.

Mit dem Blicke auf das Erleben liegt die Welt des Handelns nicht bloss als der im Wesen einerlei Stoff gegeben vor; dieser Stoff ist auch durch und durch Einer, aus eitel Zusammenhang in sich abgeschlossen. Was aber so im Grundwesen Eines ist, kann nicht mehr im grundsätzlichen Sinne vereinfacht werden; oder es wird im Wesen verkannt. Bei Strafe des Fehlers im Grundsatz verbietet es sich dann, eine „Unifikation“ als das Letzte zu erstreben. Erkenntnis ist hier einzig in dem Sinne möglich, dass sich uns diese Einheit selber erschliesst: der Eine Zusammenhang alles Erlebten.

Hier wird der Gegensatz zwischen der unzerfällenden Erkenntnis und der Naturwissenschaft ein viel zu schroffer, um ihn gänzlich ausser Spiel zu lassen. Näher kann ich es freilich nicht ausführen, in welchem Sinne die Naturwissenschaft von einem Vielerlei des Geschehens ausgeht, und zu einem Einerlei hinstrebt; während ja das unzerfällende Denken sofort bei dem Handeln einsetzt, wie es uns nach dem Vorbilde unseres eigenen erschliessbar ist, um nun dessen Einheit zu begreifen. Auch dabei, wie hier eigentlich überall, handelt es sich um Dinge, die ihre wiederholte und meisterhafte Erledigung in der Litteratur gefunden haben; was aber nicht hindert, dass so Längsterkanntes stets von Neuem verkannt wird. In Bezug auf jenen Zwiespalt, der innerhalb der erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnis klappt, gebricht es leider noch an einer einheitlichen Fassung der Ansichten. Sonst könnte sich auch der Wahn, als ob „Wissenschaft“ und „Gesetz“ unzertrennliche Dinge wären, nicht so zähe behaupten. Er thut es nur zu sehr; und

eben im Bunde mit Anschauungen, für die jener unversöhnliche Gegensatz einfach nicht besteht. Höchstens dass man dabei einen erheblichen Unterschied im Grade der Verwicklung zugesteht: so zwar, dass die Welt des Handelns, als Gegenstand einer Art „höheren Meteorologie“ zur Natur herabsinkt.

Je wohlgemeinter die Sucht ist, der Welt des Handelns mit dem Gesetze die Vereinfachung aufzudrängen, desto seltsamer muss sie erscheinen. Das Brot ihrer lebendigen Einheit will man dieser Welt nicht reichen; aber den Stein ihrer Vereinfachung bleibt man ihr schuldig. Denn aus einem Beginnen, das so im Wesen verfehlt ist, kann ja Erkenntnis immer nur zum Scheine hervorgehen. Dieses Fatum erfüllt sich besonders in dreierlei Schlägen. Vor Allem ist es das liebe Wort, das kraft seiner Lautheständigkeit gegen die Natur der Sache ein „Gesetz“ aussprechen lässt. Nicht bloss „Systeme“ lassen sich mit Worten bereiten, sondern vor Allem auch „Gesetze“. Auch da tritt die erkenntnisbeugende Macht des Wortes in Geltung, das eben jedem Selbstbetrug unseres Denkens liebdienerisch willfährt, als der „schändliche Kuppler“ zwischen Geist und Irrtum. Sehen wir etwa — ein freigebildetes, rein zur Verdeutlichung dienendes Beispiel, — den Satz an: „Der Republik folgt allezeit die Diktatur.“ Dann ist im Grundsatz damit keine andere „Abfolge“ ausgesprochen, als die, dass man in vielen Fällen, dem Zeitenlauf folgend, zuerst das fadenscheinige Wort „Republik“ anwenden kann, wo nachher das nicht minder fadenscheinige Wort „Diktatur“ verwendbar ist. Soweit entspricht es etwa der Weisheit eines Botanikers, der das „Gesetz“ finden würde: „Grüne Blätter werden gelb.“ Aber es steht noch im Wesen schlimmer. Ich will nicht über die Abkehr von der eigentlichen Aufgabe des unzerfällenden Denkens sprechen. Das wird sich in der Folge ganz von selber ergeben, dass mit solchen „Abfolgen“ auch nicht die Spur von jener Aufgabe erfüllt ist. Ich will nur dem Selbstbetrug auf die Schliche gehen, als ob man doch auch in solcher Weise Erkenntnis erzielte. Vergleichen wir jenes „botanische Gesetz“ mit unserem „historischen“, so spricht das erstere doch wenigstens eine Erfahrung aus, die zwar jeder macht, aber doch immerhin zu machen hat. Die Aussage der „Abfolge“ ist an ihre eigene Beobachtung gebunden. Besinnt man sich aber auf jene historische „Abfolge“, dann ergibt sich, ohne dass ich es hier umständlich besprechen könnte, dass uns diese „Abfolge“, gerade in ihrer Verschwommenheit, im Voraus verständlich ist. Aus Erwägungen, die weder mit der „Republik“, noch mit der „Diktatur“ selber zu thun hätten, sondern buchstäblich mit der Alltagskenntnis; mit dem Besitz der so wohlbekannten „Gleichung“ des Zusammenhanges im menschlichen Handeln. Das „Gesetz“ ist also im Schlepptau von richtigen Gemeinplätzen; in seinem „Kerne“ fällt es mit ihnen zusammen. Und damit stehen wir vor dem zweiten Punkte. Vom Wortestrug ganz abgesehen, rennen diese „Gesetze“ meistens offene Thüren ein. Wer sie „findet“, will nun keineswegs der Selbsterkenntnis, er will doch der Erkenntnis dienen. Er denkt nicht im Entferntesten an eine „Theorie vor den Thatsachen“, sondern an eine „Theorie statt der Thatsachen“. Das liegt ja im Wesen der „Unifikation“. Im Erfolge aber bietet er das Erstere an Stelle des Anderen. „Theorie statt der Thatsachen“ ist überhaupt nicht vorhanden, weil die Beobachtung im Grundsatz entbehrlich ist, und höchstens als „Bestätigung“ erscheint, in Wortseligkeit. „Theorie vor den Thatsachen“ aber wird hier nur wider Willen gefunden, und daher

in einer höchst fragwürdigen, unbrauchbaren Gestalt. Will man sich deutlicher machen, wie diese „Gesetze“ zumeist nur einen brüllenden Gemeinplatz aussprechen, einen Hergang im Handeln, den man sich an den fünf Fingern abzählen kann, nun, dann denke man einfach an die wirtschaftliche Bauernregel von „Angebot und Nachfrage“. Diese besonders steckt als „Kern“ in so manchen dieser „Gesetze“. Mit denen nichts erreicht ist, als die Verekelung der ehrlichen, mühseligen Thatsachenforschung; man glaubt eben schon Alles, oder doch genug zu wissen. Im Erfolge ist es eine Art schlimmsten Raubbaues, an den Erkenntnisaufgaben der Wissenschaft verbrochen. Nun wären noch jene „Gesetze“ zu berühren, die stets die Paradeperle blieben, die sie von Anfang an waren. Unwillkürlich erinnert man sich an die Klage eines scharfen und ehrlichen Denkers, dass ihm die „historischen Gesetze“ ein unerfüllter Traum geblieben sind. Es verblieb eben bei jenen „Gesetzen“, die einst als die Verheissung eines Neuen Zeitalters in der Wissenschaft des Handelns begrüsst wurden: Die Wiederkehr in der jährlichen Zahl der Selbstmorde, Verbrechen und so weiter. Das wären im besten Falle blosse Gesetzmässigkeiten, „empirische Gesetze“; die noch nicht der Verallgemeinerung eines Geschehens entsprechen, noch nicht dem „Kausalgesetz“. Auch blosse Gesetzmässigkeiten sind sie nur scheinbar; sie sind keineswegs das A, zu dem ein Gesetz, die Verallgemeinerung eines Geschehens, das B sagen kann. Bei ihrer Erzielung wird ja von allem Zusammenhang abgesehen; mit dem hört aber zugleich das Geschehen auf, von dem sie eine Abfolge verraten könnten, die der Verallgemeinerung standhält. Es liegt dies im Wesen ihrer Erzielung, in der blossen Durchzählung von Fällen, bei der man nicht an den Zusammenhang denkt, der zweifellos vorhanden ist, sondern an rein äusserliche Grenzen, innerhalb deren gezählt wird. In diesem Sinne bedeuten sie zunächst nichts, als eine Bestätigung des Wahrscheinlichkeitskalküls. Ihr Nutzen als „Symptome“ bleibt ja von ihrer Würde oder Unwürde als „Gesetze“ ganz unberührt. „Symptomatisch“ ist übrigens gerade das Schwanken. Es lässt sich nicht schnell genug darlegen, wie diese „symptomatische“ Bedeutung nur damit zu thun hat, dass in ihrer besonderen Art auch diese „Gesetze“ eine offene Thür einrennen. Sie bestätigen mittelbar den Gemeinplatz, dass im Handeln Alles mit Allem zusammenhängt; genau so, wie rieselnde Sandkörner eben nur daraufhin einen Kegel ergeben, dass sie in Berührung mit einander bleiben. Nun deuten aber diese „Gesetze“ auf jenen Allzusammenhang im Handeln hin, der als solcher für „Gesetzeserklärung“ viel zu gut ist. In diesem Sinne bedeuten jene „Gesetze“ ihre eigene Verhöhnung.

Wenn man glaubt, wenigstens von „Entwicklungsgesetzen“, „historischen Gesetzen“ und dergleichen sprechen zu dürfen, so ist dies im Grunde nichts, als ein recht wortseliges Zugeständnis an jene Irrung durch Mark und Bein. Damit nur ja der unzerfällenden Erkenntnis der Aufputz jenes Wortes „Gesetz“ nicht entgehe! Einerlei und Einheit, im Sinne jenes Gegensatzes, der abermals nicht aus den Worten zu klügeln ist, sondern aus unserer Sache zu verstehen, das lässt sich nicht unter einen Hut bringen. Nichts Anderes aber versuchen diese ausflüchtigen Wendungen. Sofern der Ausdruck „Gesetz“ nur irgendwie auf das Streben nach dem Einerlei gemünzt ist, während der Ausdruck „historisch“ der richtigen Auffassung Raum geben will, dem Streben nach der Einheit, dann schielt man zur gleichen Zeit nach dem

Einerlei und nach der Einheit. Ebensogut wie von einem „historischen Gesetze“, kann man von einem nassen Feuer reden.

Wer den unversöhnlichen Gegensatz verkennt, zwischen zerfallender und unzerfallender Erkenntnis, der versagt sich natürlich auch den Blick für alle Vorzüge, die der unzerfallenden Erkenntnis gerade aus diesem Gegensatzte erblühen. Der Form nach setzt die unzerfallende Erkenntnis gleich dort ein, wo die zerfallende erst hinstrebt; das war oben gestreift worden. Schon in der Form steht auch das Begreifen der Einheit höher, als jenes blosser Erfassen der Einheitlichkeit, wie es mit dem Streben nach dem Einerlei vorliegt; auf dem Wege des vereinfachenden „Gesetzes“. Die Vorzüge liegen aber auch greifbarer da.

Wenn irgend eine Abfolge der Erscheinungen ihrer Verallgemeinerung standhält; wenn ich also weiss, auf A folgt immer B; hat damit meine Erkenntnis etwas gewonnen? Doch nur mittelbar; nur soweit, als ich die Erkenntnis dem Handeln unterstelle, zum Heile seiner strebigen Zusammenhänge. Wie eine weitere Zerlegung jener Abfolge schliesslich auch nicht geradeaus mein Erkennen befriedigt, da alle Zerlegung wieder nur vor Abfolgen hinführt, deren Eintreffen mir gar nichts sagt; wie hier abermals nur das Handeln den Vorteil zieht, indem ich es kennen lerne, die nämlichen Erfolge auch auf anderen Wegen zu erstreben, alles das lässt sich nicht in Kürze ausführen. Aber ungefähr in diesem Sinne ist alle Naturwissenschaft nur eine folgerichtig erweiterte und geläuterte Art, wie im Handeln selber schon zerfallend gedacht wird. Die Naturwissenschaft stellt sich also unter jenes Handeln, über das sich nur die unzerfallende Erkenntnis, als solche, gebietend hinaushebt. Wo immer ich jedoch der Einheit des erlebten Geschehens um einen noch so kleinen Schritt näher komme, da ist nicht bloss in der Form für meine Erkenntnis mehr gewonnen. Aller Zusammenhang, den ich im Handeln erschliesse, im Sinne seines Mitlebens und Nachlebens, lehnt sich an das Vorbild meines eigenen Handelns an, dessen Zusammenhang ich unmittelbar empfinde. Und dieses Mitschwingen eines Empfindens, dessen wir uns so gewiss sind, wie unseres eigenen Ichs, das macht die unzerfallende Erkenntnis auch zu einer innerlich höheren; sie ist ganz anders eine befriedigende. Unter der Voraussetzung natürlich, dass ich mich da und dort mit der Erfahrung auf gutem Fusse weiss. In letzterer Hinsicht scheint ja ein Vorsprung der zerfallenden Erkenntnis vorhanden; so wesentlich ist er sicher nicht da, um es für einen schlechten Witz der Sprache anzusehen, wenn sie zum Beispiel umgekehrt auch das, was uns in der Natur für gewiss gilt, als „**Thatsache**“ lallt. Der Vorsprung, den das „Greifbare“ gewährt, liegt ganz wo anders. Er erleichtert der Naturwissenschaft in beneidenswertem Grade den Umgang mit Worten. Für die Forschung selber ist da zwischen Wort und Gedanke immer ein Drittes vorhanden, grundsätzlich wenigstens. Und so ist der Naturforscher in der glücklichen Lage, jener hergebrachten Logik, die ein System daraus macht, unser Denken dem Worte zu beugen, in ihren Annassungen entgegen zu treten, weil er ihr jederzeit das „greifbare Dritte“ an den Kopf werfen kann.

Alles Streben nach Vereinfachung rennt sich an einer Obergrenze tot. Dieser Obergrenze nähert sich alle Naturwissenschaft „asymptotisch“; dem naturwissenschaftlichen Denken bleibt es natürlich geboten, stetig über sich selber hinauszustreben. Und mit jedem greifbaren Fortschritt ist dann

gleichsam eine neue Hyperbel angeschnitten, für die sich die „asymptotische“ Näherung auffrischt. Aber diese bleibt gelten. Wann aber dürfte, rein der Vorstellung nach, eine Einheit als völlig erschlossen gelten, so unendlich in sich verschlungen, wie jene der Welt des Handelns? Aber vergessen wir dabei nicht, dass der unzerfallenden Erkenntnis ihr lebendiger Stoff gleichsam unter den Händen weiterwuchert. In seiner fortlaufenden Erlebung bietet er unaufhörlich die Mittel dar, die Einheit des Ganzen immer tiefer zu erschliessen. Es entwirren sich immer mehr der Zusammenhänge, die erst von da ab unserem Begreifen dienlich werden. In diesem gedoppelten Sinne ist hier selbst jede „asymptotische“ Näherung an eine haltgebietende Grenze ausgeschlossen. So erscheinen die Wissenschaften der That recht eigentlich als die Gebiete wissenschaftlicher That. Es blüht ihnen ewige Jugend.

Die Welt des Handelns in ihrer lebendigen Einheit zu erschliessen, ist hier im Grundsatz die einzigmögliche, alleingiltige Aufgabe. Nur spricht die Eigenheit unseres ganzen Denkens noch ihr Wörtlein mit. Es fragt sich eben, in welchem Grade unser Denken jener Aufgabe gewachsen sei. Daran hängt erst die Entscheidung, wie jene Erkenntnis thatsächlich möglich erscheint. Da soll sich nun zeigen, dass im Rahmen des grundsätzlichen Verhältnisses, ohne dieses zu beirren, doch eine Vereinfachung eintreten muss. Nur eben ganz anderer Art, als sie dem naturwissenschaftlichen Denken eigen ist. Eine Vereinfachung nämlich, die darauf zugeschnitten ist, das Begreifen der Einheit wahr zu machen.

Die Welt des Handelns, als das in sich einheitliche Ganze, als das Eine Gewebe der Erlebnisse, das ist immer nur ein Ding der Vorstellung. Aber diese Vorstellung liegt uns Allen so nahe. Denn jeder von uns erlebt genug des Geschehens, das in steter und reichfältigster Verknüpfung mit dem eigenen Handeln ist, uns nach des letzteren Vorbilde gleich in seinen Zusammenhängen zufällt; in seinem Weshalb, Wieso, Wozu, und wie diese Fragworte alle lauten, denen das Erleben selber Antwort steht. Es wäre Unvernunft, die Fäden dieses vielgeäderten Zusammenhanges nicht auch dort im Weiterlauf zu denken, wo sie unser eigener Blick nicht mehr zu verfolgen weiss. Was wir Schicksal nennen, das berührt ja gerade auch die Art, wie diese Fäden aus dem undurchdringlichen Dunkel ihrer Verflechtung gegen uns heranzüngeln.

Es genügt, an unsere Ohnmacht zu denken, dem Zusammenhange über einen engen Gesichtskreis hinaus auf der Spur zu bleiben; dann zwingt sich ein anderer Gedanke ebenso herrisch auf. Die Einsicht, dass der menschliche Geist ausser stande sei, die All-Einheit des erlebten Geschehens bis in's Einzelste ihrer Gliederung zu begreifen. Es dehnt sich diese Aufgabe so in's Unendliche, dass wir ihrer Lösung um kein Stück näher kommen, solange wir sie zu buchstäblich nehmen; solange unser rückschauender Blick zähe am grünen Handeln klebt. Wenn wir nur ein einziges Menschenleben in diesem Sinne entfalten wollten, und nur in der allernächsten Verflechtung mit dem fremden Handeln, vielleicht reichte wieder ein ganzes Menschenleben nicht aus, um des anderen Herr zu werden. Wobei wir natürlich von allen Schwierigkeiten, die „Thatsachen“ zureichend zu sichern, einfach wegdenken müssen; sie als gelöst annehmen dürfen. Nur die Aufgabe fällt in Betracht, im rückschauenden Denken jenes unendlich dichte Flechtwerk

zu beherrschen, in allen Verknüpfungen zu verfolgen, das sich im Erleben selber durch das lebendige, am Handeln selbst beteiligte Denken hindurchgezogen hat; und für dieses lebendige Denken in jener harmlosen Weise, die unablässig für unser eigenes, unserem eigenen Handeln verwachsenenes Denken in Geltung steht. Diese Aufgabe muss man sich in ihrer ganzen Schwere vorhalten. Und dabei handelte es sich nur um einen zitternden Tropfen aus der unendlichen Flut; während auf der anderen Seite die Schwierigkeiten in mehr als geometrischer Progression steigen, wollte man die Aufgabe erhöhen. Denn mit der Menge des überschauten Geschehens, dem man immer noch in's Einzelste zu folgen suchte, steigert sich der Zusammenhang in's Ungemessene. Kein Zweifel also, dass unser Denken da ein kürzendes Verfahren einschlagen muss. Es kann nur über lauter Zugeständnisse hinüber den Grundsatz retten.

Hier poche ich nochmals auf das Recht, die Aufgabe des unzerfallenden Denkens aus der Eigenart seines Stoffes herzuleiten, ohne Rücksicht darauf, in welchem Sinne und Grade dieser Stoff der Forschung erreichbar ist. Es sei für einen Augenblick Denken, Erkenntnis und Forschung, im Bilde auseinander gehalten als eine handelnde Person, ihr Streben, und ihr Handeln. Nach seinem Bezug auf die Forschung, auf das Handeln im Dienste der Erkenntnis, erscheint jeder Stoff unseres Denkens jeweilig als „Material“. Als Material geberdet sich der Stoff des unzerfallenden Denkens auch ganz anders, denn als solcher selbst. Der Lebensstrom verrauscht; bloss ein armselig Bruchteil der Erlebnisse überdauert sich selber, und erscheint im Gewande der Ueberlieferung, welcher Art immer diese sei, als „Thatsachen“. Das ist hier das Wenige vom grünen Handeln, das gleichsam in den Herbarien des Schrifttums aufbewahrt bleibt.

Die Forschung, das ist klar, muss sich schlecht und recht mit diesen blossen Mittlern des Stoffes abfinden; mit der „stellvertretenden Wirklichkeit der Thatsachen“. In der Klammer bemerkt, sind zum Beispiel alle Satzungen eine eigentümliche Abart, wie sich Erlebtes verbucht; man kann sie überhaupt als „Thatsachen vor der Wirklichkeit“ verbildlichen, und damit verbindet es sich, dass sie das Erlebte gleich in der Denkform des Zustandes überliefern; soweit sich ihre richtige Geltung nach Zeit und Ort bestimmen lässt. Mit Vorsicht behandelt, ergeben sie ein wertvolles Füllsel für die Lücken des eigentlichen Materiales, das ja im Lichte jener grundsätzlichen Erwägung nie anders als lückenhaft sein kann. Und so gilt überhaupt für die Forschung, dass sie scharren und graben muss nach diesen „Thatsachen“, um sich selber möglich zu machen. So gewaltig sticht das Verhältnis zwischen Forschung und Material von jenem anderen ab; von dem Verhältnis zwischen dem unzerfallenden Denken und seinem Stoffe, an dessen Ueberfluss das erstere ja hundertmal ersticken könnte. Das hindert aber nicht, dass unser Denken, dem gegenüber die Forschung ja nur die That ist, seine Angelegenheiten einzig mit dem Stoffe selber ordnet. Nur daraus leitet unser Denken in letzter Linie sein Streben ab; das will sagen, es setzt sich darnach eine Erkenntnis vor, ganz bestimmter Eigenart, in deren Dienst sich dann die Forschung stellt, als erfüllende That.

Auf der einen Seite stehen sich also Denken und Stoff gegenüber; das ist das grundlegende Verhältnis. Daraus ist das andere, jenes zwischen Forschung und Material im wesentlichsten Sinne schon bedungen. Nur

dort, vom Boden des grundlegenden Verhältnisses aus, entscheidet es sich, was wir vollbringen sollen und können; hier immer nur, wie wir es im Einzelnen vollbringen. Dort kommt es zwischen der Eigenheit des Stoffes und der sonstigen Eigenheit unsres Denkens zu einem Austrage, und so ergibt sich sowohl der grundsätzliche Inhalt, als auch die Möglichkeit der Erkenntnis. Erst auf dieser Grundlage baut sich dann das Verhältnis zwischen Forschung und Material auf. Hier, also in zweiter Linie, erhellen dann die Wege der Forschung, lösen sich die Fragen der Methode. Diese Dinge bleiben ausser Erörterung. Gerade nur der Hinweis sei eingeschaltet, dass alles Lösen jenes fundamentalen Problems — der erlebten Einheiten — auch der Forschung zugute käme, in ihrem engsten Betriebe. Es hängt damit zusammen, dass einerseits alle Ueberlieferung Worte beschreibt, und die Forschung andererseits nie allein die Glaubwürdigkeit der Aussage, immer auch die Denkbarkeit des Ausgesagten im Auge behält. Für solche Erwägungen wären nun dort die Grundlinien gezogen. Ich gehe aber nur auf das Verhältnis zwischen Denken und Stoff ein, um die Spielarten abzuleiten, in denen unzerfällende Erkenntnis möglich erscheint.

Diese Scheidung der beiden Verhältnisse sieht wieder nach Haarspalterei aus; hier tritt es thatsächlich ein, dass Wohl und Wehe des Gedankenganges sich innerhalb Haarsbreite entscheiden. Da muss „getüftelt“ werden. Man muss sich einmal klar darüber bleiben, dass die Betrachtung nicht gleich an das Abgeleitete anknüpfen darf, wenn der unversöhnlichste Gegensatz schon im Ursprünglichen klappt. „Thatsachen“ heisst es natürlich da und dort; in Bezug auf die Welt des Handelns genau so, wie in Bezug auf die Natur. Und abermals ist es der verwünschte Gleichklang eines Wortes, der unser Denken narrt. So verschleiert sich auch der grelle Gegensatz dessen, was da und dort hinter der „Thatsache“ steckt. Dort, für den Teil der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, ist eine zeitliche oder räumliche Abfolge von Erscheinungen, die sich aus der Beobachtung ergeben hat, in einer Aussage festgehalten. Die Beobachtung, nebenbei gesagt, ist hier eins mit der zerfallenden Wahrnehmung; und diese wieder mit dem Verzicht, das duldende Erlebnis gleich vom Boden des thätigen aus wahrzunehmen. Mit dem thätigen Erlebnis tritt eben das Zusammenhängen dazu, die Möglichkeit des Denkens. Jener Verzicht ist gleichsam an die Vertröstung gebunden, in der Anlehnung an viele Wahrnehmungen ein Denken zu ermöglichen, im Wege der Verallgemeinerung; und nicht mehr vom Boden des ertümlichsten Zusammenhanges aus, der mit dem thätigen Erlebnis vorliegt, aber doch nach seinem Vorbilde: indem aus dem stets persönlichen Zusammenhang „Streben und Erfolg“ der rein unpersönliche Zusammenhang „Ursache und Wirkung“ wird. Für die zerfallende Wahrnehmung hat uns das Handeln selber geschult; und ihre hohe Weiterbildung innerhalb aller Naturwissenschaft hat es dazu gebracht, dass sie uns das ganz Selbstverständliche ist, und das Primäre scheint. Nur bei der „Selbstbeobachtung“, da hat es seinen Haken; obwohl zweifellos auch hier schon das lebendige Denken in der Zerfällung irgendwie vorangeht. Wohin hier die Gefahren treiben, davon legt symbolisch schon der einschlichtige Name „Psychologie“ Zeugnis ab; hinter dem sich auch in der Sache noch nicht die rechte Klärung vollzogen hat, die zwischen dem Walten zerfallender, und jenem der unzerfällenden Erkenntnis doch so brennend nötig erscheint. Hier droht in

allen Stücken die Verquickung Beider; zum Beispiel gleich in dem kuppelrischen Worte „Trieb“, wie es über die Nationalökonomie herfällt, geben sich zerfallende und unzerfallende Erkenntnis ein unerlaubtes Steildiebstahl; fast so arg, wie im Fluchworte alles klaren Denkens: „Wert“.

Nun gilt gegenüber der Natur nur das Streben nach dem Einerlei. Denn wir können einmal das uns Fremde nie in seiner Einheit begreifen; daher auch der bloss gedachte „Kausalzusammenhang der Natur“ gar nicht heranreicht an das Eine Gewebe der Erlebnisse. In Bezug auf die Natur bedeutet also die einzelne „Thatsache“ überhaupt nur soweit etwas, als sie das Glied einer Reihe vorstellt, längs der sich eine Verallgemeinerung vollziehen kann. Die einzelne Thatsache, die hier nie ein „Ereignis“ in einer Aussage festnagelt, ist also nie im engeren, wärmeren Sinne ein „Faktum“. Sobald jene mögliche Verallgemeinerung einmal wirklich vollzogen ist, haben sämtliche „Thatsachen“, die ihr unterliegen, sich gleichsam überlebt; sie bedeuten nun so etwas wie blossen Abfall der Forschung, auf den die letztere nur unter Umständen zurückgreift. Sogar jede Ueberprüfung bedient sich in aller Regel anderer „Thatsachen“, die wir nur unter Bezug auf andere und gesicherte Verallgemeinerungen als die „gleichen“ ansehen. Beispiele wären hier besonders aus der Methodologie des „Experimentes“ zu erholen; das gründet sich ja im Wesen auf jene „Wiederholung“, und hat mit dem sogenannten „Experimentieren“ in lebendigen Zusammenhängen des Handelns ungefähr so viel gemein, wie das „Tänzeln“ der Wellen mit einem getanzten Walzer.

Auch hier kann ich nicht dem Besonderen jener Wissenschaften nachgehen, die sich ganz aus der Reihe herausstellen, wie vor Allem die Geographie. Da geht man von Haus aus nur dem Nebeneinander der Erscheinungen nach. Das Streben nach dem Einerlei ist grundsätzlich genau so vorhanden, stellt sich aber thatsächlich unter etwas Anderes. Zerfallende Erkenntnis ist auch in der Geographie thätig; daher ihr Zehren von allen Naturwissenschaften. Aber in ihrer Aufgabe ist diese zerfallende Erkenntnis dem Bedürfnis der unzerfallenden Erkenntnis untergeordnet; und nur so wird sie auf den Auch-Zusammenhang jenes Nebeneinanders gehetzt. Im thatsächlichen Erfolg wird eben mit der Geographie eine Lehre bestimmter Determinanten des Handelns ausgebaut. So nahe die Geologie der Geographie zu stehen scheint, und so gross die Wechselbeziehung Beider ist, so ist jene erstere Wissenschaft doch schon ungleich mehr Naturwissenschaft im Wesen. Ihre Domäne ist die gedachte Zeit, als der eine Zeitverlauf; denn nach ihren „Perioden“ hin sind ja die Schlüsse durch das naturwissenschaftliche, das verallgemeinernde, dem Gesetze nachgehende Denken hindurchgezogen.

Mit den „Thatsachen“, die irgendwie Erlebtes verbuchen, ist es von Haus aus ein ander Ding. Hinter jeder dieser „Thatsachen“ verbirgt sich gleichsam ein ganzer Stern von Zusammenhängen, denen entlang wir sofort weiterdenken können; nach dem Vorbilde unseres eigenen Handelns, auf Grund unserer ganzen „Lebenserfahrung“, im Handeln und Erdulden. Unter Umständen scheinen zwar auch diese „Thatsachen“ nur dafür gut, um ein Denken in Zustand und Entwicklung zu ermöglichen; und dann eben auf „thatsächlicher Grundlage“. Dabei kann es scheinbar auf ein blosses Anreihen von Grössen ankommen, deren Zahlenbewegung wir dann wieder

in einer bestimmten Umformung erfassen, als den numerischen Wandel, das Auf und Ab der „Reihengrösse“. Es ist die Art, wie wir zum Beispiel schon im gewöhnlichen Leben vom „Steigen des Mietpreises da und dort“, oder von der „Abnahme der Bevölkerung“ sprechen. Das gehört aber schon in die Methodologie, die in dieser Richtung aus dem Alltag heraus sich fortsetzt; diweil dieser, nüchtern wie er ist, im Grossen und Ganzen überhaupt nur im „rechnenden“ Sinne an sich selber denkt. Nun soll dann sofort erhellen, dass Zustand und Entwicklung auch nur ein Umweg sind, auf den das Streben nach der Einheit gedrängt wird. Im Grundsätze läuft es somit stets darauf hinaus, aus jenen ausgetrennten Sternen das Eine und grosse Gewebe geistig nachzuschaffen, das uns mit seinen lebendigen Ausläufern als Schicksal umgürt. In dieser Nachschöpfung der All-Einheit des Handelns finden auch die geringfügigsten jener „Thatsachen“ ihren dauernden Platz. Keine von ihnen ist als Abfall zu verwerfen. Auch jene Thatsachen nicht, die in Zustand und Entwicklung aufgehen. Auch Diese überleben sich nie, sondern bleiben nach wie vor die Kronzeugen jenes Lebens, für das Zustand und Entwicklung bloss die gedanklichen Surrogate sind. Es gehört eben schon jene Verkennung durch Mark und Bein dazu, um gegenüber dem einheitlichen Ganzen dieser lebenswarmen „Thatsachen“ von einem „ungeregelten Haufenwerk“ zu sprechen, in das nun erst rechte Ordnung zu bringen wäre. Natürlich im Sinne des alleinseigmachenden „Gesetzes“, und womöglich noch unter vollbrüstigem Hinweis auf das „Walten der ewigen Naturgesetze“, und derlei schiefgetretenen Redensarten, deren Fetischismus hierbei gerade dem naturwissenschaftlichen Denken in der Seele zuwider sein muss.

Der „tüttelig“ aufgebaute Satz, dass das Verhältnis zwischen Denken und Stoff jenes zwischen Forschung und Material schon wesentlich bedingt, dieser Satz lässt eine Art Gegenprobe zu. Dem letzteren Verhältnis entspricht das Verhalten des Forschers gegenüber den „Thatsachen“. Aus Diesen selber kann aber der Forscher doch nicht erfahren, was er mit ihnen zu thun habe; das erinnerte ein bisschen an die „Selbstbewegung eines Systemes“. Es muss also etwas da sein, das uns im rechten Umgang mit den „Thatsachen“ unterweist. Und darüber steht die lehrhafte Entscheidung in jeder Hinsicht jenem grundlegenden Verhältnisse zu, zwischen dem unzerfallenden Denken und seinem Stoffe. Für den besondern Fall der Historik liegen zwar just diese grundsätzlichen Verhältnisse so flach auf der Hand, dass sich diese Wissenschaft mit gutem Rechte mehr um das Weitere, ich möchte sagen, mehr um die „Durchführungsvorschriften“ gesorgt hat; nennen wir als rundes Beispiel die Quellenkritik. Auf die tieferen Fragen — die es bleiben, so flach ihre Antwort auf der Hand liegt — ist die Historik immer erst dadurch gedrängt worden, dass sie jeden Augenblick sich anderer „Reformatoren“ zu erwehren hat. Denen liegt wohl das Richtige hier gar zu nahe, zu sehr auf der flachen Hand, um diese nicht lieber zu schliessen, und mit der Faust der „gesetzlichen“ und „ursächlichen Erklärung“ dreinzuschlagen. Je befriedigender aber die „reformierten“ Leistungen ausfallen, desto weniger kann es im Sinne der Selbsttäuschung sein, die hier aus der Historik „erst eine Wissenschaft machen“ will. Dann wird höchstens statt Historik einfach Nationalökonomie erzielt; im einzelnen Fall sogar eine

so wertvolle, dass es in der Sache nichts verschlägt, wenn da im Aeusseren nur eine Historik vorliegt, die ihren Beruf verfehlt hat.

Eine Stelle sei herausgegriffen, für die sich die Gebundenheit alles Forschens an jene grundsätzlichen Erwägungen noch am Besten in Kürze zeigen lässt. Vom Nationalökonomien sei hier abgesehen; der kann alles verwenden, gerade auch das Kleinzeug der „Thatsachen“. Ihm kommt zum Beispiel auch eine „Schlosserrechnung Goethes“ gelegen; nur eben als Schlosserrechnung pure et simple! So widerstrebend uns auch der Gedanke ist, dass sogar das Ewige Licht eines solchen persönlichen Weisers verlöschen muss, genau so, als ob es sich um die Schlosserrechnung von Hans Piepenbrink handeln würde. Der Historiker also, von dem hier allein die Rede ist, muss unter den „Thatsachen“, die ihm verfügbar sind, oder erst erreichbar scheinen, eine Auswahl treffen. Die Forschung selber, die entbehrt auch hier der allgemeinen Erwägung leichten Herzens. Wie in keiner anderen, triumphiert in der historischen Forschung die Empirie. Sie, die dem grünen Handeln nacheifert, zehrt eben wie keine andere vom „ganzen Menschen“; verlangt aber auch den Vollmenschen. Zugleich darf man es dem Historiker, der dem Leben so tief in's Antlitz schauen muss, am wenigsten verargen, wenn er an grauer Theorie kein Gefallen findet.

Jener Auswahl unter den „Thatsachen“ scheint nun die allgemeine Erwägung leicht vorgezeichnet: Man nimmt eben einfach eine „Wertung“ der „Thatsachen“ vor, scheidet danach den Weizen der „historisch wertvollen“ von der Spreu der „historisch wertlosen“. Nun, der Sache nach hüllt sich in diese Verweisung auf den „historischen Wert“ nichts anderes, als eine Rückverweisung auf den einzelnen Fall; vor dem man zweifellos klug steht, kraft der Gewalt des gesunden Menschenverstandes über nächstliegende Erwägungen; aber auch nicht um ein Haar klüger wie zuvor. In der Form also läuft hier die Empirie über den Unweg eines blossen Wortes in sich selber zurück. Für die Theorie kommen die Schallwellen des Wertlautes auf; die gewiss sehr feierliche sind, weil aus ihnen der natürliche Respekt unseres Denkens vor seinem Grossen Helfer herausklingt; wie es ähnlich zwischen dem Kranken und Arzt, oder Gelehrten und Bibliothekar zutrifft. Dem Forscher, um es zu wiederholen, dürfen diese allgemeinen Erwägungen für seine eigene Arbeit herzlich gleichgiltig bleiben. Ihm verschlägt es daher auch nichts, wie immer jenes verlogenste aller Worte auch hier sein Unwesen treibt, und welche Verdienste es sich um unsere Erkenntnis erwirbt. Nun ist aber die Neugier nicht unbefugt, und ihre Stillung nicht in allen Fällen unerheblich, wie denn eigentlich jener lösende Gedanke aussieht, über den man sich so bequem ausschweigt, indem man tiefbewusst und salbungsvoll ein Wort ausspricht. Beim Hängen am Worte weiss man ja zu keiner Zeit, von wieviel Dingen wir nichts wissen, die aber noch lange nicht unser Ignorabimus, sondern schlichtbürgerlich unsere Ignoranz berühren. Besonders jenes verdächtige „Lieblingswort der Gegenwart“, wie es höchst treffend genannt wurde, ist allezeit ein Feigenblatt unserer Wissensblösse. Und hier handelt es sich um ein Wissen höchst bescheidener Güte, fast um einen Gemeinplatz; der dennoch gewusst sein will, und nicht bloss gewörtelt. Es ist aber klar, die Einsicht in den allgemeinen Grund der Auswahl, die kann nur aus der Erkenntnis entspringen, weshalb es überhaupt zu einer Auswahl kommt; der Scheidegrund der Wahl hat notwendig mit dem Daseins-

grund des Wählens zu thun. Der aber fällt ebenso klar in den Bereich der allgemeinen Erwägungen, die ich nun pflegen will. Aus Diesen muss sich also auch die Richtschnur der Auswahl ergeben; gleichsam als eine der Verlängerungen, die über das grundsätzliche Verhältnis zwischen Denken und Stoff sich hinüberziehen lassen nach dem zwischen Forschung und Material. Ihr wirklicher Zug bedarf kaum der Andeutung.

Unser Denken wird der Welt des Handelns einmal nicht anders gerecht, als durch ein kürzendes Verfahren. Da steht es nun vor einer recht klaren Wahl. Es hält sich entweder an das erlebte Geschehen selber, an das grüne Handeln, muss daraus aber nach jenem Wenigen trachten, das ihm den ungeheuren Rest entbehrlich macht. Oder es geht von Haus aus in Bausch und Bogen vor, um auf solche Weise das erlebte Geschehen in seiner breiten Gesamtheit zu bewältigen. Da und dort ist das Ziel das nämliche: die All-Einheit dieses Geschehens zu begreifen. Kommt es also im ersten Fall auf eine Auslese im Stoff an, so fallen jene Handlungen in Betracht, die an den Linien des dichtesten Zusammenhanges liegen; über die sich die Hauptadern des Allzusammenhanges hinziehen. Und wenn es sich im zweiten Falle um eine gedankliche Bewältigung des Stoffes handelt, so kann dies nur eine solche im Sinne von Zustand und Entwicklung sein; weil da allein das Geschehen nicht vom Zeitalaufe abgelöst wird, neben dem ja der Allzusammenhang einhergeht.

Damit liegen schon die beiden Spielarten vor, in denen unzerfällende Erkenntnis möglich erscheint. Von ihnen ist die eine genau so unentbehrlich wie die andere; denn keine reicht allein aus, um der Welt des Handelns gerecht zu werden. Nicht, als ob sich diese Welt im Lichte solcher Erkenntnis fälschte. Man könnte eher sagen, sie verebnet sich; ähnlich wie es beim Zeichnen eines körperlichen Gebildes eintritt. Namentlich das „geometrische“ Zeichnen, jenes nach „Grundriss und Aufriss“, kann hier als Gleichnis dienen. Wie Aufriss und Grundriss je für sich nur unvollkommen sind, aber auf's Beste sich ergänzen, genau so halten es auch jene beiden Spielarten unzerfällender Erkenntnis. Aber wie der Zeichner dem körperlichen Gebilde überhaupt nur im Sinne von Aufriss und Grundriss nachzueifern vermag, so weiss unser Geist auch nur in jenen beiden Arten der Welt des Handelns beizukommen. Nun liegt es sofort nahe, die beiden Spielarten möglicher Erkenntnis als die letzten Daseinsgründe von zwei Wissenschaften anzusehen. Von Diesen gilt dann, dass sie einander ergänzen. Allein, weder könnte die Eine jemals in die Andere aufgehen, noch wäre neben ihnen eine dritte Wissenschaft möglich, die in erschöpfender Vollkommenheit sie beide aufwiegen würde. Diese dritte, vollkommene Wissenschaft, die ist für unseren Geist genau so unmöglich, wie dem Zeichner eine Nachgestaltung des körperlichen Gebildes selber.

Man darf diese beiden Spielarten unzerfällender Erkenntnis nicht mit ihren Voraussetzungen verwechseln. Die Eine setzt voraus, dass wir das erlebte Geschehen so zu denken vermögen, wie es erlebt wird. Die Andere setzt voraus, dass wir das erlebte Geschehen als Zustand und Entwicklung denken können, in diesen Formen blossen Wissens von ihm. Sagt man aber

da und dort das Gedachte in Worten aus, dann ergibt sich dort der Bericht über das erlebte Geschehen, hier aber die Schilderung von Zustand und Entwicklung. Diese Trennung ist abermals nicht mit den Worten „Bericht“ und „Schilderung“ gegeben, sie schmiegt sich vielmehr dem ganzen Gedankengange ein. Auch da wäre es in Grund und Boden verfehlt, in den nennenden Worten nach der Sache zu klügel, oder gar aus ihrem Namen gegen die Sache zu argumentieren. Genug, wenn die Nennung nicht gegen das Sprachgefühl verstösst; jene scholastischen Unarten aber muss man endlich einmal ablegen. Die Worte sind für unser Denken da, aber unser Denken nicht für die Worte.

Wo immer wir dem Erlebten durch seine Aussage nahefeiern, da ist ein Wechsel zwischen Bericht und Schilderung nicht bloss möglich, bis zu einem gewissen Grade ist er einfach notwendig. Der Bericht über ein Geschehen in seiner Erlebtheit, über grünes Handeln, drängt früher oder später dazu, den Hintergrund der bedingenden Zustände und Entwicklungen zu schildern. Die Schilderung aber von Zuständen und Entwicklungen, zu denen erlebtes Geschehen vor unserem Denken gerinnt, sie leitet schliesslich doch auf einen Bericht über grünes Handeln hin, das irgendwie in Wiederkehr und Gliederung eingegriffen hat. So helfen Bericht und Schilderung einander stetig aus, wo immer über die Welt des Handelns nachschöpferisch auszusagen ist. Sie gleichen darin den Messern einer Schere.

Es gilt daher keineswegs von den Wissenschaften, denen je eine Spielart der unzerfallenden Erkenntnis zum Lebensnerv wird, dass die eine nur durch Berichten, die andere nur durch Schildern ihre Aufgabe erfüllt. Dennoch wird man die eine als die berichtende kennzeichnen dürfen; obwohl sie ihren Bericht fortwährend durch Schilderungen unterbricht, und um so mehr, je vollkommener sie ihren Bericht liefern will. Die Andere wird man umgekehrt die schildernde nennen dürfen, wenn sie auch ihre Schilderung fortwährend mit Berichten untermischt, oder doch auf Berichte sich beziehen muss; einfach, um die Schilderung selber vollkommener zu machen. Das wesentliche Uebergewicht des Berichtes dort, hier der Schilderung, hängt mit der Erkenntnisaufgabe dieser Wissenschaften zusammen: das Begreifen der All-Einheit. Bei der berichtenden Wissenschaft geschieht es eben an der Hand des Berichtes, bei der schildernden an der Hand der Schilderung, dass unserem Begreifen jene All-Einheit näher geführt wird. Dort wird der Bericht, hier aber die Schilderung gleichsam zum Rückgrat. Diese Scheidung ist notwendig, weil sich der Allzusammenhang bloss auf die eine, oder auf die andere Weise so erschliessen lässt, dass er eine Sache unseres Begreifens wird. Unserem Geiste ist es einmal nicht gegeben, die Welt des Handelns in ihrem Allzusammenhang anders zu meistern, denn im blossen Aufriß, oder im blossen Grundriss. Das sind die Bilder der hier unvermeidlichen Vereinfachung; jener Vereinfachung, die nichts mit der naturwissenschaftlichen gemein hat, weil sie nicht auf das Erfassen des Einerlei, sondern auf das Begreifen der Einheit zugespitzt erscheint. Von diesen blossen Bildern dringe ich nun in beiden Richtungen rasch zur Sache vor.

Zunächst über die berichtende Wissenschaft. Im Grundsatz folgt da unser Blick dem Geschehen in seiner Erlebtheit, dem grünen Handeln; das von Determinanten der mannigfaltigsten Art, sinnlicher, seelischer, zu-

ständlicher Natur, umrahmt erscheint, zwischen denen es sich, ewiglich vor Streben zu Erfolg fließend, durchwinden muss. Es liegt also nahe, wie sich hier die All-Einheit im Grundsatz erschliesst: als jenes, längs dem Zeitverlaufe gesponnene Netz von Handlungen, mit dem wir das derbste Geäder im Allzusammenhang überblicken.

Aber wie es nicht anders möglich ist, beflüssigt sich unser rückschauendes Denken, das auch in der Wissenschaft rege ist, aller Umformungen, die schon dem lebendigen Denken geläufig sind, dem am Handeln selber beteiligten. Dazu gehört vor Allem die Stückelung des erlebten Geschehens zu aller Art „Geschettnissen“, und deren Verschmelzung zu aller Art „Vorgängen“. Dazu treten auch alle „Bestände“ und „Fortbestände“. Lauter Umformungen, für welche das „Zuständliche Gebilde“ das einzig deutlicher berührte Beispiel bleiben darf, weil es sich einfach um die „Kategorien“ handelt, in denen wir im Leben selber über das Leben denken. Hier im Augenblick kommt es nur auf ihre rohe Gesamtheit an, und so genügt es, wenn von den Einzelheiten nur die blossen Gattungsnamen aufplattern. Denn es fällt diese Gesamtheit ja mit der schlichten Möglichkeit in eins, über unser Handeln überhaupt sprechen zu können. Auf dieser Möglichkeit ruht auch die berichtende und die schildernde Wissenschaft.

Es kehren sich aber jene Umformungen nicht bloss gegen das erlebte Geschehen selber, gegen das persönliche Handeln; sondern auch gegen das oberpersönliche Handeln. Sie treten also im Bunde mit etwas auf, was selber schon eine Umformung darstellt, die aber für die Lage der berichtenden Wissenschaft von ausnehmender Bedeutung ist. Die Umformung, die mit dem oberpersönlichen Handeln vorliegt, ist von Haus aus ein Fingerzeig der Auslese, zu der die berichtende Wissenschaft gedrängt wird. Hinter dem oberpersönlichen Handeln verbergen sich allemal Handlungen, die an den Linien dichterem Zusammenhanges liegen. Um so dichter, je unspannender das Zuständliche Gebilde ist, dem dieses „höhere“ Handeln zugeschoben wird. Bei dieser Umformung folgt unser Denken ja den Strömungen der strömenden Einheiten; diese Strömungen, und das derbste Geäder im Allzusammenhang, das sind Bilder der gleichen Sache. Da und dort unterliegt jenes erlebte Geschehen, das dem Wägegrund der Auslese Genüge thut: das Wenige zu sein, dessen Besitz den ungeheuren Rest entbehrlich macht. Vom Boden des Erlebens aus, der bei jenen wegweisenden Umformungen verlassen ist, sind es die „geschichtlichen Handlungen“; im altväterischen Ausdruck einer nie veraltenden Sache: die „Haupt- und Staatsaktionen“.

Der Umstand in der That, dass die umgreifendsten der Zuständlichen Gebilde, die noch das lebendige Denken selber umformt, auf den Namen „Staat“ hören, er lässt den vielgeschmähten Hang nach dem „Staatlichen“, dem „Politischen“, der gerade der leistungsfähigsten Historik eigen ist, im rechten Lichte schauen. Die Sache liegt wirklich nicht so, dass da eine „Politische Geschichtsforschung“ unter vielen anderen steht, die ihr, als einem „überwundenen Standpunkt“, kaum das gleiche Recht zubilligen. Welche Bewandnis es um die sonstigen „Geschichten“ dieser Art Scheidung hat, kommt noch zu flüchtiger Erwähnung. Aber die Wissenschaft, die mit dem Blick auf das grüne Handeln das Erlebte um seiner selbst willen, echt erfahrungswissenschaftlich also, zu erledigen sucht, und dann eben so, wie es dem Wesen des Erlebten genehm bleibt, im Nacheifern der All-Einheit des

Geschehens, diese Wissenschaft ist „Politische Geschichtsforschung“, oder sie ist überhaupt nicht. Die Zustände, mit deren Schilderung sie ihren Bericht untermischt, sind notwendig in erster Linie die, von denen das oberpersönliche Handeln am unmittelbarsten determiniert wird. Sie zielen also auf den Gliederbau jener unspannendsten der Zuständlichen Gebilde ab, der „Staaten“. Es sind die Zustände, an die uns das Wort „Verfassung“ erinnert; leider mit einem juristischen Beigeschmack, der mehr als entbehrlich ist. Gewiss handelt es sich da vor Allem um „Rechtsverhältnisse“. Aber es ist etwas Anderes, alles Geschehen nur aus dem juristischen Gesichtspunkte, und etwas ganz Anderes, umgekehrt auch das „Rechtliche“ nicht minder aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, der allein dem Geschehen, dem Handeln selber sein Recht läßt. Von einer Einschränkung auf das, was zweifellos an erste Stelle gehört, ist natürlich keine Rede. Es gibt überhaupt nichts, was der Historiker zu übersehen brauchte; sei es nach dem Klang welcher Worte immer aus der All-Einheit des Geschehens herausgebissen. Dieser All-Bezug liegt einfach schon in dieser All-Einheit des Erlebten enthalten. Wer Dieser nacheifert, mit dem Blicke auf das grüne Handeln, wird trotz des notwendigen Ausganges vom „Politischen“ ganz von selber dazu gedrängt, jenen All-Bezug in Ehren zu halten, nach „Vollgeschichte“ zu streben. Aber die Orgel der Schilderung von Zuständen kann mit noch so vielen Registern tönen, um den „Bardengesang“ zu begleiten, so führt mit dem letzteren doch der Bericht die Stimme. Er allein eifert hier der Einheit nach, in der das erlebte Geschehen um seiner selbst willen erschlossen sein will. Alles Andere ordnet sich dieser Einheit unter; es sonderit sich nicht, um eines fremden Gesichtspunktes willen, zu einer Einheit für sich aus. „Vollgeschichte“ ist niemals die Addition von allen möglichen und einigen unmöglichen der „Geschichten“. Es ist ihr völliges Ineinander, in innigster Verschmelzung; jener All-Einheit anempfinden, die mit dem Blick auf das grüne Handeln nie anders erschliessbar wird, als so, dass allezeit Rückgrat bleibt der Bericht vom wichtigsten Geschehen.

Mit diesem Versuche, gleich hier den Gesichtspunkt über das wort-selig gewähnte „Gebiet“, im Grunde also unser Denken über das anmassende Wort obsiegen zu lassen — die Quintessenz der Antwort auf diese Ersten Fragen auch der Nationalökonomie — damit bin ich der Sache um mehrere Schritte voraus, die ich jetzt nachhole. Von allem Bezug zwischen der berichtenden, als einer aus den Verhältnissen unserer Erkenntnis möglichen, und der Historik als einer gewordenen Wissenschaft, sei nun wieder abgesehen. Darauf soll uns der Gedankengang erst hindrängen.

Die Umformungen von der Art des „Geschehnisses“, des „Vorganges“, und des oberpersönlichen Handelns, die auch im Bunde zusammen auftreten, haben etwas gemein. Mag ihr Griff in das erlebte Geschehen hinein noch so herzhaft raffend sein, sie belassen das Geschehen, auch nachdem es in diesen Arten umgeformt ist, als ein fließendes; zunächst mit zeitlichen und örtlichen Weisern. Auf seine Zusammenhänge hin fließt es vor unserem Denken im Bette von Zuständen dahin; man denke gleich an, das Ausfließen des oberpersönlichen Handelns aus dem Allzuständlichsten dem Zuständlichen Gebilde. Genau so erscheint dieses fließende Geschehen von Entwicklungen begleitet, oder auch durchkreuzt. Beides, Zustand und Entwicklung, kommen dabei in irgend einer Weise immer unter den Determi-

nanten des Geschehens in Anschlag, deren Kreis hiermit um die zuständlichen erweitert wird. Zugleich aber beruft sich dieses Geschehen, und das oberpersönliche Handeln wenigstens mittelbar, auf die ursprünglichsten Einheiten des Handelns. Diese entschwinden unserem Geiste nur dort, wo das Denken in den vielerwähnten Formen den Ton angibt. Mit jenen Umformungen jedoch rückt hier an allen Stellen Person und persönliches Leben in den Vordergrund. Das gilt auch von den „Geschelmissen“ und den „Vorgängen“ des oberpersönlichen Handelns; man denke einfach an die Sachwalter dieses letzteren. Trotz seiner Umformung wahrt sich also das Geschehen neben seinem zeitlichen und örtlichen stets auch seinen persönlichen Weiser. Kraft dieser einweisenden Dreiheit sichert sich das Geschehen seinen Platz in dem Einen und grossen Gewebe; es macht damit aber auf seinen ureigenen Gehalt Anspruch. Es erscheint als etwas, das auch vor unserem Denken im greifbaren, praktisch werdenden Sinne nur mit sich selber da ist, in diesem Sinne sich „ereignet“. Diese Umformungen geben sich somit als „Ereignisse“. Das erlebte Geschehen selbst, das grüne Handeln, ist deshalb nicht Ereignis, weil es beharrlich mit unserem Ich zusammenbleibt; sei es im Erleben selber, im Mitleben, oder im Nachleben. Ereignis ist immer umformend Ausgesondertes. Wenn wir uns trotzdem oft genug bewusst sind, einem Ereignis beizuwohnen, so folgt hier entweder die Aussonderung auf dem Fusse; es geht uns sofort ein Licht darüber auf, das hier etwas auszusondern sei, das für alle Rückschau einen Anhalt bietet — als ein deutlicher Scheideweg der Linien des zusammenhängenden Geschehens, als „dramatischer Punkt“ — oder es hängt dieser Eindruck daran, dass wir in die Zukunft voraus genau so umformend, Ereignisse aussondernd denken, wie in die Vergangenheit zurück; diese Gleichheit des rück- und des vorschauenden Denkens wird sich an unseren letzten Formeln bewähren. Und so kommen wir in die Lage, Ereignissen auch „entgegen“ zu sehen.

Wie in der „kleinen“, unserer engeren Welt, so auch in der „grossen“. Für die Rückschau sind die Ereignisse der Anhalt. In ihrem, den Zeitlauf begleitenden Zusammenhang, sei er nun wie immer dicht bestockt und verschlungen, bedeuten diese Ereignisse die Art, wie sich unserem Denken jenes Netz von Handlungen darstellt, das hier im Grundsatz zu suchen ist. Aus den Handlungen, die an den dichtesten Zusammenhängen liegen, werden Ereignisse des wichtigsten Geschehens. Es ist nur ein dürftiger Abhub von dem Einen und grossen Gewebe der Erlebnisse, was sich da unserem geistigen Blicke darthut. Wieviel in Menschenschicksal hämmendes Geschehen geht zum Beispiel dem genauesten Bericht über eine „Schlacht“ verloren, der sich ja nach allen Seiten hin zur blossen Schilderung ausweiten muss. Und doch nie anders, als mit jenem zeitflüssigen Gewebe von Ereignissen, wird uns die All-Einheit des erlebten Geschehens begreifbar, soweit wir sie mit dem Blicke auf das grüne Handeln durchschauen; stets nur zur Not, zur Not aber immerhin, mit der Freiheit endloser Vervollkommnung. Jener Abhub vom lebendigen Gewebe, das ist die Welt des Handelns im Aufrisse. Auch dieser Aufriss ist zunächst nur ein Ding der Vorstellung; aber hier ist das Mögliche im Auge behalten. Die berichtende Wissenschaft macht diesen Aufriss zur Thatsache; er bedeutet für diese Wissenschaft schlechthin den Gegenstand. Nicht zu verwechseln

mit den engeren Gegenständen ihres Denkens. Aber er ist selbst noch, als der allumfassende, einem Worte verhaftet, schon für das urwüchsige Denken. Denn als Name für jenes zeitflüssige Gewebe der Ereignisse liegt jenes Wort „Geschichte“ bereit, mit dem unser Deutsch die All-Einheit des erlebten „Geschehens“ so hübsch zu stammeln weiss.

Nun die Verhältnisse der schildernden Wissenschaft. Da wir beim Denken von Zustand und Entwicklung das Geschehen aus seinen erlebten Zusammenhängen lösen, ist es nicht sofort klar, wie man auch auf diesem Wege der All-Einheit nacheifern kann. Nun, das Auslösen trifft ja zu. Erstens aber hängt das Ausgelöste in sich zusammen; und um so mehr, je weiter der Zustand gespannt ist. Zweitens ist in Zustand und Entwicklung doch erlebtes Geschehen geronnen. Von Diesem gilt, was ich für den besonderen Fall der „Thatsachen“ aus der Welt des Handelns erwähnte; wir können da überallhin weiterdenken. Dem zuständlich erfassten Geschehen entspricht zwar kein blosser Stern von Zusammenhängen; denn mit dem Geschehen sind auch seine Zusammenhänge zuständlich erfasst. Man könnte eher von einer ganzen Spule wiederkehrenden Zusammenhanges sprechen, die sich mit der Wiederkehr des Geschehens fortwährend auf- und abwickelt. Nun ist aber das Geschehen, nach dem diese Zusammenhänge hinlaufen, auch wieder als Zustand erfassbar. Dann haspeln sich die zuständlich erfassten Zusammenhänge von Spule zu Spule, ohne abzureissen, solange die Wiederkehr anhält. Das Beispiel des Zuständlichen Gebildes hat ferner gelehrt, wie die Zusammenhänge des wiederkehrenden Geschehens zum Schliessen kommen; so zwar, dass sie fortwährend in sich selber zurücklaufen. Jedes Zuständliche Gebilde ist ein ausgegliedertes Ganzes jener Spulen. Allein noch über diese Einheiten hinaus setzen sich die Zusammenhänge fort, in steigender Verwicklung doch immer wiederkehrend. So etwa rückt die Vorstellung nahe, dass sich schliesslich auch der Allzusammenhang des erlebten Geschehens in's Zuständliche umlegen lässt; als surrende Wiederkehr aller Zusammenhänge, im Rahmen eines weitesten, allumspannenden Gebildes. Ein Zuständliches Gebilde, das quer über den Zeitenlauf spreitet, mit seinem umgliedernden Wandel aber dem Zeitenlauf entlang sich dehnt, und dergestalt alles erlebten Geschehens in Bausch und Bogen Herr wird. Vor unserem Geiste haspeln sich dann die Zusammenhänge von Spule zu Spule, von Spindel zu Spindel, und ergeben zu jedem beliebigen Zeitpunkte annähernd ein ständiges Flechtwerk, das auch über dem Wandel der Spulen und Spindeln nicht in Verwirrung gerät, sondern mit ihm Schritt hält, in mählicher Aenderung.

Es ist klar, dass sich die schildernde Wissenschaft überhaupt an die Zuständlichen Gebilde halten muss, an diese summarischen Umformungen des Erlebten. Sie erfüllt ihre Aufgabe, indem sie diese Gebilde in ihrem Ineinander und Nebeneinander, nach Zustand und Entwicklung schildernd auflöst. Auch nach ihrer Einordnung in jenem höchsten der Zuständlichen Gebilde. Mit ihm ist die All-Einheit des Geschehens, zunächst rein der Vorstellung nach, zuständlich erfasst, und denkend ausgestaltet.

Dieses allumfassende Gebilde bedeutet die Welt des Handelns im Grundriss. Es durch ein Schildern nach Zustand und Entwicklung aufzulösen, aus einem

Ding der Vorstellung zu einer Sache zu machen, mit der wir den Allzusammenhang begriffen haben, ist die Aufgabe der schildernden Wissenschaft; jenes Gebilde daher schlechthin ihr Gegenstand. Aber da zeigt es sich nun, wie sehr diese Umformung eine That des wissenschaftlichen Denkens bleibt; wie sehr dieses Gegenstück zur „Geschichte“ eine bloss theoretische Gestaltung ist, die dem lebendigen, urwüchsigen Denken nicht im Traume einfällt. Es mangelt hier nämlich das kurze Wort, das als Namen dienen könnte.

Zu jener Umformung, eines allumspannenden Gebildes, liegt nur soweit eine Befugnis vor, als es schon im Zusammenhängen aller mit allen Handlungen enthalten ist, dass auch hier keine fremden Mittelglieder einspielen. Von dieser Seite her gesehen, strömt eine in sich ruhende Einheit des Handelns dahin. Von einem Gebilde aber ist es nur der Schatten; sein Gliederbau kommt für die Umformung gar nicht in Betracht. Ein Umstand, auf dem ich nicht verweilen kann, weil ich beim Zuständlichen Gebilde selber von seinem Gliederbau absah, und nur schlechthin, wie es für unsere Formeln in Betracht fällt, von seiner Gliederung gesprochen habe. Allein, alle begleitenden Umstände erinnern da an ein Zuständliches Gebilde. Jeglichem Geschehen geht hier der persönliche Weiser verloren; selbst der zeitliche und örtliche Weiser stumpfen sich zu rohen Grenzen von Zustand und Entwicklung ab. Im Grundsatz gilt Dies auch von der verschwindenden Minderheit jener Handlungen, nach denen die berichtende Wissenschaft Auszug hält. Nur in der Thatsache, beim auflösenden Schildern, das aus diesem Grunde von Berichten durchsetzt ist, kommen jene Handlungen zu Ehren; soweit sie in die Massen des „namenlosen“ Geschehens wuchtig eingreifen, Entwicklungen auslösen, oder Zuständen widerstreiten. Sie spielen hier nicht das Wenige, das uns den ungeheuren Rest entbehrlich machen soll, und dessen Bericht die Stimme führt; die Stimmführung bleibt hier der Schilderung vorbehalten, und das fliessende Geschehen kommt ganz ähnlich als Determinanten des zuständlichen in Anschlag, wie dort das zuständliche als Determinanten des fliessenden Geschehens. Der Rollenwechsel, der hier eintritt, lässt sich etwa an dem Gleichnis verdeutlichen, dass dort ein Porträt mit landschaftlichem Hintergrunde, hier die Landschaft mit Staffage vorliegt. In der That, auch dem darstellenden Künstler ist hiernit eine Wahl aufgezwungen, obgleich vom Boden der Anschauung aus der Vorwurf da und dort der gleiche scheint; wenn eben nicht die Anschauung selber schon in der nämlichen Zwickmühle wäre, wie es, nur deutlicher, vom Künstler gilt. Weil nun die einzelne Forschungsleistung nie die Einheit des „Bildes“ hat, so kann in ihrem Rahmen jener Rollenwechsel mehrfach eintreten. Von einer solchen Forschungsleistung wird man gar nicht sagen können, ob sie der berichtenden, oder der schildernden Wissenschaft angehört. Das wäre durchaus kein Fehler. Denn nicht der Forschung sind hier starre Rubriken gezogen, sondern dem Denken die Perspektiven seiner möglichen Entfaltung dargelegt. Im Ganzen bleiben die zwei Wissenschaften, trotz beliebiger „Grenzverletzungen“, im unvereinbaren Nebeneinander stehen. Es hebt dies ihre Eigenart ebensowenig auf, als etwa das Schwarz und das Weiss durch ihre Vermischbarkeit zu aller Art Grau aufgehoben würden.

Im Grundsatz jedoch, da tritt bei der schildernden Wissenschaft Person und persönliches Leben in's Dunkel zurück. Wie die berichtende Wissen-

schaft vom persönlichen Handeln zum überpersönlichen hinauf, so geht die schildernde vom persönlichen zum unterpersönlichen hinunter. Ein Höher oder Nieder der beiden Wissenschaften, mit einander verglichen, ist hiermit nicht gegeben; denn es handelt sich beidemal um eine Umformung, die das persönliche Handeln entpersönlicht. Ein Vorzug der berichtenden Wissenschaft gilt nur so weit, als sie im Grundsatz nach dem grünen Handeln blickt; dieser Vorzug verwirklicht sich also um so mehr, je mehr diese Wissenschaft ganz unmittelbar das Menschenschicksal nachschöpferisch gestaltet. In solcher Nachschöpfung ist die berichtende Wissenschaft gleichsam „intensiver“, die schildernde „extensiver Betrieb“. Dies verträgt sich gut mit dem eigentümlichen Verhältnisse, dass der schildernden Wissenschaft die Gegenwart vorbehalten bleibt; weil diese so von „Thatsachen“ starrt, und so zahlensprühend ist, dass hier der Forschung ein gewaltiges „Weideland“ offen steht. Der Hang nach dem „generischen“ Schicksal verweist die schildernde Wissenschaft auch zur Arbeit über jenen Punkt hinaus, den ein grosser Meister des unzerfällenden Denkens genial als den herausgefunden hat, bei dem mit dem „Schrifttum“ auch alle „Geschichte“ aufhört; das will sagen, der schildernden Wissenschaft ist auch die „Urzeit“ vorbehalten.

Weil vor jener theoretischen Umgestaltung alle ursprünglichen Einheiten des persönlichen Handelns in den Schatten treten, liegt es nahe, in ihr selber wieder eine ursprüngliche Einheit zu erblicken, ein „Leben“. Träger dieses „Lebens“, soweit wenigstens, dass es jener Einheit gegenüber die Person bedeutet, wäre dann die Menschheit. In diesem Sinne erscheint das Menschheitsleben als der Gegenstand der schildernden Wissenschaft. Es ist schon damit vorgebenzt, diese Umformung so ernst zu nehmen, wie jene anderen, für welche das Leben selber einstellt, und die schon dem urwüchsigen Denken geläufig sind. Es ist vielleicht gut, diesem eigentlichen Namen einen anderen, wie in der Klammer, beizugeben; als stete Warnung, hier kein eigentliches Gebilde zu sehen, als stete Mahnung, dass auch die schildernde Wissenschaft der Einheit des Geschehens nachbeifert; wenn sie es auch in jeder Hinsicht gegensätzlich der Art thut, in der die berichtende Wissenschaft vorgeht. Den Sachverhalt aber, dass im engen Raume der gleichen Erkenntnisaufgabe, des gleichen Stoffes, doch noch der schroffste Gegensatz wach bleibt, den drückt man vielleicht am besten aus, sobald man der berichtenden, als Wissenschaft von der „Geschichte“, die schildernde als die Wissenschaft von der „Ungeschichte“ entgegen hält. Ein Wort, das sich also im gleichen Namendienste mit dem Worte „Menschheitsleben“ teilt.

Menschheitsleben und Geschichte, das steht in keinem anderen Verhältnisse zu einander, als dass hier die zwei möglichen Auffassungen eines Dritten vorliegen. Nur dieses Dritte jedoch ist Stoff unseres Denkens, dem letzteren gegeben. Die Welt des Handelns nämlich, die eben nur die Eine ist, als das Eine und grosse Gewebe der Erlebnisse. Diese Welt hat keine „Gebiete“ und keine „Sciten“. Davon spricht man stets nur im kürzenden Sinne, aber keineswegs immer im abgeklärten; und spricht überall dort davon, wo in Wahrheit nur die Unterschiede in der Erkenntnis, oder ein engerer Wechsel der Beschauung, alleinig scheidet und sondert. So kann man das eine Mal in der Geschichte, das andere Mal im Menschheitsleben den Gegenstand einer Wissenschaft erblicken. Allein man sei sich klar, dass da und dort die nämliche Welt des Handelns den Stoff beisteuert, der

jedesmal nur aus einem anderen Gesichtspunkte beschaut wird. In beiden Fällen entspringt hier der Gesichtspunkt aus dem Stoffe selber. So, wie er unserem Denken gegeben ist, zwingt er das Streben nach der Einheit auf. Aber die Einheit lässt sich nicht anders begreifen, als nur im Sinne jener Auslese, oder im Sinne jenes Zusammenhüllens. Dem einen Gesichtspunkt entspricht die Auffassung der Welt des Handelns als Geschichte, dem anderen wieder als Menschheitsleben.

Hier ist also in die Erledigung des Stoffes kein fremder Gesichtspunkt hineingetragen; in diesem Geiste ist die Erkenntnis da und dort eine erfahrungswissenschaftliche. Vor der Welt des Handelns sind als reine Erfahrungswissenschaften nur jene beiden möglich; die eine mit der Geschichte, die andere mit dem Menschheitsleben als Vorwurf. Auf einen Fall anderen Schlages habe ich mit dem Beispiele der Jurisprudenz hingewiesen. Da liess sich der Gesichtspunkt der Regelung des Handelns als jener andeuten, der irgendwie voransteht. Gleich vom Haus aus tritt aber dieser Gesichtspunkt auch dort hinzu, wo sich das juristische Denken mit der Erfahrung verbindet, wie in der Rechtsgeschichte. In ähnlicher Art, wie es die Jurisprudenz thut, bleibt auch die Ethik der unzerfällenden Erkenntnis treu. Ihr steht der Gesichtspunkt der Weisung des Handelns voran. Nicht das Geschehen als solches, aber auch nicht das Um und Auf seines Vollzuges, sondern das Streben, das in ihm atmet, das fällt für die Ethik in Betracht.

Die Welt des Handelns, Ethik und Moral, das lässt sich nicht von einander trennen. Mit der Ersteren liegt ja der Allzusammenhang des Handelns vor, der uns Alle für Jeden, und Jeden für uns Alle da sein lässt, im buchstäblichsten Sinne; und das Spiel dieser bindenden Wechselbedingung, das wiederholt sich für jede einzelne und geringste unserer Handlungen, und lastet jeglicher ihre Verantwortung für das Ganze auf. So bleibt das Reich der That ewiglich eine Welt der Pflichten. Dem Allzusammenhang selber entsteigen Weisungen, Imperative, die sich immer nur in sich besondern, aber so wenig in ihrer Art abwandeln lassen, wie der Allzusammenhang als solcher sich wandelt. Jene Weisungen sind die Sache der Ethik. Mit ihnen liefert sie uns Massstäbe in die Hand, um über den Vorzug unter allem Streben und Handeln so zu urteilen, wie es dem Handelnden geziemt: mit dem Blick auf den Allzusammenhang. Diese Weisungen der Ethik, das ist etwas ganz anderes als die Rezepte, die neben aller Technologie hergehen, aus der Erwägung über die strebigen Zusammenhänge im Handeln gesogen. Gerade deshalb berufen sich diese „technischen“ Weisungen nicht im Gerینگsten auf den Allzusammenhang, in den hinein alles Menschenschicksal verwoben ist; sie stellen den Menschen ganz beiseite. Als „machttechnische“, als „politische“, denken sie eben nur an Macht, als „produktionstechnische“ etwa an „Güter“ nur, und so fort.

Nun ist es eine begreifliche Eigenheit aller erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnis, mag sie der Welt des Handelns auf dem Wege des Berichtes oder auf jenem der Schilderung nachwandeln, dass sie zu jenen Urteilen des Vorzuges herausfordert. Diese Erkenntnis muss ja stets dessen eingedenk bleiben, dass sie ihren Stoff nicht darauf anzusehen habe, wie sich Ketten ableiern, sondern wie sich Knoten schürzen, in den Zusammenhängen bewusster, wählender That. Aber darüber noch hinaus, fällt es im

Denken über das Handeln nicht leicht, der eigenen Rolle als Handelnder so zu vergessen, um nicht doch die Frage der rechten Entscheidung aufzuwerfen. Nun bleibt sich alle unzerfallende Erkenntnis nur dann selber treu, wenn sie mit dem Allzusammenhang das Menschenschicksal im Auge behält. Damit ist die Forderung gegeben, dass alle Urteile, die man hier neben die Erfahrung stellen will, in erster Linie die ethischen Weisungen als Massstäbe handhaben, erst in zweiter Linie die technischen. So ungefähr gesellt sich das Ethische auch jenen Erfahrungswissenschaften inniglich zu. Es hat mittelbar an ihrer Eigenart Teil, ohne diese auch nur im Mindesten in ihren Grundlagen zu erschüttern.

Schon die Erwähnung der Rechtsgeschichte hat daran erinnert, dass andere Wissenschaften da sind, die jenen beiden, die als Erfahrungswissenschaften die einzigen sind, sehr nahe stehen. Je verflühter der fremde Gesichtspunkt ist, der von Haus aus über der Erledigung waltet, desto schwieriger fällt natürlich die reinliche Scheidung. Ich greife den einfacheren Fall der Kunstgeschichte heraus. Diese interessiert sich zum Beispiel, sagen wir, für die „Entstehung eines Gemäldes“. Hinter diesem „Vorgang“ verbirgt sich erlebtes Geschehen. Das Letztere knüpft sich nicht minder dem grossen Gewebe ein, hat an dem Spiel der Zusammenhänge Teil. Seine Zusammenhänge bieten auf jeden Fall eine Handhabe dazu, um auch dieses Geschehen der Bewältigung nach Zustand und Entwicklung anheimfallen zu lassen. Was da vorgeht, wird zum Beispiel sicherlich irgendwie von Zuständlichen Gebilden in sich geschluckt; der Künstler kann Familienvater, Geschäftsmann, Zünftler, Bürger sein. Aber dahinaus geht das Interesse der Kunstgeschichte nicht; mit der Abkehr von Allem, was „alltätiglich“ ist, sagt man dann etwa: die „wirtschaftliche Seite“, oder die „gesellschaftliche Seite“ ist wohl da, wird aber nicht beachtet; eher noch die „technische Seite“. So ist es ständiglich; die Unterschiede, die im Grunde nur in unserem rückschauenden Denken da sind, die werfen wir nach aussen, in das Ueberdachte, und nehmen sie von dort her als „Gebiete“ und „Seiten“ zurück. Ähnlich mag es von jenem „Vorgang“ auch heissen, dass ihm die „politische Seite“ fehle. Das will sagen, vor jener Auslese, an die sich die berichtende Wissenschaft halten muss, fände jenes Geschehen keine Gnade; oder es müsste von ungefähr doch ein dickerer Strang des Allzusammenhanges darüber hinlaufen, was am Greifbarsten bei einer „politischen Karrikatur“ zuträfe. Sonst wären diese „Vorgänge“, und selbst vom Boden der Vollgeschichte aus, nur mehr im Zuständlichen erfasslich. Aber vor jener Auslese findet das Geschehen Gnade, die von der Kunstgeschichte in eigener Sache vorgenommen wird. In diesem Sinne spricht man eben von einem bestimmten „Gebiete“, das sich die Kunstgeschichte vorbehält. Auch hier ist es zweifellos auf einen einheitlichen Zusammenhang gemünzt; auch hier soll Allbedingtheit entfaltet werden. Zu jener Einheit verschlingt sich aber das Geschehen nicht um seiner selbst willen, und auch seine Zusammenhänge fallen erst in zweiter Linie in Betracht. Denn für diese Betrachtung ist nicht das Geschehen selber das Primäre, sondern sein für sich betrachteter Erfolg, das Werk; ein Wort, das in solcher Bedeutung weit über diesen einzelnen Fall hinaus gilt, für den es zufällig besonders gut stimmt. Wenn es zu jener besonderen Auslese, zum Streben nach dieser Einheit für sich kommt, so hängt dies an einem Gesichtspunkte, der von Haus aus zur Er-

ledigung der Welt des Handelns hinzutritt. Dieser Gesichtspunkt ist nicht aus der Erledigung selber entsprungen; er hat mit dem Geschehen nichts zu thun, sondern mit Urteilen über das Werk. Diesen Gesichtspunkt kann sich die Kunstgeschichte nicht selber setzen. In der That übernimmt sie ihn von der Aesthetik; ganz ähnlich, wie die Rechtsgeschichte den ihrigen von der Jurisprudenz entlehnt. Man sieht auch, dass sich so wurzelfremde Einheiten — Einheiten der Erkenntnis im Nacheifern der Welt des Handelns — nicht „addieren“ liessen. Freilich müssen auch diese Wissenschaften dem All-Bezug Rechnung tragen. Jede weitet sich ganz von selber so aus, wie es für den Fall der berichtenden Wissenschaft angedeutet wurde. Keine von diesen Wissenschaften könnte aber die schildernde oder berichtende Wissenschaft entbehrlich machen, sie gleichsam von der Seite her unterlaufen; und wenn sie noch so sehr dem All-Bezug nacheifert. Oder sie müsste einfach ihr Rückgrat vertauschen, auf ihre Selbständigkeit verzichten, um entweder in der Historik oder in der Nationalökonomie aufzugehen. Ihre Sonderheit hängt eben wesentlich an dem fremden Gesichtspunkt, der von Haus aus der Erledigung der Welt des Handelns sich aufzwingt.

Mit diesen Ausflügen wollte ich den Satz etwas erläutern, dass nur die berichtende und die schildernde Wissenschaft gegenüber der Welt des Handelns echte Erfahrungswissenschaften seien. Weil aber Erfahren mit dem Erleben in eins fällt, und dieses Erleben das Handeln betrifft, so erscheinen jene Schwestern zugleich als die einzigen „Aktionswissenschaften“. Sie allein werden dem Reiche der That rein um seiner selbst willen gerecht; sie allein packen das erlebte Geschehen als solches, in seiner All-Einheit. Die Anderen suchen nur darin herum, wie es in ihren Kram passt, ihren abgesonderten Einheiten sich einfügt. Als Mensch aber, der mit seinem Schicksal dem Einen und grossen Gewebe verflochten ist, gilt mein erstes Interesse schlechthin dem, „was geschehen ist, und wie es sich zugetragen hat“.

So ein hübschen sollte auch ein Streiflicht auf die liebe Gewohnheit der Schlüsselworte fallen. In je friedlicherem Nebeneinander man da „Gebiete“ denkt, „Staat“, „Wirtschaft“, „Gesellschaft“, „Recht“, „Kunst“, „Sitte“, „Kultur“ u. s. w., Kraut und Rüben hübsch durcheinander, desto einfacher muss die Teilung der Welt des Handelns unter ihre Wissenschaften erscheinen. Dann fehlt eben nur, dass man auch den gemeinsamen Stoff noch erkennt, und sich die Welt des Handelns etwa als eine gemütliche Ecke im Hause der „Allmutter Natur“ vorstellt. Dann ist das Fächerwerk der Wissenschaften so furchtbar einfach, wie es nur der grosse Gedanken-sparer, das Wort, zu dreheln vermag.

Mit der „berichtenden“ und der „schildernden“ Wissenschaft, da halten wir immer noch bei möglichen Wissenschaften; hergeleitet aus der ganzen Lage unserer Erkenntnis. Aber diese Wissenschaften stehen nicht auf dem Papiere; sie lassen sich thatsächlich in der Historik und in der Nationalökonomie wiederfinden. Wenn ich die berichtende Wissenschaft in der Historik erkenne, so wird man schlimmsten Falles finden, dass ich mich zu einer sehr „orthodoxen“ Auffassung bekenne. Es kommt da zu einer seltsamen Uebereinstimmung. Die Wissenschaft vom nüchternen Alltag, die wird von Aussenstehenden immerzu als eine „praktische“ verkannt; obwohl sie es genau so wenig ist, als etwa die Astronomie eine „weltbewegende“ wäre, oder der

Meteorologe ein Wettermacher. Der Einschluss einer „praktischen Nationalökonomie“, der sich mit dem Namen nur soweit deckt, als es bestimmte Lehrzwecke notwendig machen, leistet dieser Verkenning einigen Vorschub. So wird auch -- als triebe der nämliche Trugschluss vom Stoff auf die Erkenntnis sein Wesen -- keine Wissenschaft so sehr als eine „veraltete“ ausgespaunt, wie gerade die Historik, die Wissenschaft von den Grossen Tagen der Vergangenheit. Ueber die Sucht ihrer Verneuerung war ja Einiges anzudeuten.

Aber wie nun, wenn ich die schildernde Wissenschaft mit der Nationalökonomie gleichsetze! Es ist klar, dass ich die letztere Wissenschaft dann in alles weniger denn „orthodoxen“ Sinne verstehe. Ich habe trotzdem keine Nationalökonomie der Zukunft vor Augen, sondern klipp und klar die lebensvolle unserer Zeit, vor Allem der deutschen Gegenwart. Wie es sich ziemt, erhellen damit diese ganzen Erwägungen als ein Treppenwitz der schöpferisch vorangegangenen Forschung. Auch in eigenster Sache handelt es sich um keinerlei Theorie in's Blitzblaue. Es sind gleichsam Verlängerungen, über gewisse Zuthaten zur nationalökonomischen Forschung hinaus, die in diesem Vortrage absehbarer werden.

Mit dem Worte „Wirtschaft“ bringt mich die engere Sache noch in Berührung. Von ihm selber ist die rührende Meinung zu trennen, dass die Nationalökonomie ihres Wesens Art aus diesem Worte „herausklauben“ könnte. Einer Polemik bedarf es da nicht. Der Auslauf dieser Erwägungen bringt die Sache mittelbar besser in's Reine. Ein kurzes Sprüchlein sei mir nur zu dem „Wirtschaftlichen Prinzip“ erlaubt. Es ist so anerkannt, und von so scharfen Denkern -- auch unter den Logikern -- auf gut Tren und Glauben übernommen worden, dass man seine Ansicht ganz unverhohlen aussprechen kann. Ueberhaupt habe ich im Allgemeinen das Glück, gegen Ansichten zu streiten, die wir niemand zurechnen, weil wir sie mehr oder minder Alle teilen. Da ist der Einzelne zum vollen Ausmass das Opfer, aber zum kleinsten Bruchteil der Schuldige.

Der Angriff gegen jenes „Prinzip“ gehört durchaus zur Fehde gegen die Wörterei. Für die Nationalökonomie gilt es da, ihre Emancipation vom urwüchsigen, „alltäglichen“ Denken zu erstreben. Jenes „Prinzip“ aber trägt leuchtend die Züge der -- mit Respekt vor uns Allen, den Fachleuten der Alltäglichkeit, gesagt -- dummpfiffigen Art des alltäglichen Denkens, das eben stets nur auf den Vorteil unseres Handelns, und nie auf seine eigene Gültigkeit bedacht ist. Die Seelenverwandtschaft mit dem Alltäglichen ist wohl auch der Grund, weshalb die Wissenschaft vom Alltäglichen dieses „Prinzip“ geduldig auf der Stirne trägt; sonst wäre es nicht einmal aus ihrer Jugend zu erklären. Denn so vernünftig es zweifellos gemeint ist, der Fassung nach ist es heller Widersinn. „Den höchsten Nutzen mit den geringsten Kosten zu erzielen“ -- wie kann man zwei Superlative so gegeneinander hetzen, dass sie sich gegenseitig den Boden wegziehen! Will man die wässerigen Ausdrücke „Nutzen“ und „Kosten“ überhaupt ernst nehmen, und das ist doch Voraussetzung dabei, so kann man wohl einen gegebenen „Nutzen“ mit den geringsten „Kosten“, oder mit gegebenen „Kosten“ den höchsten „Nutzen“ zu erzielen suchen; aber beides in einem Atem, das heisst ungefähr „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht nass!“ Schön wäre es ja, aber möglich ist es nicht; und so ist es nicht schön, eine machtvoll

aufgeblühte Wissenschaft auch nur äusserlich auf solchen Unfall im Denken zu gründen. Das ist noch nicht Alles. Sinn dieses „Prinzipes“ ist es unbestreitbar, ein bestimmtes Handeln auszugrenzen, dem sich die Nationalökonomie als ihrem „Gebiete“ zuwendet. Sehen wir uns also die richtige Fassung an, die einzigmögliche. Die kürzeste Uebersetzung bringt da auf etwas, das ich hier nicht in der strengen Form zeigen kann, in der es zu zeigen möglich wäre. Was nämlich als „Sparen mit den Kosten“, und als „Trachten nach dem Nutzen“ gemeint ist, kennzeichnet durchaus nicht ein bestimmtes Handeln. Denn so geberdet sich das „Zweckhandeln“ überhaupt, oder es verneint sich selber. Allerdings nur, soweit es ein Handeln unter Not ist. Darunter braucht man aber nicht gleich an hohlwangige Verhältnisse zu denken; es ist einfach unser Handeln, die wir nicht in Schlaraffia leben; und selbst dort kehrte im Hinblick auf die Zeit doch wieder die liebe Not ein. Not ist hier das Vorhandensein von Grenzen, und wenn sie noch so milliardenhaft in die Ferne gerückt sind. Will man daher, um der Nationalökonomie ihr „Gebiet“ auszustrecken, mit jenem „Prinzip“ ein bestimmtes Handeln kennzeichnen, so steht Zweierlei offen. Entweder fällt die Bestimmung etwas zu weit aus; wenn man nämlich die richtige Meinung im Auge hat, und damit unser ganzes Handeln als ein „wirtschaftliches“ erhebt. Oder es fällt die Bestimmung etwas zu eng aus; falls man nämlich jenes „Prinzip“ buchstäblich meint. Dann wäre der Nationalökonomie ihre Aufgabe wesentlich erleichtert. Denn ihr Gebiet würde sich auf jene Handlungen beschränken, die Unmögliches möglich machen.

Nun das „wirtschaftliche Handeln“ sonstiger Lesart. Ich komme bald zum Hinweis, in welchem Sinne man vom „Wirtschaftlichen“ in einem verständigen, in einem friedlichen Sinne reden kann, alles Wortstreites überhoben. Für die Forschung hat dieser Sinn auch nur fragwürdigen Belang. Jedenfalls aber ist es Bedingung, dass man dabei das Ganze im Auge hat. Es handelt sich da um die Art, wie die Welt des Handelns gleichsam aus der „pädagogischen Vogelschau“ überschbar wird. Ausgeschlossen bleibt also die Möglichkeit, von Handlung zu Handlung eine Sonderung vorzunehmen, die Handlungen zu „sortieren“. Von Versuchen dieser Art habe ich dem verbreitetsten, man könnte beinahe vom offiziellen sprechen, seine Rechnung schon gelegt. Im Uebrigen läuft es auf eine gutgemeinte, aber schlechtgelohnte Willkür hinaus, das spezifisch „Wirtschaftliche“ einer einzelnen Handlung auszuklügeln. Der Alltag meint darunter wohl die Handlungen metallischer Klangfarbe; sein Theoretiker denkt unter Umständen etwa an das „materielle Gut“. Auf Willkür muss es stets hinauslaufen, wenn man etwas an die Sache ketten will, was einfach am Gesichtspunkte hängt, und die Art betrifft, wie er einmal die, dann wieder jene Zusammenhänge vor's Auge führt. Aber ich wäre gern bereit, in diesem Punkte auf irgend eines Meisters Worte zu schwören, wenn ich nur den Vorteil für die Nationalökonomie herausfände. Wozu soll diese „Bestimmung“ der „wirtschaftlichen Handlung“ eigentlich frommen? Ich gebe natürlich zu, dass es im Bereiche harmlosen Sprechens hundertmal nötig wird, von einem „wirtschaftlichen Handeln“ zu reden. Das Wort „Wirtschaft“ ist auch genügend Kautschuk dazu, und so verständigen wir uns gerade ohne jene „Bestimmung“ am Besten; in jener Richtung nämlich, auf die es für den gegebenen Fall ankommt. Aber was soll einer Erfahrungswissenschaft jene „Bestimmung“?

Wenn nicht der Gedanke an den Allzusammenhang des Geschehens, an die All-Einheit jener Welt nebenhergeht — und das ist aus dem guten Grunde unwahrscheinlich, weil der Ausdruck „wirtschaftliches Handeln“ dabei alles ernstes Sinnes verlustig geht — dann ist eben der grosse Haufe aller möglichen, immer anders etikettierten Handlungen da, aus dem sich die Nationalökonomie ihre Spezialität herauscharrt; als Rohstoff, um sich daraus ihre Gesetzlein brauen zu können. Denn offenbar geht nur da hinaus der Weg, in diese Wüstenei mit ihrer „Gesetzes“-Fatamorgana, sobald jener Allzusammenhang und seine Forderungen verkannt wird. Man verkennt ihn aber am ehesten, wenn man solchen Worten, und auf ihre Bürgschaft hin allen „Seiten“ und „Gebieten“ blindlings glaubt. Ahnungslos, dass man da nur wühlend nach aussen versetzt, was bloss in unserem Kopfe ist, wenn er sich an bequemer Wortseligkeit gütlich thut.

Aber alles Zausen und alle Polemik bringt die berichtende Wissenschaft und die Nationalökonomie einander nicht näher. Es ist nur das Vorrecht des Wortstreites, dass bei ihm die eigene Meinung besser wird, sofern man nur die fremde schlechter macht; andere Kriterien sind da nicht verfügbar. Hier will die Erledigung saurerer erworben sein. Mit der geschickten Hilfe „abschneidender“ Worte ginge es immer noch schneller; das Wort ist ja ein um so gewandterer Kürzer, je mehr es das Rotwälsch unserer Denkfaulheit ist. Aber der Grundsatz „kurz und schlecht“ ist bei derlei Erwägungen der Einkehr am übelsten angebracht.

Hält man eine solche „mögliche“, aus der ganzen Lage unserer Erkenntnis abgeleitete Wissenschaft den gewordenen gegenüber, als einen Spiegel der Selbsterkenntnis, so darf man Eines nicht vergessen. Eine solche Möglichkeit ist gleichsam nur der Nährboden, auf dem Pflänzlein der verschiedensten Disziplinen aufwachsen. Von ihnen wird auf die Dauer nur eine, die „zentrale“, jene mögliche Wissenschaft richtig erfüllen. Die anderen verharren nebenan; auch als lebendige Einheiten dieses Geschehens, mit ihrem Rückhalt in der Fachliteratur, ihrem ganzen Beiwerk von Lehrbüchern, Fachzeitschriften, Vereinen, Lehrkanzeln, Akademien, und so fort. Gerade in dieses Beiwerk will die Rückbesinnung auf die mögliche Wissenschaft nicht im Mindesten eingreifen; es gilt nicht etwa, Lehrkanzeln in eine „natürliche Ordnung“ zu rücken. Nur der Forschung soll gedient sein, im Geiste heilsamer Einkehr. Zugleich soll sich im Gestrüpp der wildaufgewachsenen Disziplinen der treibende Stamm herausfinden lassen; der ja überwuchert ist von allen möglichen Schösslingen, die ihr Daseinsrecht, und vorher schon ihr Dasein mehr den äusseren Umständen verdanken. Vor Allem der Rücksicht auf den praktischen Nutzen, der meist auch hinter dem Zweiten steckt, hinter der Rücksicht auf die Lehre; zum Beispiel also den akademischen Unterricht.

Die Eigenart der schildernden Wissenschaft ist dem praktischen Nutzen durchaus nicht widerstrebend. Es gilt zwar auch von ihr, dass sie ihr Werk nie fertig bringt, während sie im Einzelnen trotzdem Vollendetes schaffen kann. Sie weiss das Begreifen der All-Einheit auch nur über ungezählte Anläufe hinweg zu erstreben; von denen jeder, sofern er dieser Einheit wirklich nahefeiert, zu einem gedeihlichen Erfolg, keiner aber zum

Ende führt. Gleichgiltig, ob diese Anläufe im Grossen oder im Kleinen unternommen werden. Der Ruhm, nicht eine Schwäche dieser Wissenschaften ist es ja, dass sie dazu begnadet sind, unablässig sich selber zu übertreffen; und sie nicht bloss im Denken, sondern auch im Werk. Sehen wir nun von jenem höheren Nutzen, „von dreitausend Jahren sich Rechenschaft zu geben“, ganz ab, auch der unmittelbare Nutzen, sagen wir die Interessen des Alltags, auch die führen bei jener Eigenheit recht gut. Alle Aufgaben, die sich da stellen, und nicht gleich in's Ungreifbare ausschweifen, alle diese Aufgaben wachsen ja selber aus dem Zusammenhang heraus, gleichsam an einer bestimmten Stelle. Mit jenem Blick auf diese Stelle, der geliutert ist durch die Uebung, Zusammenhänge in die Weite und Tiefe zu durchschauen, kann man der Lösung solcher Aufgaben nun die Wege ebnen. Im todesernsten Bewusstsein, dass jeder Eingriff in dieses lebendige Gewebe Menschenschicksal bewegt, und dass er kraft des Allzusammenhanges eben-
sogut drosseln, wie lindern kann. Kurzer Hand sei auf die „Schriften des Vereines für Sozialpolitik“ verwiesen, als eines besten Beispieles dafür, wie sich die schildernde Wissenschaft in den Dienst des Handelns stellen kann. Und hier ist es gleich wieder die Nationalökonomie, die sich in der Mission der schildernden Wissenschaft bewährt.

Aber nun die Ansprüche des Unterrichtes. Dem Unterricht ist es wohl immer versagt, den Wissensschatz ohne Striche und Knetungen zu übermitteln. Vom lebendigen Werk der Forschung bietet er stets nur einen lehrhaften Auszug; wobei ich natürlich nicht an keimfreien Extrakt ad usum delphini denke. In durchaus zwingender Weise tritt an jede Wissenschaft die Frage heran, nach ihrer Zurichtung für die Lehre; sagen wir, es handelt sich bei jeder um die pädagogische Reduktion ihres Wissensschatzes. Dieser jedoch ist nicht überall leicht reduzierbar. Auf die günstige Lage der Wissenschaften, die im Streben nach dem Einerlei gipfeln, sei nun flüchtig verwiesen. Gehen die Dinge nicht mit „höherer Mathematik“ in die Köpfe, so hämmert man sie mit der „niederer“ ein; finden die „Arten“ keinen Platz mehr, dann doch wenigstens die „Klassen“, mit einem Vorspiel der intimen Tier- und Pflanzenwelt. Aber zum Beispiel auch die Historik ist hier weniger in Verlegenheit. Sie kürzt ihren Bericht um die ergänzenden Schilderungen. Sie vereinfacht ihn, indem sie mit immer herzhafteren Umformungen arbeitet. Jede bekommt eine Jahreszahl in die Hand, einen Namen als Gewand und etwas Erzählung in den Ranzen, und in dieser leichtgeschürzten Ausrüstung wandern die schicksalsschwersten Vorgänge den Berg des Schilfervverständnisses hinan. Dem äusseren Bilde nach stellt sich diese schärfste, rein schulmässige Reduktion als die „Drohnen- und Schlachtenliste“ dar; mit dem Nutzen, ein Gerippe für weitere Ausfüllung zu bleiben. Nützlicher vielleicht als eine Reduktion, die sich an etwas anlehnen würde, was selber nur eine halb unbewusste, und dann um so gewagtere Reduktion der lebendigen Historik ist; ich meine, nützlicher, als etwa eine Reduktion, die aus dem Wolkenkukuksheim der „Geschichtsphilosophie“ hernieder stiege.

Vor jenen Ansprüchen des Unterrichtes ist die schildernde, die Wissenschaft vom Menschheitsleben in einer eigentümlichen Lage. Zunächst in einer ungünstigen. Bei ihr deckt die Forschung den Allzusammenhang nach Zustand und Entwicklung auf. Die Zuständlichen Gebilde in ihrem eigenen Gefüge, in ihrer gegenseitigen Angliederung, und dazu den um-

gliedernden Wandel in diesem ganzen Gliederwerk, das ist es, was man hier schildernd aufzulösen sucht. Aus diesen Leistungen wirkt sich hier der lebendige Wissensschatz; sie allein bedeuten Mark und Kern für diese Disziplin. Hier erscheint aber Reduktion als ein heikel Ding. Der Bericht, der kann in der angedeuteten Weise fröhlich kürzen, und dabei reisst der Zusammenhang doch nicht. Der Bericht kann auch die Schilderung ausmerzen. Aber was hilft es der Schilderung, wenn sie den Bericht ausstösst; sie selber bleibt, wie sie einmal ist, ungefüge, umständlich, oder sie müsste auf sich selbst verzichten.

Auch der schildernden Wissenschaft ist solche Reduktion nicht unbedingt versagt. Die Kürzung und Umbildung aber, die zusammen erst den lehrhaften Auszug ergeben, stellen hier ganz andere Anforderungen, als bei der Historik. Der Letzteren wird das oberpersönliche Handeln noch für den lehrhaften Auszug dienlich, als Fingerzeig und Hilfe. Von je höheren Horizonten jene Umformung erzieltbar scheint, desto sicherer kann man sein, den Stromlinien sofort der mächtigsten Ströme zu folgen. So bleibt man ganz von selber dem allerderbsten Geäder des Allzusammenhanges auf der Spur. Hier aber liegt, in ewiger Unruhe, das Flechtwerk vor, mit dem sich der Allzusammenhang darstellt, nach Zustand und Entwicklung erfasst. Hier erheischt es einen höchst geläuterten Durchblick und eine grosse Umsicht, um aus diesem Gewirre, dessen Linien einander nur im Reichtume ihrer Verzweigungen überbieten, jenes Wenige für die Lehre auszulösen, das den Rest entbehrlich macht.

Ehe die pädagogische Reduktion als eine so lebenswahre möglich wird, so aus dem Mark der Wissenschaft genommen, muss sich ein reicher Schatz des Wissens aufgespeichert haben. Was ihrer glücklicheren Schwester in den Schoss fällt, das winkt der schildernden Wissenschaft erst als Preis gewaltiger Forschungsarbeit. In der That, auch da hinaus geht der Fortschritt der schildernden Wissenschaft. Sie weiss sich immer lehrhafter zu geben, liefert sich dem Unterricht in steigend gedrungener, übersichtlicher Gestalt aus, als ein immer hellerer Abganz ihres wahren Inhaltes. Und dies, obwohl im selben Laufe ihr Inhalt immer gewaltiger über das Mass dessen anschwillt, was dem Unterrichte frommen könnte. Je mehr diese Wissenschaft „gelehrter Einzelforschung“ überantwortet wird, die sich für den Laienblick vom Hundertsten in's Tausendste zu verlieren scheint, desto frisch und fröhlicher quillt der Born der Lehre aus ihr.

Die Nationalökonomie, von der ich zeigen will, dass sich in ihr die schildernde Wissenschaft erfüllt, ist erst in unseren Tagen bis zu diesem Grad der Entwicklung gediehen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts, das eben zu Ende ging, hat in steigender Fülle Arbeit auf Arbeit gehäuft; so ist allmählich die Grundlage geschaffen, von der aus jene lebenswahre Reduktion möglich wird. Die hochbedeutsamen Spuren dieser Wandlung sind nicht ausgeblieben. Wir fangen an, Lehrbücher der Nationalökonomie zu besitzen, weil die Nationalökonomie endlich aufgehört hat, eine Wissenschaft der Lehrbücher zu sein. Das ist kein Spiel mit Worten. Gerade dieses Paradoxon will erklärt sein, um es zu beweisen, dass Nationalökonomie und schildernde Wissenschaft Eines sind.

Die landläufige Meinung über eine Wissenschaft führt stets auf ihre Lehrbücher zurück. Das gilt für alle Dauer, in einer eigentümlichen Weise aber schon für den ersten Anfang. Alle Wissenschaften, mit wenigen Ausnahmen, kommen erst über ein „System“ hinüber zum Bewusstsein ihrer selbst; es liegt aber nahe, dass den Anlass zur systematischen Zusammenfassung der Lehrzweck bietet. Die Historik gehört zu jenen Ausnahmen. Die Nationalökonomie hält sich zwar innerhalb der Regel. Aber sie thut es in einem ganz ausnehmenden Sinne; und schon diese Extravaganz, die eben darin besteht, eine Zeit lang nur eine Wissenschaft der Lehrbücher zu sein, steht mit dem Wesen der schildernden Wissenschaft in vollstem Einklang. Wenn es nämlich Regel ist, dass eine Wissenschaft über ihr erstes Lehrbuch zum Bewusstsein kommt, so heisst dies, dass sie zunächst nur als ihre eigene pädagogische Reduktion auf's Tageslicht tritt. Was da lehrhaft zugerichtet erscheint, wird in aller Regel der Wissensschatz sein, den zerstreute Forschungen bisher angehäuft haben. Aber der schildernden Wissenschaft ist dieser Weg einer Reduktion, die gleich aus ihrem Mark genommen ist, nicht geebnet. Denn sie muss sehr weit gediehen sein, ehe sie zu solcher lebenswahren Reduktion fähig ist. Die Zusammenfassung der zerstreuten Ergebnisse, die ihr erstes „System“ vornimmt, muss daher irgend einen krummen Weg eingeschlagen haben. Es muss eine Reduktion dieser Wissenschaft möglich sein, bei der man sich von ihrem wahren Inhalte noch abkehrt. Auf diese Reduktion, die zugleich verstehen lässt, wie die Nationalökonomie als die Reihe ihrer Lehrbücher begonnen hat, auf diese Reduktion gehe ich dann etwas ausführlicher ein. Ihre Eigenart hat ja über die Lehrbücher entschieden, mittelbar also über die landläufige Meinung von der Nationalökonomie. An dieser Reduktion wird zu zeigen sein, wie sie das Lehrbuch von der Wissenschaft, und eigentlich diese von sich selber ferngehalten hat, und wie dadurch eine ganz falsche Auffassung über die Nationalökonomie genährt wurde; die zum Teil heute noch beharrt, und die nur mit dem gesunden Instinkt der Forschung überwunden ist. Diese ganzen Verhältnisse der Nationalökonomie werden uns aber daraus verständlich, dass wir die Verhältnisse der schildernden Wissenschaft erwägen. Damit wird nun angezwungen der Beweis angetreten, dass sich jene mögliche, die schildernde Wissenschaft, in dieser gewordenen, in der Nationalökonomie erfülle.

Es steht eine Reduktion in Frage, die ausgesprochen etwas Minderes besagt, bei der man sich, wie gesagt, vom wahren Inhalt der Wissenschaft abkehrt. So schwer aber der schildernden Wissenschaft jene lebenswahre, so leicht ist ihr diese mindere Reduktion gemacht. Ein Vergleich mit der Lage der Historik, den ich nun in mehrfacher Hinsicht ziehe, wird dies erläutern. Reduzierbar in dieser minderen Art ist auch die Historik. Zum Glück ist Diese nicht darauf angewiesen; ihr winkt ja der Versprung in der früheren Richtung, ihr fällt jene lebenswahre Reduktion so überaus leicht. Wollte sich aber die Historik in jener anderen Weise reduzieren, dann ergäbe es einen seltsamen „Geschichtsunterricht“. Darauf beschränkt, dass man schlecht und recht erklärt, was ein Volk ist, ein König, eine Verfassung, eine Revolution, ein Krieg, wie es im Kriege zu Schlachten kommt, nach dem Kriege zu einem Friedensschluss, bei diesem etwa zu einer Land-

abtretung, und so fort. Die Kunde von lauter „Requisit“, von blossen Mitteln zu dem einzigen Zweck, die All-Einheit des erlebten Geschehens mit dem Blicke auf das grüne Handeln erfassbar zu machen. Es würde also die blosse Form für den Inhalt, die trockene Schale für den saftigen Kern geboten. Um nun zu zeigen, dass auch die schildernde Wissenschaft in der gleichen Lage gegenüber jener Reduktion ist, trotz aller Abstände von der Historik, gehe ich zunächst auf diese Abstände etwas näher ein.

„Volk“, „König“, „Verfassung“, „Krieg“, und so fort, das beruft sich offenkundig auf Wiederkehr und Art im Handeln. Daran ist die Historik nur soweit gebunden, als es schon mit dem Zwange zum wörtlichen Ausdruck verknüpft ist. Alles Sprechen ist nur vom Boden des begrifflichen Denkens aus möglich. Selbst der Sonderbegriff, der am Eigennamen sprachflüssig wird, zum Beispiel „Karl der Grosse“, auch er muss sich sofort an Artbegriffe anlehnen; wir müssen ja an den „Menschen“, den „Mann“, den „Herrscher“, den „mächtigen“, „weisen“, und so weiter denken, in der Anlehnung an lauter Artbegriffe über das Handeln. Uebrigens entspricht der Sonderbegriff nicht der blossen Mischung von vielerlei Arthaftem; er wurzelt in der zeitlich-örtlich-persönlichen Bestimmtheit, beruft sich also auf den Einen Platz in dem Einen Gewebe. Man darf aber nicht glauben, dass nur die Historik nach lauter Sonderbegriffen trachte. In anderer, in mittelbarer Hinsicht wohl, aber nicht in dieser macht sich zwischen den Schwesterwissenschaften ein Abstand geltend. Denn auch die schildernde Wissenschaft ist im wesentlichsten Sinne auf lauter Sonderbegriffe verpflichtet.

Diese Sonderbegriffe gehen bei ihr nur in zweiter Linie Ereignisse und Personen an; nur soweit, als ein Bericht ihre Schilderung unterstützen muss. In erster Linie unterliegen ihren Sonderbegriffen lauter singuläre Zustände und Entwicklungen; die nicht minder auf ihren ureigenen Gehalt Anspruch erheben, weil in ihrer Art auch sie ihres Platzes im Einen und grossen Gewebe sicher sind. Auch sie bewähren sich als Sonderbegriffe dadurch, dass sie nicht minder an Zeit und Ort haften. Der unentbehrliche dritte Weiser ist zwar nicht als ein persönlicher vorhanden; aber als der oberpersönliche. Statt auf die ursprünglichsten, berufen sich diese Zustände und Entwicklungen stets auf bestimmte in sich ruhende Einheiten des Handelns; auf jene, die mehr oder minder unmittelbar als ihre Träger erscheinen. In dieser Art tritt hier überall das Zuständliche Gebilde in den Vordergrund, wird seine schildernde Auflösung zum Rückgrat dieser Wissenschaft. Hier wird das Geschehen aufs Korn genommen, das innerhalb dieser Gebilde wirbelt. Nicht das Geschehen, das für unser Denken diesen Gebilden ausfliesst; wenigstens nicht im eigentlichen Sinne. Dieses oberpersönliche Handeln kommt selber nur als ein zuständliches in Betracht. Es hängt dies mit dem Ineinander jener Gebilde zusammen. Sie schachteln sich nicht einfach ein, sie gliedern sich ein. Dabei steuert unter Anderem auch das oberpersönliche Handeln, das dem eingeschlossenen Gebilde ausfliesst, zu dem ganzen Geschehen bei, das im Rahmen des umschliessenden Gebildes „genommen“ erscheint. Den Ereignissen der Geschichte entsprechen hier also die Gebilde, wie sie in zeitlich-örtlicher Bestimmtheit „fortbestehen“; wobei immerzu mit dem Versagen der inneren Bedingnis eine Auflösung, mit dem Eintritt solcher Bedingnis eine Neubildung vor

sich geht. Zugleich hört niemals der umgliedernde Wandel dieser Gebild auf, weder in ihrem eigenen Gefüge, noch in der Art, wie sie einander eingefügt sind. Wenn es nicht selber Oberpersonen sind, so vegetieren sie doch inmitten solcher, im Sinne der „Pflanze“. In ihrer Gesamtheit, mehr oder minder deutlich zu einem Ganzen ausgegliedert, gehen sie neben dem Zeitelauf einher, als das Menschheitsleben. Nie darf man eben vergessen, dass auch diesem Vorwurf der schildernden Wissenschaft das Gleiche unterliegt, wie dem Vorwurf der Historik, wie der Geschichte. Vor dem wunderbaren Gewebe, das vom Webstuhl der Zeit unablässig in die Vergangenheit gleitet, fasst die schildernde Wissenschaft den massigen Grund in's Auge; wie er nach Kette und Einschuss gewoben ist, als Zustände und Entwicklungen. Die Historik aber verfolgt das fortlaufende Muster, das zeitflüssige Gewebe der Ereignisse; das sich nur für unser geistiges Auge abzuleben scheint vom Grunde, mit dem es ja in Einem gewirkt ist, als „der Gottheit lebendiges Kleid“.

So bilden auch bei der schildernden Wissenschaft lauter Sonderbegriffe das Mark. Zum lebendigen Wissensschatz gehört da zum Beispiel der Sonderbegriff „Strassburger Tucher- und Weberzunft“. Hier tritt keine Definition in die Mitte; der Schwerpunkt liegt notwendig bei der schildernden Auflösung, nach Zustand und Entwicklung. Anders wieder der Artbegriff „Zunft“. Dieser bedeutet nicht mehr lebendiges Wissen, ist nur mehr blosses „Requisit“ für dieses. In seiner Denkbarekeit ist er nichts als Mittel zum Zweck, und Zweck ist der gleiche, wie bei der Historik. Denn auch die schildernde Wissenschaft hat vor der höchsten Instanz, vor der Möglichkeit unserer Erkenntnis nur den Einen Zweck, die All-Einheit des erlebten Geschehens begreiflich zu machen, sei es auch auf einem anderen Umwege. Diesem Zweck gegenüber ist alles Andere nur Mittelvorrat, „Requisit“. Daran muss man eiseru festhalten, weil gerade hier der äussere Anschein ein trügerischer ist. Um diesem beizukommen, will ich im fortlaufenden Vergleich mit der Historik zunächst erläutern, aus welchen Gründen die schildernde Wissenschaft jener Reduktion besonders zugänglich ist, die für jenen falschen Schein verantwortlich ist.

Auch die schildernde Wissenschaft ist zum wörtlichen Ausdruck gezwungen, und damit zu begrifflichem Denken genötigt, genau so wie die Historik. Aber weit darüber hinaus gilt für die Wissenschaft vom Menschheitsleben ein Drang nach dem Artbegriffe; in ihres eigenen Wesens Art begründet. Bei ihr ist ja Zustand und Entwicklung die Lösung. Diese setzen gemeinsam die Wiederkehr voraus, und diese wieder die Art. Ein Abstand von der Historik, der sehr weite Kreise zieht, namentlich nach der Methodologie hin. Die Letztere interessiert uns hier nicht; nur der engeren Sache zuliebe einige Andeutung. Bei der Historik ist ihre Pflege an irgend ein vorbereitendes Denken nicht angewiesen; im Grundsatz wenigstens. Nur jener Hang nach dem „Staatlichen“ bringt hier eine thatsächliche Aenderung zuwege. Ihren Bericht muss die Historik an erster Stelle durch die Schilderung der „staatlichen“ Zustände ergänzen. Dadurch rückt alles, was irgendwie an „Verfassung“ erinnert, zur Stellung eines vorbereitenden Wissens für die Historik auf. Es kommt da zu einer Abart von „Grundbegriffen“. Dorthin ginge auch jene Reduktion, die sich bei dieser Wissenschaft mehr als ihre Parodie ausnähme. Für die Historik kommt es auf die

machbedingenden Zusammenhänge weiten Griffes an. So ist auch die Technik im Schürzen dieser Zusammenhänge von besonderem Belang für die Historik. Daher ihr altes Interesse für alles „Machttechnische“, für alle „Politik“, als Kunstlehre des „staatlichen“, wenn man will, des ausgeprägtest oberpersönlichen Handelns; es dreht sich da um das Handwerk an den gewissen Hebelarmen. Zu allen diesen Dingen aber, wie gesagt, kommt die Historik mehr aus Versehen. Für die schildernde Wissenschaft gilt Ähnliches ganz ungleich mehr im Grundsatz; erklärlich aus ihrem Hang zu Wiederkehr und Art. Hier liegt der Wurzelpunkt eines „grundbegrifflichen“ Denkens für diese Wissenschaft, der treibende Anlass für jene „Theorie vor den Thatsachen“, die noch von anderen Seiten her gestreift wird. Im Augenblicke sehen wir mehr den Folgen dieser Verhältnisse nach, in der Richtung jener minderen Reduktion. Wie es näher zu erläutern bleibt, beruht die letztere gerade darauf, dass der reiche Mittelvorrat der schildernden Wissenschaft, das viele „Requisit“, das ihre Eigenart nötig macht, gleichsam sich selber ein Zweck wird, im Ausbau zu einem ganzen System von Artbegriffen.

Der Umstand allein, dass sie für derlei Reduktion so leicht zugänglich ist, muss die Meinung über diese Wissenschaft irreleiten. Eine Wissenschaft, die es so nachdrücklich nach dem Artbegriffe zieht, mag ihrem inneren Wesen nach wo immer hinstreben, nach Einheit und Abercinheit; nichts ist verzeihlicher, als sie für eine „generelle“ anzusehen, die also im „Allgemeinen“ ihren Kern hätte; sagen wir, für eine „systematische“ Wissenschaft. Um so mehr, als es durchaus zu keiner Parodie dieser Wissenschaft führt, wenn sie im Walten begrifflichen Denkens reduziert wird. Alles Zuständliche ist schon auf halbem Wege zum Begrifflichen. Nun ist zwar das Innnehalten hier das unbestreitbar Rechte; scheinbar jedoch wird der einmal beschrittene Weg nur folgerichtig ausgegangen, wenn man sofort zum Begriffs-Systeme hinstrebt. Es hilft noch Manches dazu. So minderwertig jene Reduktion im Grundsatz bleibt, für die Lehre ist sie ausserordentlich branchbar; für gewisse Lehrzwecke wird man sie nie entbehren können. Fasst man nun vorgreifend die Nationalökonomie in's Auge, und rechnet jene Hergänge ihres Entstehens hinzu, die auch noch berührt werden, so wäre im Ganzen eher das Gegenteil verwunderlich, nicht das wirklich Eingetretene. Es ist im Voraus durchaus verständlich, wenn unser der „gemeinen Meinung“ selbst scharfe Denker -- auch unter den Logikern -- zu dem Missverständnis kamen, dass hier im Kerne eine „systematische“ Wissenschaft vorläge, die nur als Anhängsel die „Wirtschaftsgeschichte“ neben sich hätte. Und so ist von jeher die Reduktion für die Wissenschaft genommen worden, bis auf unsere Tage, obgleich es die helle Verwechslung ist zwischen Form und Inhalt, zwischen Schale und Kern. Allein, damit ist die Sache noch lange nicht erledigt.

Meine ganzen Ausführungen geben sicher keinen Anlass dazu; aber es kann sich hier ein Zweifel aufdrängen, dem ich lieber offen entgegenrete. Er entspringt dem Gedanken, dass es vielleicht doch nur am Gesichtspunkte hänge, ob die Wissenschaft vom Menschheitsleben im Sonderbegriffe gipfle, oder im Artbegriffe. In ihrer einen Form würde sie zwar der Historik Schwester bleiben; alle Artbegriffe wären da ihr blosses „Requisit“, genau so, wie es „Volk“, „König“, „Verfassung“, „Krieg“ und so weiter für die Historik sind. Ihrer anderen Form nach aber würde sie in einem Begriffs-

Systeme ihren Schwerpunkt finden, und den „systematischen Naturwissenschaften“, Zoologie, Botanik, Mineralogie, in irgend einer Annäherung zur Seite treten. Allein, der Gedanke, dass ein solches Kippen des Gesichtspunktes, und mit diesen Folgen, innerhalb der Wissenschaft vom Menschheitsleben möglich wäre, dieser Gedanke ist in sich unmöglich. Der Beweis ist bald geführt.

Es war zu erwähnen, wie Menschheitsleben und Geschichte nur Kinder unserer Auffassung sind, und wie hinter ihnen gemeinsam die Welt des Handelns steht. Diese „Welt“ ist nun selber schon das Kind einer blossen Auffassung; jener, deren Gegenstück die „Natur“ zum Kind hat. Diese wechselnde Auffassung bezieht sich auf unser verschiedenes Verhalten gegenüber dem duldenden Erlebnis, den sich ablösenden Empfindungen. Irgendwie müssen wir uns zu diesem duldenden Erlebnis verhalten. Bei ihm können wir niemals stehen bleiben, wie es uns gegenüber der Welt des Handelns möglich ist, ohne dass wir uns für die Wahl „Menschheitsleben“ oder „Geschichte“ entscheiden. Wenn wir uns dieser Wahl enthalten, so besagt dies nur, dass wir jene Welt nicht schon in ihrer All-Einheit zu begreifen suchen; trotzdem bleibt sie uns vor dem Denken, im Einzelnen, oder als Ding der blossen Vorstellung. Aber für die Wahl: „Welt des Handelns“ oder „Natur“, da müssen wir uns entscheiden, oder wir müssten einfach zu denken aufhören. In diesem Sinne liegt hier ein starres Entwederoder der Auffassung vor. Sind daher auch „Welt des Handelns“ und „Natur“ nur „Gebiete“, so gewiss keine, die wir aus unserem Denken hinaus versetzen. Denn aus unserem Denken „hinaus“ geht der Weg notwendig schon entweder in die Welt des Handelns, oder in die Natur.

Nun halte man sich die Hierarchie dieser Auffassungen und ihres Wechsels vor. Primär ist der Wechsel zwischen „Welt des Handelns“ und „Natur“. Sekundär ist der Wechsel zwischen „Geschichte“ und „Menschheitsleben“. Ein Wechsel, der innerhalb der Wissenschaft vom Menschheitsleben einträte, wäre etwas Tertiäres. Am primären Wechsel gabelt das Denken und sein Stoff; an der einen Zinke das zerfallende Denken und die Erscheinungen, an der anderen Zinke das unzerfallende Denken und die Erlebungen. Hiermit gabelt auch schon die Aufgabe unserer Erkenntnis; dort das Streben nach dem Einerlei, hier das Streben nach der Einheit. Am sekundären Wechsel gabelt nur mehr die Art und Weise im Begreifen der Einheit. Das Streben nach der Einheit bleibt von diesem Wechsel unberührt. Nun käme jener gewählte tertiäre Wechsel. Von ihm soll es abhängen, ob das Begriffssystem blosses „Requisit“, oder Selbstzweck wäre; ob der Sonderbegriff, oder der Artbegriff herrsche. Aber der Vortritt des Sonderbegriffes ist unzertrennlich vom Streben nach der Einheit. Somit wäre das Streben nach der Einheit für diesen tertiären Wechsel ein blosser Wahlfall. Mit diesem tertiären Wechsel sollte also gleichsam in's Wanken kommen, was selbst dort ein Ruhendes ist, wo es noch auf Sein oder Nichtsein der ganzen schildernden Wissenschaft ankommt. Das will sagen, im Rahmen der schildernden Wissenschaft würde vom Belieben des Gesichtspunktes etwas abhängen, was schon dort allem Belieben entrückt ist, wo es der schildernden Wissenschaft immer noch freisteht, mit ihrem Gegenstande zugleich, dem Menschheitsleben, um sich selber zu kommen. Auf solche Weise ist jener Gedanke ein in sich unmöglicher, und der Zweifel, den er nährt, alles vernünftigen Sinnes bar.

Erwägungen von so prinzipieller Wucht bedürfen keiner Stütze; sie können sie nicht finden, weil alles Andere an ihnen Stütze sucht. Ich habe von Beginn an darauf hingelenkt, und nun steht es für alle weitere Erwägung erst recht ausser Frage, dass nicht die schildernde Wissenschaft selber, sondern bloss eine pädagogische Reduktion vorliegt, wo ein System ihrer Artbegriffe ausgebaut ist. Als solches zu erscheinen, besagt für die Wissenschaft vom Menschheitsleben auf jeden Fall schon ihr reduziertes Aussehen. Das Wortspiel trifft hier zu, weil ja eine bessere Reduktion dieser Wissenschaft abschbar geworden ist. Diese grundsätzlichen Verhältnisse verbieten es, das Begriffs-System der schildernden Wissenschaft in eine Reihe mit den Begriffs-Systemen der Natur zu stellen; die in der Zoologie, Botanik, Mineralogie den Kern dieser Wissenschaften ausmachen, auf dem geraden Wege nach ihrem Erkenntnisziele liegen. Die Natur-Systeme dienen ja dem Streben nach dem Einerlei genau so, wie es am Vollkommensten das Naturgesetz thut. Dieser Abstand von System zu System lässt sich ebensowenig erhärten, nachdem einmal seine letzten Gründe vorliegen, als diese selber. Aber die Gegensätze zwischen dem Systeme der schildernden Wissenschaft und den Systemen der Natur will ich in Kürze beleuchten.

In den „systematischen“ Naturwissenschaften beziehen sich die Artbegriffe auf die Gegenstände des zerfallenden Denkens, in der schildernden Wissenschaft auf die Gegenstände des unzerfallenden Denkens. Wie es noch etwas klarer werden soll, lässt dieser Unterschied nicht mit sich spassen; dem praktischen Erfolg nach aber ist das Wort mächtig genug, um ihn zu verschleiern. Für unser wortessfüchtig Denken macht es ganz gewaltig etwas aus, dass man zum Beispiel von „Elephant“ genau so einwörtlich reden kann, wie von „Freund“ oder „König“. Von Namen zu Namen spaziert es sich durch die Welt des Handelns nicht anders, wie durch die Natur. Das sind zunächst Eindrücke des urwüchsigen Denkens. Allein in der Wissenschaft ist kein Denken so sehr von der rothäckigen Alltäglichkeit angekränkt, wie gerade das unzerfallende. Kein Wunder also, wenn sich Dieses in der gleichen Rolle des Ordners und Sortierers wähnt, die nur dem zerfallenden Denken vor der Natur zusteht. In der Welt des Handelns, wo der Begriff ständig vor dem Begriffenen da ist, kommt alles Sortieren zu spät. Nur abermals das Wort täuscht hier über den Sachverhalt, und thut es dieses zweite Mal mittelbar. Manches, das im Vollzuge oder Bestehen den gleichen schöpferischen Begriffen folgt, trägt verschiedene Namen. Vieles umgekehrt den gleichen Namen, obwohl es ganz verschiedenen Begriffen folgt. Hier will diese Neckerei schon etwas besagen, wo doch die Reibung mit der „populären Nomenclatur“ eine weitaus schärfere ist; denn hier ist einfach Alles schon zu seinen eingewurzelten Namen gekommen, ehe ein „systematisches“ Denken eingreift. Auch will das nennende Wort hier ganz anders respektiert sein, weil es dem schöpferischen Begriffe verwachsen ist. Deshalb bleibt es doch nur das Streben, eine eingerissene Unordnung wieder gut zu machen, was hier in der selbstgefälligen Maske des „Ordners“ auftritt.

Nach der Art, wie uns alle Natur zur Erfahrung wird, sind uns die Gegenstände, auf die sich die Artbegriffe der Natur-Systeme beziehen, ein Fremdes, Vorgegebenes; sie erscheinen zugleich als Primäres, gegenüber dem Sekundären der Erscheinungen. Die Gegenstände aus der Welt des Handelns

sind uns zunächst nur mit dem nennenden Worte gegeben. Für ihren eigenen Teil sind sie nichts weniger denn Primäres; da sie lauter denkende Umformungen des Erlebten, sind sie Geschöpfe unseres Denkens. Nicht in dem Maasse, als es zum Beispiel in der Mathematik, in einer richtigen „Begriffswissenschaft“ gilt, deren Gegenstände im buchstäblichsten Sinne Geschöpfe unseres Denkens sind; Ziffern und Figuren besagen ja nur hilfreiche Symbole der Gedankenbewegung. Die Gegenstände der Welt des Handelns sind eine Schöpfung unseres Denkens auf einem Umwege; auf dem Umwege des mit unserem Denken verwachsenen Handelns. Das steht durchaus nicht in Widerspruch dazu, wenn ich so oft von den „schöpferischen Begriffen“ rede; es sind dies die Einheiten des lebendigen, „handelnden“ Denkens, die zwar dem vollziehenden Geschehen vorantreten, aber trotzdem dem Handeln verpflichtet sind. Unser Denken ist dem Handeln, im Sinne der „neuen Begriffe, die sich dann erst im Geschehen ausleben“, nicht um mehr voraus, als um einen Schritt aus vielen Schritten. Nie gleich um tausend Schritte, wie es etwa der Vorstellung gemäss wäre, dass ein Haufe „Urmenschen“ zusammentritt und kundthut: „Genug des Strolchens und Raufens, wir gründen nun einen Staat!“. Das überspringt ooo Zwischenglieder, die sich vorher im Geschehen vollziehen müssten. So ist auch der „schöpferische Begriff“, vom ersten Anfang an, nur zum Teile frisch Gedachtes, zum grössten Teile ist er selber durch das Handeln hindurchgegangen. In diesem Sinne steht auch bei ihm der Umweg über das Handeln in Geltung. Aber weil es ein Umweg nur über das mit unserem Denken verwachsene Handeln ist, so ändert sich nichts an der Thatsache, dass alle Gegenstände dieser Welt unserem Denken völlig in die Hand geliefert sind. Sie sind durchaus nichts Vorgegebenes, das sich erst im Walten isolierender und generalisierender Abstraktion, im Vergleichen von „Merkmalen“ überdenken liesse; sie lassen sich gleich einzeln von der Wurzel aus durchdenken. Darauf beruht der ausserordentliche Gegensatz zwischen den Artbegriffen hier und den Artbegriffen dort. Selbst für den weiteren Ausbau des Systems werden hier die verschiedenen Arten nicht an einander „angepasst“, wie sie zu höheren sich vereinen liessen; es ergeben sich die niederen mit der Abwandlung der vom Denken vorweggenommen höheren. Ich will es doch lieber betonen, dass hier, beim Zimmern blosser Systeme, von „Induktion“ genau so wenig die Rede sein kann, wie von „Deduktion“.

Allein, für jene Gegensätze ist unser Denken um des lieben Wortes willen blind. Im thätigen Vollzuge profitirt es natürlich von der günstigeren Lage; aber es gefällt sich trotzdem in der Rolle des verdienstvollen Ordners „von Grund aus“. Auch die Welt des Handelns sieht man als ein Kunterbunt vor sich, das erst reihum bei seinen Namen zusammengefangen sein will, um es dann nach seinen „Merkmalen“ hübsch einzufächern, in recht sorgsam gezogene Rubriken. Hierher die Bemerkung, dass Worte als Natur behandelt werden. Auch jene andere spielt da herein, dass mit den Worten ein Schleier auf dem Aufbau dieser Welt ruhe; weil eben vor dem übermittelnden Worte unser Denken einfach vergisst, dass sein Blick so durch und durch zu dringen vermag; im Enthüllen des mit ihm selber verwachsenen Handelns, das hier überall dahintersteckt. Und in diesem Geiste sind die Worte zugleich Gräber des Geschehens, Verknücherer.

Die wortfrommen Eindrücke unseres Denkens machen wohl den Anfang; aber erst unsere hergebrachte Logik bringt System in die Sache. Auf den ersten Streich wird alles Nennbare über einen Leisten geschlagen; und mehr als dies. Denn jedes beliebige Wort gilt einfach schon als solches für einen „Begriff; hier natürlich in Gänsefüßchen; wobei es eben ganz gleichgiltig ist, ob das Wort einen Gegenstand des unzerfällenden, oder des zerfällenden Denkens vertritt, oder der mathematischen oder sonst einer Erkenntnis, die sich an das knüpft, was durch unser Denken selber gegeben ist; oder sei es überhaupt nur ein Wort, eine Einheit der Sprache, der keine Einheit unserer Gedankenwelt entspricht, mit der nur eine Nestel des Zusammenhangs vorliegt; oder gar nur ein Pflaster für Gedankenrisse. Einerlei, ein „Begriff“ liegt vor. Der zweite Streich über den Leisten geht nun in der Richtung der Behandlung dieser „Begriffe“: ihre Definition. Auch in dieser Hinsicht gilt für diese Logik, die mit der wissenschaftlichen Logik fast nichts, die nur mit den eingerosteten Gewohnheiten unseres Denkens zu thun hat, und einer entarteten Scholastik entspricht, einer Rückbildung dieser zwar „formalen“, aber doch vollendeten Denkweise, für diese Afterlogik gilt überall das Schema F. Tritt eine Teilung ein — „Realdefinition“, „Nominaldefinition“, „genetische“ und so weiter — so gilt eben F, a und F, b wieder für jedes beliebige Wort. Auf unseren Fall angewandt, müsste also zum Beispiel „Elephant“ auf's Haar im nämlichen Hergang definiert werden, wie „Freund“, oder „König“. Vergleichen wir etwa die beiderseitige Lage gegenüber der „Realdefinition“, die als Schema F, a vorzunehmen wäre; für „Elephant“ ganz so wie für „Freund“. Dort bekäme man etwas unter die Hände, was sich für seine „Erklärung“ sozusagen nur tastend umfahren lässt; wenn man nicht sofort auf Verallgemeinerungen zurückgreift, die gleich die ganze „organische“ Welt angehen. Hier dagegen bekäme man mit etwas zu thun, das aus dem Handeln, und damit zugleich aus unserem Denken geworden ist; die Wechselbeziehung zum Empfinden eingerechnet. Als „Freund“, der hier zu definieren wäre, ist ja einfach ein „Verhältnis zwischen Handelnden“ auf den Kopf einer beteiligten Person ausgesagt, gleichsam also in's Anschauliche gewendet. Zu definieren ist somit etwas, das überhaupt nicht „ist“, sondern „besteht“; und dies, weil etwas „geschieht“, in der entsprechenden Garnierung von Determinanten. Es „geschieht“ in diesem Sinne aber nichts, was nicht gedacht und nachlebend denkbar wäre. Und ein derart aus eitel Denken gewobenes Etwas soll nun auf's Haar so in seinem „Wesen“, oder nach seinen „Merkmalen“ erfasst werden, wie jenes andere Etwas, das unserem Denken breitspurig vor die Nase gesetzt ist.

Es liegt nahe, dass jene „Logik“, in ihrer blühenden Unlogik, auch dort zur Definition hetzt, wo statt des fragwürdigen Abstieges von der Hühnerleiter stets nur die schülernde Auflösung am Platze ist. Nebenan drängt zu diesen „deplacierten“ Definitionen auch der Uebergreif des juristischen Denkens, das die Interpretation des vorhandenen, oder doch in Zukunft möglichen Gesetzeswortes im Auge behält. Umgekehrt bleibt es dabei ganz ausser Sehweite, dass vor der Welt des Handelns Definitionen eines ganz anderen Schlages und Berufes möglich sind, kraft der Eigenart ihrer Gegenstände. Definitionen, mit denen eine Arbeit heilsamster Einkehr abzuschliessen vermag. Diese Definitionen haben freilich mit dem Begriffs-Systeme,

das als lehrhafter Auszug der schildernden Wissenschaft möglich ist, nicht mehr zu thun, als mit der letzteren selber, und mit ihr nicht mehr, als mit der berichtenden Wissenschaft. Der unmittelbar Beteiligte ist dabei das unzerfallende Denken. Dieses kann zu seinen Inhalten gelangen, ganz unabhängig von dem schillernden Wortkleide, worin es bei seiner Bewegung gehüllt ist. Es hat nicht nötig, alle Worte, die sich auf die Welt des Handelns beziehen könnten, reihum nach jenen Inhalten auszubeuteln. Jene Gunst fällt um so schwerer in's Gewicht, als ja die Gegenstände jener Welt zunächst nur mit Worten gegeben erscheinen. Während in der Natur von Haus aus das „Greifbare“ da ist, und damit die günstige Position gegenüber jener Logik und ihren Albernheiten. Die Zoologie, zum Beispiel, ist offenkundig nicht darauf angewiesen, den ganzen Sprachschatz nach allen Worten animalischer Witterung durchzusieben, um dann an der Hand ihrer Definitionen ein Natur-System in Angriff zu nehmen. Nur das unzerfallende Denken wähnt sich mehr oder minder in dieser Zwangslage. Ein Wahn, der unter dem Patronate unserer hergebrachten Logik steht, aber dem wirklichen Sachverhalt kein Tüpfelchen raubt.

Auf der Grundlage des früher erwähnten „kürzesten Inventars“ liesse sich jederzeit ein vollständiges Inventar der Gegenstände jener Welt anstreben. Man brauchte nur nach allen Richtungen hin — „Gesehnisse“, „Vorgänge“, „Bestände“, „Fortbestände“ — die möglichen Umformungen zu verfolgen, mit dem Ausgange vom Primären. Es liegen ja diese Gegenstände alle auf dem Wege, den unser Denken von etwas Primärem her in thätiger Umformung beschreitet. Das Primäre wären nun die Erlebungen; die kürzesten Teilstücke, die schlichtesten Kuppeln jenes empfundenen Zusammenhanges, den ich von meiner Seite stets als Streben und Erfolg ausdrücke. Um einige davon in Unordnung zu nennen: „greifen“, „drängen“, „ziehen“, „werfen“, „fliehen“, „verzichten“, „behaupten“; sie lassen sich zum Teil auch in anderer Wendung ausdrücken: „festhalten“, „erlangen“, „haben“; im Ganzen so etwas wie die Thatenwelt des Baby's. In ihrer gedrunghenen Urwüchsigkeit, um den falschen Schein ihrer Verwickeltheit abzuwenden, liessen sich diese Erlebungen besser mit den lebendigen Ausrufen malen: „her!“, „weg!“, „hin!“, „halt!“, und so weiter. Sie erhellen gleichsam als der Rohstoff der Umformung; und der letzteren könnte man nun in allen Richtungen folgen. Zum Teil würde es sich um Gestaltungen handeln, auf die unser Geist durch die determinierende Natur verpflichtet erscheint: „Mutter“, „Vater“, „Bruder“. Und wie hier, würden im Ganzen auch alle anderen erreichbaren Inhalte in Worte mehr oder minder gut hineinwachsen: „Helfer“, „Genosse“, „Freund“, „Führer“, „Häuptling“, „Schutzherr“, „König“, „Gegner“, „Feind“, „Zwingherr“; und so fort, wenn man bloss der zufällig eingeschlagenen Richtung, und nur ganz obenhin folgt. Auch hier ist keine rechte Ordnung einzuhalten, weil sich die Beziehungen vielfachst gabeln, eine blosser Reihe sie daher niemals richtig wiedergeben kann. Höchstens ein Tableau, im Sinne einer Abart von Stammbaum dieser Gegenstände. Ungefähr auf diese Art wüsste das unzerfallende Denken seinen Worten erst den Herrn zu zeigen. Es wüsste mit ihnen Fangball zu spielen, statt sich von ihnen prellen zu lassen. Aber gerade von dieser Möglichkeit, im Wege der Selbstbesinnung, und in diesem Sinne abschliessend zu definieren, davon lässt sich die gute alte Logik kaum etwas träumen. Für sie ist

Definition stets nur die demütige Verbeugung unseres Denkens vor jedem hergelaufenen Worte. Hinter dem Ausdruck „Begriff“ tragt da der Schimmel der wörterklärenden Definition ähnlich so, wie es hinter dem Ausdrucke „Thatsache“ wieder Deduktion und Induktion thun. Als ob sie einfach unentbehrlich wären, wo immer von „Thatsachen“ geredet werden kann. Selbst dort, wo überhaupt weder vom Allgemeinen aufs Besondere, noch vom Besonderen aufs Allgemeine zu schliessen ist; wo wir vom Boden unseres eigenen Handelns aus die Zusammenhänge im fremden erschliessen, und nie anders, als dass wir uns in jeden einzelnen Fall hinein versetzen.

Jene Erlebungen, um das einzuflicken, sind in solchem Grade primär, dass ihnen gegenüber unser Denken selber als das Sekundäre erscheinen könnte. Nur ist Dies eine rein ausmalende Vorstellung; sie will nur den Sachverhalt pointieren, will Beziehungen klären. Aber man darf keine sachliche Aussage dahinter suchen, vielleicht über die „Urzeit“. Wie sie dem Arbeitsfelde der schildernden Wissenschaft angehörte, kann von einer „vorgeschiedlichen“, einer „Urzeit“ im wesentlichsten Sinne nur vom Boden des unzerfällenden Denkens aus geredet werden. Aber selbst das unzerfällende Denken weiss es Münchhausen nicht gleichzuthun, wenn er sich beim eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht. Ueber die Wurzel aller Erfahrung kann man nicht mehr erfahrungswissenschaftlich denken; da pfuscht man in's Metaphysische. So bleibt für das unzerfällende Denken kaum mehr ein Anlass, der Gefahren zu achten, die unser Geist überall dort läuft, wo die gedachte und die erlebte Zeit auf einander prallen. Es drohen da Fehler, die den Schein der plattesten Logik für sich haben; nur dass sie nicht immer so greifbar zu sein brauchen, wie jener entfernt Verwandte von ihnen, der uns nach einem mächtigeren Mikroskope trachten liesse, um Molekeln und Atome doch endlich sehen zu können; denn berechnen lassen sich diese in ihrer Grösse durchaus einwandsfrei, und somit scheinbar auch der Abstand, der sich noch bis zur erforderlichen „Vergrösserung“ dehnt.

Aber selbst dort, wo das unzerfällende Denken noch lange nicht der Metaphysik in's Gehege käme, auf Kosten seiner Gültigkeit; wird man es mit ausmalenden Vorstellungen jener Art sehr heikel nehmen müssen. So wird zum Beispiel abermals ein Sachverhalt pointiert, Beziehungen werden klarer, wenn man sich vorstellt, dass auf das „Rauben“ nicht sofort das „Tauschen“ folgen könnte. Der Gedanke eines „wechselseitigen und dauernden Verzichtes auf Habe“, der ist ein viel zu verwickelter, um eine plötzliche Eingebung zu sein; um nicht vielmehr löffelweiser Einflössung zu bedürfen, im Sinne vermittelnder Zwischenglieder des Geschehens. Da hilft sogar das Hineindichten einer „Gabe der Wertschätzung“ gar nichts Wesentliches. Anders, wenn wir etwa an die „gütlich und im Voraus erlegte Busse“ dächten, um uns wenigstens Ein Mittelglied vor Augen zu halten. Und erst dabei, nebenbei gesagt, könnte sich der Gedanke jener „Gleichheit artverschiedener Mengen“ herausbilden, die eine notwendige Fiktion des juristischen Denkens bleiben wird, auch wenn der Wertwahn des unzerfällenden Denkens längst verfliegen ist. Kurz, Beziehungen zwischen Mancherlei werden über derlei Vorstellungen klarer. Nur muss man sich hüten, diese Art „Entwicklungen“, die allein der gedachten Zeit beigeordnet bleiben, an irgend einem, noch so unbestimmten, in noch so graue Fernen gerückten Platz in der lebendigen Zeit unterzubringen. Die „Widerlegung“ bliebe

natürlich aus; aber der Selbstbetrug ist da. Man darf nicht für Erkenntnis nehmen, was nichts als Erwägungen sind, von „regulativer“ Bedeutung für das Erkannte.

Nun ein weiterer Gegensatz zwischen System und System. Alle Artbegriffe, die man der schildernden Wissenschaft entnehmen kann, hängen untereinander aufs Innigste zusammen. Nur damit bewähren sie sich als brauchbares Werkzeug, um der All-Einheit des Geschehens nachzueifern. Dieser innige Wechselbezug fehlt den Gliedern jener Systeme der Natur; hier kommt er nur vereinzelt in Betracht — „Schmarotzerwesen“, „Tierstaaten“. Jener Wechselbezug unter den Artbegriffen trifft bloss für die Biologie zu. Und damit liegt die einzige Verwandtschaft zwischen Biologie und schildernder Wissenschaft vor. Im praktischen Sinne geht also das Band nur über den lehrhaften Auszug der letzteren Wissenschaft hinüber. Daher auch die pädagogische Bedeutung der „organischen Auffassung“; mit der ja der Forscher gar nichts anfangen kann, weil er keinen gefährlichen Umweg einschlagen wird, wo ihn das Durchschauen des Zusammenhanges schon auf dem geraden Wege möglich wird. Während umgekehrt der Biologe unablässig im Kielwasser des unzerfällenden Denkens bleibt, und wenn er noch so „mechanistisch“ denkt. Der Gegensatz im Artbegriff, hier des zerfällenden, dort des unzerfällenden Denkens, besteht zwischen schildernder Wissenschaft und Biologie grundsätzlich sofort in voller Schärfe. Nur die „Ontogenie“ bringt da in der Thatsache eine eigentümliche Annäherung zuwege: statt dass sich die Gegenstände von der Wurzel aus durchdenken lassen, „entwickeln“ sie sich vor unseren Augen. Uebrigens bleibt für unsere hergebrachte Logik, trotz ihrer „gonetischen“ Definition, Schema F, c, schon die Biologie ganz ausser Schweite. Selbst der wissenschaftlichen Logik ist von sehr berufenen Seiten vorgeworfen worden, dass sie mehr eine solche der „Körperwelt“, will sagen der Natur-Systeme sei. Im Allgemeinen mag dies zutreffen; trotzdem gilt, und so viel auch im Interesse des unzerfällenden Denkens zu verfechten bleibt, dass man sich in allen Stücken auf die wissenschaftliche Logik berufen könnte. Nur jene Logik des wissenschaftlichen Alltags hat sich alleinig den Bedürfnissen des erobernden Denkens angepasst, als ein fauler Kompromiss zwischen Scholastik und Naturwissenschaft; und sie lastet daher dem erfindenden Denken, der unzerfällenden Erkenntnis, als eine drückende Fremdherrschaft auf. Die „Lehre vom Schluss“ geht eher noch jegliches Denken an, trotz der wechselnden Vorliebe für gewisse Schlussformen. Aber sie macht leider dort am Wenigsten selig, wo mehr als irgendwo anders der gesunde Menschenverstand der Weber ist.

Jener Wechselbezug ist damit gegeben, dass uns vor der Welt des Handelns jeder beliebige Artbegriff ungezwungen, und nicht auf bloss „Aehnlichkeiten“ hin, auf alle anderen führen kann. Um es nur sprunghaft anzudeuten, kommt man etwa von „König“ auf „Staat“, von da auf „Bürger“, von da auf „Familienvater“, auf „Haushalt“, auf „Unternehmung“, auf „Genossenschaft“, auf „Verwaltung“, und zurück auf „Staat“ und „König“, worauf man in jeder beliebigen Richtung die Rundreise von Neuem antreten könnte. Nun etwa über „Steuer“, „Zoll“, „Preis“, „Lohn“, „Gehalt“, „Zivilliste“. Und so von jedem beliebigen Punkte aus. Die Verbindung ist immer ungezwungen, und in einem allertiefsten Sinne da. Denn in letzter Linie steckt auch hier der Allzusammenhang des erlebten Ge-

scheitens dahinter. Jener Allzusammenhang, der wohl gedachte Pole besitzt, zum Beispiel Not und Macht, sobald man, gewisser Vorarbeiten halber, nur die seitlichen Zusammenhänge in's Auge fasst; der aber als Zusammenhang kein „vorn“ und kein „hinten“, kein „oben“ und kein „unten“, keine „Spitze“ und keine „Basis“ kennt. So zwar, dass es geradeaus als ein Verstoß gegen Gemeinplätze erscheinen muss, wenn man wähnt, diesen Allzusammenhang von einer bestimmten Richtung her auflösen zu müssen, um ihn richtig aufgelöst zu haben. Was ergäbe nun eine solche „bestimmte“ Richtung? Ach wahrhaftig, das „Wirtschaftliche“; denn etwas zureichender „Bestimmtes“ ist gar nicht denkbar. Nach dem Obigen läuft zwar ein kleiner Fehler gegen Adam Riese unter; trotzdem kann unter diesen zwingenden Umständen nicht der geringste Zweifel bestehen, dass die ganze Welt des Handelns auf der „Basis des Wirtschaftlichen“ ruhe. Dies nur nebenbei; so nahe es liegt, dass alle diese Verkennungen sich gegenseitig bedingen, und die ganze Wörterlei nur Ein Rattenkönig der Irrungen ist.

Dieser Wechselbezug vor Allem erleichtert es unserem Denken, im Rahmen der schildernden Wissenschaft sich vor dem Worte zu erniedrigen. Man spricht sich, im mehr oder minder buchstabierenden Denken, munter von Wort zu Wort, und baut auf diese bequeme Weise sein Kartenhaus von System. Scheinbar ist dann von dem Flechtwerk, als das sich unserem Geiste das Menschheitsleben darstellt, ein Gedankenbild abgehoben. Für die Welt des Handelns im Grundriss, nun sie im Schattenriss. Man überblickt zur Not das Spiel der Zusammenhänge, die Gliederung im Geschehen, und thut es quer über den Zeitverlauf, im Einzelnen auch dem Zeitverlauf entlang. Zeitverlauf, in der That, nicht Zeitenlauf; den letzteren Ausdruck wird man besser der duldend erichten, schicksalserfüllten Zeit vorbehalten, nicht der nach ihrem Vorbilde gedachten Zeit, die für jene begrifflich erfassten Zustände und Entwicklungen allein in Betracht fällt. Vor Allem sei aber betont, dass mit dieser bequemen Reduktion keineswegs jenes Flechtwerk „in abstracto“ vorliegt, das mit dem Menschheitsleben „in concreto“ vorliegt, und hier den lebendigen Wissensschatz bedeuten würde. Von einer eigentlichen Abstraktion ist gar keine Rede. Die Zustände und Entwicklungen, die sich zugleich mit dem Begriffs-Systeme ergeben, dank des Wechselbezuges aller Artbegriffe dieses Systems, die sind nicht etwa vom Leben abgenommen; auch nicht über das Mittelglied der schildernden Wissenschaft; sie sind in einer eigentümlichen Weise angenommen. Es handelt sich nicht schlechthin um ein minderes Surrogat des Erlebten, gemessen am lebendigen Wissensschatz, es handelt sich um ein Surrogat des Surrogates. Das lässt sich am Besten mittelbar erläutern.

Der Laie, der ein älteres „Lehrbuch der Nationalökonomie“ — „Traité“, „Principles“ — vor sich hat, das eben solcher minderen Reduktion um so sklavischer folgt, je mehr es über den Leisten gearbeitet ist, der Laie denkt gar nicht anders, als dass hinter diesem Systeme genau so die ganze Nationalökonomie stehe, wie etwa hinter einem Lehrbuch der Zoologie die ganze Zoologie stehen kann. Es mag ja Mancherlei hinein verarbeitet sein, was lebendiges Wissen bedeutet. Im Grundsatz steht hinter dem Systeme nichts anderes, als die Gemeine Erfahrung. Diese allein reicht aus, den Wechselbezug der Artbegriffe überschaubar zu machen, die selber schon aus ihr erblühen. Abermals ist keine „Theorie vor den Thatsachen“ ge-

boten; dazu sind diese Lehrbücher schon im Allgemeinen viel zu sehr dem Worte verpflichtet, besonders aber den patentierten Fachausdrücken, die als eigentlichste Tradition aus dem einen in's andere schleichen. Wortseligkeit und Selbstbesinnung, das schliesst sich so ziemlich aus. Aber auch keine „Theorie statt der Thatsachen“ liegt vor, wie es bei den Systemen der Natur zutrifft, bis zu ihren naivsten zurück. An Stelle aller Thatsachen ist einfach die Gemeine Erfahrung verarbeitet; die nichts enthält, was nicht jedermann wüsste, und daher auch nichts, was man erst in einer Aussage festnageln muss, um es jedermann verfügbar zu erhalten; in diesem Sinne schliesst sich Gemeine Erfahrung und Thatsachen aus. Es handelt sich gleichsam um eine „Theorie trotz der Thatsachen“; eine Theorie, unabhängig von aller Forschung, und vom Boden der Erfahrung aus gar nicht beurteilbar. Sie kann immer nur folgerichtig, schlechthin logisch, oder nologisch sein. Wenn sie dessen ungeachtet stets an das Erlebte erinnern wird, so bringt zwar gerade dies den Schein zuwege, dass bei solcher Reduktion der lebendige Wissensschatz geschont würde. Aber es hängt dies an keinerlei Bezug mit der Wissenschaft selber, sondern hängt einfach an jenem Wechselbezug der Artbegriffe. Sofern man sie aus der Gemeinen Erfahrung nur etwas sorgsamer übernimmt, und sie in ihren offenkundigen Beziehungen nur einigermaßen richtig durchdenkt, muss ja ganz von selber ein Nachbild des Flechtwerkes herauskommen. In dieser Weise erscheint solche Reduktion ebenso bequem, und ebenso naturtreu, als sie minderere Gattung ist. Denn sie liegt keineswegs über den lebendigen Wissensschatz hinaus, ist ein lehrhafter Auszug nicht im Sinne einer Abstraktion des letzteren, sondern im Aftersinne einer freien Nachdichtung. Allerdings vom sicheren Boden der Gemeinen Erfahrung aus.

Mit ihren Systemen stehen also diese Lehrbücher, von der Art der älteren nationalökonomischen, ganz ausserhalb der schildernden Wissenschaft. Sie können daher auch ohne alle schildernde Wissenschaft bestehen; das ist der Erfolg jener minderen Reduktion. Die schildernde Wissenschaft ist dann ähnlich da, und doch nicht da, wie es zwischen Larve und Schmetterling gilt. Der schildernden Wissenschaft ist also ein Larvenzustand möglich, bei dem sie von ihrer eigenen Reduktion vorweggenommen erscheint. In solcher Weise kann sie eine Zeit lang nur mit ihren eigenen Lehrbüchern vorhanden sein, als eine richtige Lehrbuchwissenschaft.

Es genügt, dass ihr dieser Larvenzustand möglich ist; dann ist sicher, dass sie ihn durchmachen wird. Ich meine, ganz abgesehen von dem Zwange dazu, dass sie den krummen Weg dieser minderen Reduktion einschlagen muss, um sich selber zu finden. Auch alle anderen Verhältnisse klingen da in Harmonie zusammen. Nicht einfach, dass der Unterricht auch mit dem Lehrbuch zufrieden ist, das statt der Wissenschaft vorliegt. Nicht bloss, dass es an den Einzelnen sehr versucherisch herantritt, mit dem Thalwege des Lehrbuches die steilen Pfade der Forschung abzuschneiden; und wie hübsch, wenn man gleich die „Grundsätze“, die „Prinzipien“ einer Wissenschaft aus der Erde zu stampfen vermag. Versuchen, denen helle Köpfe, selbstständige Denker am Meisten ausgesetzt sind; gerade sie ficht die Lockung an, nach System und „Exaktheit“ dort zu streben, wo diese ihren Beruf verfehlen. Aber vergessen wir nicht, dass die schildernde „Aktionswissenschaft“ im thatsächlichen Erfolge die Wissenschaft vom Alltäglichen ist. Mit ihr

wacht der Alltag zu wissenschaftlichem Bewusstsein auf. Für seine Einzelfragen ist ihm ernste Antwort von jeher nicht versagt gewesen. An Monographien, gesunden Ansätzen zur schildernden Wissenschaft, hat es nie gefehlt. Aber da hinüber konnte die ruhige Entwicklung nicht gehen. Denn mit dem ersten „System“ gewahrt sich der Alltag plötzlich in seiner Totalität zur Frage gestellt und beantwortet. Dann ist es solche Art Belehrung, um die er die Wissenschaft stürmisch angeht. Und so raubt er ihr die Möglichkeit, in Stille auszureifen. So macht er seine eigene Wissenschaft altklug; lässt sie alles wissen, bevor sie recht Zeit fand, auch nur wenig zu erfahren. Das Interesse von ihm, der nur für den Augenblick da ist, geht beileibe nicht auf jenes tiefgründige Ganze, dem er nur die Oberfläche der „Gegenwart“ ist. An seine eigenen Vergangenheiten denkt er ja so wenig, um nicht einmal ein Wort dafür zu schöpfen. Gerade nur die Sehnsucht Aller nach der Jugend lässt die Völker von einer „Goldenen Zeit“ reden, den Einzelnen um die „gute alte Zeit“ klagen; dort nur ein Traumbild, hier nur ein in Wehmut verschwommener Ausschnitt aus dem Grossen des Menschheitslebens, das dem Alltag einfach entgeht. Er denkt nur an sich, und eben darum sich selber als ewig. Sein verwehnd Eintagsdasein ist ihm das ganze Menschheitsleben. Darnach will er auch seine Wissenschaft. Eine Wissenschaft, die gar nicht daran denkt, dass es anders sein könnte, als es just im Augenblicke ist. Man sieht, als Wissenschaft vom Alltäglichen wird es der schildernden Wissenschaft sehr leicht gemacht, sich selber so zu missverstehen, wie es unter den übrigen Verhältnissen kommen muss. Denn so, wie die Reduktion beschaffen ist, die ein Lehrbuch ohne Wissenschaft erlaubt, so wird über diese Lehrbücher hinüber die Meinung beschaffen sein, die von dieser „eskomptierten“ Wissenschaft aufkeimen muss. Wer also das Lehrbuch schreibt, glaubt die Wissenschaft kernig zu fördern. Denn unter solchen Umständen bleibt es der Letzteren nicht erspart, sich selber als eine „systematische“ anzusehen. Nach Aussen hin wird sie dieses Leumundes erst recht nicht los. Im besten Falle, wenn die Forschung gar zu deutlich ihre „Abwege“ gelte, wird die Wissenschaft als ein nützlich Anhängsel ihrer eigenen Reduktion anerkannt. Man denke an das Verhältnis, wie es nach der Gemeinen Meinung, aber vielfach auch jener der wissenschaftlichen Logik, zwischen „der“ Nationalökonomie auf der einen, und einer gewissen „Wirtschaftsgeschichte“ auf der anderen Seite bestünde; jener „Wirtschaftsgeschichte“, die man auf dem Koppelfelde der „Gebiete“ so friedlich weiden sieht, neben „Politischer Geschichte“, „Verfassungsgeschichte“, „Rechtsgeschichte“, und so weiter; fehlt gerade noch die „Naturgeschichte“.

Das Verhältnis zwischen Kern und Anhängsel gilt so sehr in verkehrtem Sinne, dass man von dem grundsätzlichen Veto absehen kann, und der Gedanke an „Teilwissenschaften“ kommt doch nicht auf. Eine Teilung greift allerdings Platz. Ist der Schmetterling ausgekrochen, bleiben jene Art Lehrbücher als blosse Hülle zurück. Ihre Folge wird weitergehen, weil gewisse Lehrzwecke es verlangen. Man kann in ihrer Folge ruhig eine Einheit für sich sehen, und von einer Wissenschaft sprechen; Patent auf dieses Wort ist nicht genommen. Jene Wissenschaft kann man „Systematische Nationalökonomie“ oder wie immer nennen. Nur übersehe man das untergeordnete Verhältnis nicht, das vor der schildernden Wissenschaft diesem Kadaver der alten Lehrbuchwissenschaft zusteht.

Schon ihr Wesen darf nicht verkannt werden. Ein eigentlicher Fortschritt ist da ausgeschlossen. Er war bei dieser „Systematischen Nationalökonomie“ von jeher nicht gut möglich. Aber wahrhaftig nicht, weil es bekanntlich „Klassiker“ gewesen sind, die erst den richtigen Anfang gemacht haben. Der Fortschritt hat ausbleiben müssen, weil hier das Anfangen so gut wie Alles ist. Denn hier ist doch die Gemeine Erfahrung der Rohstoff. Das aber, was Jedem zur Verfügung steht, braucht nur ein erstes Mal in wissenschaftlicher Form, in der Abgerundetheit eines Systems, ausgesagt zu werden: dann ist der Anfang gemacht, der im Grundsatz schon das Ende bedeutet. Ein Anfang, der sich nicht fortsetzen, der sich immer nur wiederholen lässt. Wohl muss sich auch die Gemeine Erfahrung, mit ihrem Wurzelgrunde, mit dem Alltage, nach Zeit und Ort abschatten: allein es fällt dies am Wenigsten dort in Betracht, wo vor Allem die Grundlinien des gewissen Flechtwerkes nachgedichtet werden, wo also die Gemeinste Erfahrung im Kerne steht. Ausserdem bildet sich neben diesem Ausgang vom Gleichen starrste Tradition aus. Es wird aus den alltäglichsten der Alltagsworte ein System bereitet. Mit diesen Worten, und ihren Mithelfern am ersten System, schleppt sich die Tradition weiter; und in deren wortschalen Rahmen geschieht es, dass eigentlich jeder von vorne anfängt. Sie steigen sich nicht auf die Schultern, sie steigen sich mehr auf die Köpfe. Im Enderfolge muss sich das Schicksal erfüllen, das immer hereinbricht, wo immer das Wort herrscht. Um die Achse der Worte dreht sich das Karoussell der Systeme und Theorien, und dreht sich endlos, ohne dass Einer vor den Anderen einen richtigen Vorsprung gewinnen könnte. Statt echten Fortschrittes ist Inzucht da; zwischen Gemeiner Erfahrung, und einer Tradition, die umso starrer ist, weil hier der Anfang aus dem guten Grunde von „Klassikern“ gemacht wurde, dass es ausreicht, anzufangen, um als „Klassiker“ zu gelten.

In der That, die allein haben etwas voraus, die jenen Anfang machen, der sich nur wiederholen lässt, und in diesem armseligen Sinne gleich das Ende ist. Da ist freilich nichts zu überholen; Klassizität also billig erworben. Gewiss ist es ein Verdienst, auf einem Wege voran zu gehen, sei es auch ein krummer. Aber schon dieses Verdienst ist vom Thatbestand recht beschnitten. Wenn irgendwo, ist hier der Einzelne nur das „Werkzeug einer allgemeinen Bewegung“. Wie überall in der Welt des Handelns Denken und Geschehen Arm in Arm wandeln, so auch dort, wo sich der Alltag auf Umwegen selber entdeckte; dort musste es zur Wissenschaft vom Alltäglichen drängen. Das Geschehen hat dem Denken die geniale That erleichtert. Das wäre schliesslich nur ein persönliches Verdienst geworden. Wo bleiben aber die Rechte der schildernden Wissenschaft, wenn man dort von „Klassikern“ spricht! Vergessen wir nicht, dass hier Autorität weniger um der Wissenschaft halber, eher auf Kosten der Wissenschaft erblüht ist. So sehr es der allgemeinen Lage entsprungen war, der Alltag war doch verblüfft, sich in einer Wissenschaft wiederzuerkennen. Er befaud sich in der geschmeichelten Stimmung jener Molière'schen Figur, die erfährt, dass sie zeitlebens „Prosa“ gesprochen; so empfing der Alltag die Kunde, dass er durch und durch Nationalökonomie sei. Kein Wunder, dass man diese Wissenschaft interessant bis zur Hoffähigkeit fand. Kein Wunder, dass sie in unerhörtem Masse in der Bewegung Faktor wurde, aus der und für

die sie geboren wurde. Auch das ist sofort erklärlich, dass eine Wissenschaft, die aus eigenster Schwäche mit dem Alltag Eines Geistes war, den Alltag am Tiefsten bewegt hat; bis zur Ablenkung der mächtigsten Stromlinien des erlebten Geschehens. Aber was kümmert dies Alles die Wissenschaft, die hier in der Larve steckte! Mittelbar leider sehr viel. Die Bergelast der Autorität, die nur „draussen“ zu erwerben war, hat sich „drinnen“ auf die Köpfe gewälzt. Wer weiss, ob wir nicht ohne unsere „Klassiker“ viel weiter gekommen wären. Die unvermeidliche Verknennung hätte sich nicht so zur starren Verknöcherung ausgewachsen. Die Letztere zu brechen, das hat eigentlich eine ganz andere wissenschaftliche That besagt, als jene. Gewiss war auch das Einspinnen der Larve nötig; aber es ist ein bisschen zu gründlich geschehen. Mit diesem einen unter vielen notwendigen Schritten hätte sich noch am Allerletzten Autorität verbinden dürfen; die letztere war vom Standpunkte der schildernden Wissenschaft eine schmerzlichst verfrühte. Freilich, daran sind jene „Klassiker“ genau so unschuldig, wie an ihrer Autorität selber, wenn sie aus dem Nachteil ihrer Wissenschaft ihren Vorteil gedreht haben. Immerhin, man mag sie in wortseligster Verzückung die „Klassiker“ nennen, ihrer Wissenschaft gegenüber erscheinen sie mehr als Klassikaner.

Wenn jener „Systematischen Nationalökonomie“ der Fortschritt verwehrt ist, so spiegelt sich darin das untergeordnete Verhältnis, das hier zur Wissenschaft des Menschheitslebens aus Gründen gilt, die recht greifbar sind. Den nämlichen Wechselbezug der Gegenstände, der in der „Systematischen Nationalökonomie“ ausgeschrotet erscheint, ihn muss auch der Forscher in Thatsachen, der eigentliche Pfleger der schildernden Wissenschaft, unausgesetzt im Auge behalten. Anders wüsste er die All-Einheit des Geschehens auch nicht im Kleinsten zu erschliessen. Alle Thatsachen blieben ihm sonst leere Worte, hohle Ziffern. Sie als Thatsachen, mit denen Erlebtes verbucht ist, zu verstehen, und jenen Wechselbezug, wie auch sonst die Gemeine Erfahrung im Auge behalten, das ist untrennbar Eines. So bewährt sich auch von dieser Seite her, dass nur ein blosses Ingrediens des lebendigen Wissensschatzes, nicht sein Destillat vorliegt, wo immer derlei Systeme ausgebaut sind. Der blossen Mittel aber, die hiermit einheitlich ausgestaltet sind, bedarf die Forschung als solcher. Aller Ausbau ist ihr nicht einfach gleichgültig, er darf für sie gar nicht vorhanden sein. Wenn sich die Forschung zum Schleppenträger dieser Systeme hergeben wollte, würden alle Vorurteile sie vergiften, von denen sich jene Art Nachdichtung nie frei halten kann. Wie der Dichter seiner Stimmung, ist der Schöpfer eines solchen Systems seinen Anschauungen ausgeliefert; an denen die Nachdichtung nichts ändert, weil sie umgekehrt darnach ausfällt. Objektivität ist schon dem Forscher schwer gemacht, der das Erlebte nachzuleben sucht; immerhin kann er sich an den Thatsachen festhalten, im ehrlichen Streben, von seinen Vorurteilen sich zu trennen. Dem Lehrbüchler, der in der Hauptsache nach Innen greift, um das Aussen nachzudichten, dem ist dieser Anhalt versagt. Auch auf den Ergebnissen der Forschung wird ein Mehltau der Vorurteile haften; die Systeme aber sind notwendig in der Wolle gefärbt, je nach dem Zuge des Herzens. Die Systeme sind also nicht Vorbereitung, nicht kürzende Wege der Forschung, für die letztere bedeuten sie

den Holzweg. So ungefähr liegt das Verhältnis zwischen der lebendigen, und jener Kadaverwissenschaft. Ein Gegensatz, von dem mit der Zeit auch die Laienwelt Witterung erhalten wird. Kunde davon, dass Lehrbücher dieser Sorte nur ein Manöverspiel sind, mit den blinden Salven des Wortstreites, während ganz wo anders heiss gekämpft wird. Je mehr der Lärm dieses Kampfes auch zum Laien dringt, desto mehr wird er den Geschmack an blossen Schaustücken verlieren. Er wird Siegesberichte von jenem Kampfe verlangen, im Sinne der anderen, der lebenswahren Reduktion; bei der ein Lehrbuch für seine Wissenschaft, und nicht als diese Wissenschaft da sein will.

An der Nationalökonomie hat sich das Schicksal erfüllt, das aus dem Wesen der schildernden Wissenschaft zu folgern ging. In diesem Sinne sind sich jene mögliche, und diese gewordene Wissenschaft nahe gekommen. Was trennt sie noch? Scheinbar nur mehr eine Frage des Umfanges. Die Nationalökonomie erscheint zu enge, um die schildernde Wissenschaft aufzuwiegen; sie wende sich ja nicht dem Menschheitsleben, nur der „Volkswirtschaft“ zu! Auf den ersten Blick will dies allerdings nicht viel sagen. Dann wäre einfach nicht der Nationalökonomie allein, auch noch anderen Wissenschaften neben ihr, mit der schildernden Wissenschaft ein Spiegel der Selbsterkenntnis vorgehalten. Leider steht es viel bedenklicher. Solange man nur überhaupt an eine weitere Trennung glaubt, spukt der Wahn der „Gebiete“. Da hat man gut für Gesichtspunkte, für die Souveränität des Denkens über das Wort, als Schlüsselwort, zu streiten. Der Wortestrag ist nur bei der einen Thüre hinausgeworfen, um sich sofort durch dieses Hinterthürchen einzuschleichen. Glaubt man ernstlich an ein Gebiet des „Wirtschaftlichen“, dann ist wenigstens dem Eindrücke nach alles wieder in Frage gestellt, was im Grundsatz schon erledigt war. Warum soll dieses „Gebiet“ nicht auf seine Façon selig werden! Warum soll nicht für das „Wirtschaftsleben“ gelten, was freilich für andere „Gebiete“ nicht gilt! Warum soll das Menschheitsleben nicht von seiner „wirtschaftlichen Seite“ her in ganz anderer Art erkennbar sein! Wo es hier doch zum Beispiel von Zahlen wimmelt — und in der That, wo immer Zahlen auftauchen, werden alle Leute geschäftig, die ebenso gute Rechner, als schlechte Mathematiker sind; die munter darauf los dividieren und integrieren, ohne sich im Geringsten zu fragen, ob man hier überhaupt rechnen kann. Und es ist ziemlich offen, dass dort, wo alles Einheit ist im Wesen, gerade deshalb keine numerischen „Einheiten“ da sind, trotz „Preis“ und „Münzfuss“; womit die erste Voraussetzung für alles Rechnen mangelt. Die Rechnung hinterher stimmt; aber der Ansatz vorher ist falsch. Ist Willkür, und damit zieht der böseste aller Fehler ein: der Fehler im Ansatz. Diese „Mathematische Nationalökonomie“ ist die würdige Schwester der „Systematischen“. Die Zahl allein thut es nicht; man muss auch an das nennende Wort glauben. Auf diesem Umwege vollzieht sich dann, was dem wortseligen Denken schon im Wesen steckt: eben der Fehler im Ansatz. Das wortselige Denken ist gleichsam auch nur ein Rechnen in Worten, die ohneweiteres für „Einheiten“ genommen werden; ob's nun stimmt oder nicht. Dann sind hinterher wieder die Schlüsse richtig. Aber

mit dem Fehler im Ansatz ist das Ergebnis, da wie dort, schon in der Wurzel vergiftet. Bei jener ganzen Sachlage bin ich gezwungen, auch diese letzte Scheidewand der Vorurteile wegzuschieben, die von der schildernden Wissenschaft die Nationalökonomie getrennt hält. Bisher hat das Annähern Beider den Nebensinn gehabt, zu zeigen, wie die Nationalökonomie besser ist, als die gemeine Meinung über sie. Nun soll sich ergeben, wie sie auch besser ist als ihr eigener Name.

Dem Gedanken, dass die Nationalökonomie eine Sonderwissenschaft sei, weil sie schlecht und recht vor einem „Ganzen der wirtschaftlichen Handlungen“ stünde, dem bin ich im Voraus entgegengetreten. Davon kann nicht mehr die Rede sein; es darf zum Mindesten der Einschluss der Nationalökonomie in die schildernde Wissenschaft als sicher gelten. Nur mehr die Möglichkeit einer Unterteilung der schildernden Wissenschaft steht hier in Frage. Den Anlass zu ihr könnten jedoch keine „Gebiete“ geben, die sich irgendwie in der Sache trennten. Dieser Gedanke verbietet sich angesichts der schildernden Wissenschaft, die eben nur mit dem Menschheitsleben als Gegenstand denkbar ist. Wie berichtende und schildernde Wissenschaft vor der Einen Welt des Handelns stehen, und nur in der Auffassung, im Gesichtspunkte geschieden sind, so stünden auch die Zweige der schildernden Wissenschaft vor dem Einen Menschheitsleben. Was jeden Zweig für sich besonders, das könnte also nur eine Trennung im Gesichtspunkte sein. Freilich nicht so, dass etwa links eine „systematische“, rechts eine „historische“ Teilwissenschaft herauskommt; auch darüber sind die Akten geschlossen. Die Trennung könnte nur den Sinn haben, dass wohl beide Teilwissenschaften der Einheit nacheifern, und beide in den Denkformen von Zustand und Entwicklung; aber dass ihre Zweiheit nötig wäre, um das Menschheitsleben zu erledigen. Einmal also von der „wirtschaftlichen Seite“, ein zweites Mal von der „gesellschaftlichen“; einmal als „Volkswirtschaft“, dann wieder als „Gesellschaft“.

Es soll sich nun ergeben, dass jene Scheidung der Gesichtspunkte wohl für den lehrhaften Auszug möglich wird. Sie mag zu zwei „Lehrfächern“ führen, hinter denen die Eine schildernde Wissenschaft entfernt so steht, wie hinter „anorganischer“ und „organischer Chemie“ die Eine Wissenschaft der Chemie. Der Gedanke aber, dass die Forschung innerhalb der schildernden Wissenschaft zu dieser Scheidung gezwungen wäre, und es somit zu einer Teilung der Wissenschaft selber käme, im lebendigen Wissenschaft, dieser Gedanke wird aus einer grundsätzlichen Erwägung heraus seine Widerlegung finden. Und der Letzteren tritt auch die Nationalökonomie selber zur Seite, in jener Gestalt genommen, wie sie als Ergebnis der lebensvollen Forschung unserer Zeit gefördert wird. In solcher Weise bewährt sich eben die Nationalökonomie als jene gewordene Wissenschaft, mit der sich die mögliche Wissenschaft vom Menschheitsleben erfüllt.

Dem grundsätzlichen Veto gegen eine Unterteilung der schildernden Wissenschaft muss ich gewisse Erwägungen vorausschicken; sie knüpfen vielfach an die frühere Polemik gegen das „wirtschaftliche Prinzip“ und die „wirtschaftliche Handlung“ an. Der Gedanke jener Unterteilung entspringt nicht einfach wortfrommen Eindrücken unseres Denkens, wie es für den Wahn einer „Systematischen Nationalökonomië“ zutrifft. Für diesen Gedanken nehmen uns richtige Vorurteile gefangen; tief einwurzelnd in dem Glauben

an Worte, die in ihrer Würde als Schlüsselworte so gut wie unerschütter sind. „Wirtschaft“ und „Gesellschaft“, oder sagen wir gleich im rechten Bezug auf unsere Frage, das „Wirtschaftliche“ und das „Gesellschaftliche“, diesen Worten ist unser Denken auf Gnade und Ungnade ergeben. Dem Glauben an den unbedingten Ernst dieser Ausdrücke, an ihren sachlichen, um nicht zu sagen stofflichen Gehalt, entsteigen Vorurteile, mit denen der Gedanke jener Unterteilung gleichsam in unseren Anschauungen verkeilt steckt. Diese Vorurteile muss ich soweit zu erschüttern suchen, dass im Voraus jener Gedanke gelockert erscheint. Sonst könnte die grundsätzliche Erwägung, die in Einem Ruck mit diesem Gedanken fertig wird, kein gutgläubiges Verständnis finden. Unser Denken ist stets dazu geneigt, dem Worte mehr zu glauben, als sich selber.

Aus Gründen, die noch absehbar werden, ist es dem Sprachgefühl gemäss, nennt man die notbedingenen Zusammenhänge im Handeln die „wirtschaftlichen“, und die machtbedingenden wieder die „gesellschaftlichen“. Die Sache selbst wird nicht besser, noch schlechter dadurch; sie ist und bleibt in jener Gestalt, und von jenem Ernste, wie sie im Walten freibewegten Denkens zu entwickeln war. Weil aber auch diese zweite, gleichsam überschüssige Nennung eine so ungesuchte ist, ergibt sich zugleich der Sinn, wie man eindeutige und friedliche vom „Gesellschaftlichen“ und vom „Wirtschaftlichen“ reden kann. Unter dem Letzteren, zum Beispiel, wird dann einfach das gemeint, worauf der Blick vor Allem fällt, sobald er aus dem Gesichtspunkte der Not auf die Welt des Handelns trifft; sobald also in nächster Linie die notbedingenen Zusammenhänge besonders in's Licht treten, natürlich aber nur vor diesem Blicke. Im Erlebten selber bleiben die notbedingenen mit den machtbedingenden, und auch mit den strebigen Zusammenhängen, unlösbar verflochten; ich komme bald darauf zurück, dass schon die Sonderung dieser dreierlei Zusammenhänge nur einer Willkür unseres Denkens entspringt. Dem Erlebten selber, in seinem Allzusammenhang, thut diese Sonderung schon Gewalt an. Eine Thatsache, über die uns abermals auch der Umstand leirrt, dass wir in der gleichen Art der kürzenden und klärenden Willkür vorschauend denken, wie wir es rückschauend thun. Dies darf man nie vergessen, wenn man sich erinnern wollte, dass wir doch im Leben oft genug etwas „Wirtschaftlichem“, etwas „Gesellschaftlichem“ bewusst entgegensehen. Die Zusammenhänge, die bei ihrer Verknotung unser lebendiges Denken durchziehen, sind manchmal schon dabei den Worten angekettet, deren Hilfe sich dieses lebendige Denken bedient, bei seinen Willkürakten gegen sich selber.

Nichts ist misstrauischer, als Vorurteile, denen es an den Kragen geht. Ich muss daher erläutern, in welchem Sinne hier eine „Bestimmung des Wirtschaftlichen“ erfolgt sei. Beim Ausgange vom Worte, da will man stets etwas „bestimmen“. Zum Beispiel also das „Wirtschaftliche“; doch müsste die „Bestimmung der Wirtschaft“ vorangehen, weil unter dem Zeichen des Wortes auch die Grammatik dirigiert, und nicht bloss Ordnung hält. Dieses „Bestimmen“ ist hier als ein „Näher-Bestimmen“ gemeint, als ein Klären. Um zu klären, muss aber wenigstens das Ungeklärte ausser Zweifel sein. Die Bestimmtheit des Ungeklärten, des „Bestimmbaren“, erachtet man nun durch das Wort für gewährleistet. Aber gerade mit dieser Bestimmtheit des „Bestimmbaren“ hat es seinen Haken. Nicht bei allen Worten, und nicht

bei allen Anlässen. Es sind öfters „äussere Bürgschaften“ geboten; etwa der sinnfällige Aufweis. Aber dass es zum Beispiel die Nationalökonomie mit jener bösesten Sorte zu thun hat, die man als die „problematischen“ Worte bezeichnen darf, und die ich vor Allem in's Auge fasse, das werden gewisse Aehnlichkeiten ergeben. Bei jenem „Bestimmen“ muss dem Denken ein Ausgangspunkt geboten sein, gleichsam über dem Worte dräuben. Daran, dass ihn irgendwie schon das Wort fixiert, wird blind geglaubt, wie immer trostlos die Erfahrungen lauten. Dieses Vertrauen in das Wort ist übrigens weit über die Nationalökonomie hinaus verbreitet. Man merkt nicht, dass jener Ausgangspunkt haltlos in der Luft hängt. Man lässt sich daran genügen, dass ja das Wort selber beharre. Aber was hilft's, es ist ja blosser Mittler! Und Mittler nicht einfach zu „verschiedenen Bedeutungen“ hin, oder „Sprachbegriffen“. Bei dem wunderbar reichgestalteten Verhältnisse, das zwischen Wort und Denken besteht, ist es eine unsäglich hölzerne Auffassung, dem Worte eine endliche Zahl von „Bedeutungen“ zuzusprechen. Das besagt eine kürzende Willkür, nach der zum Beispiel die Sprachwissenschaft greifen muss; sie aus gutem Rechte, weil bei ihr das Wort selber und seine Schicksale zum Gegenstand wird. Bei einem Denken jedoch, das sich über's Wort hinüber den Anlass zu seiner Bewegung sucht, das also dem Worte eine so verantwortliche Mission aufdrängt, führt dies zu hellem Selbstbetrug. Ueber das Mittel des Wortes können einfach beliebig viele Direktiven zur Gedankenbewegung erfliessen, die einander nur in rohen Hauptrichtungen ähneln. An den Letzteren darf sich die Sprachwissenschaft genügen lassen; sie fixiert sie dem Worte als dessen „Bedeutungen“. Für jenes Denken aber, da wird das Wort zu einem Knopfe, an den Ungezählte die Rösche ihrer Definitionen und Theorien nähen können. Keiner mit mehr Recht als der Andere, weil sie alle zusammen Willkür begehnen. Da wird dann hin und her gezogen, um den Knopf von den fremden Rücken abzureissen. Das gelingt auch; aber es gelingt von seinem Standpunkte aus Jedem, und somit doch wieder Keinem. Deshalb kann der Wortstreit, der hier ein Bild gefunden hat, zu keinem gedeihlichen Ende führen, und auch jenes „Bestimmen“ nicht.

Von einem „Bestimmen“, wie es dort grundsätzlich erstrebt wird, und in Wortstreit hetzt, war hier keine Rede. Nur der thatsächliche Enderfolg ist der gleiche. Im Wesen aber hat sich einfach eine Nennung ermöglicht. Für das so Benannte steht ein Gedankengang ein, der an keiner Stelle an der Deutung eines Wortes hängt; somit ist aller Wortstreit im Wesen ausgeschlossen. Die Nennung aber genügt offenkundig dem Sprachgefühl; Namensstreit wäre da vom Zaune gerissen. Auf solche Art erscheint gerade diese uneigentliche „Bestimmung“ als eine eindeutige, eine friedliche. Eindeutig kraft der Sache selbst, mit der alle schillernden „Bedeutungen“ ihres Namens gar nichts zu thun haben. Friedlich, weil diese „Bestimmung“ niemand zu Liebe, und niemand zu Leide erfolgt ist; ich habe sie nirgendshin polemisch zu vertreten; weder gegen die „Sprachbegriffe des Wirtschaftlichen“, noch gegen eine jener „Bestimmungen“. Denn ich behaupte nicht, dass und das ist das „Wirtschaftliche“, sondern poche einfach darauf, dass sich jene ganz bestimmte Sache das „Wirtschaftliche“ nennen lässt; genauer gesagt, dass dahinzu ein Recht vorliegt, vom „Wirt-

schaftlichen“ zu reden. Hiermit ist die Möglichkeit geboten, über d. Verhältnis des „Wirtschaftlichen“ zur schildernden Wissenschaft zu erörtern.

Nun könnte Jemand sagen: „das ist aber gar nicht das Wirtschaftliche wie es hier in Betracht käme; denn unter dem Wirtschaftlichen versteht — er soll lieber nicht ausreden. Denn er widerlegt nicht mich, nur sich selbst wenn er den Boden verlässt, von dem allein eine Erwägung möglich ist, wie sie vermutlich auch ihm vorschwebt. Seine Ausführungen würden von dort ab zu einem polemischen Monolog, wie ihn Jeder nach seiner Art jeder anders halten müsste. Da würde in lauter fremden Zungen gesprochen wie stets beim Wortstreite, an dem ja nichts verständlicher ist, als das allgemeine Missverstehen. Allein, der Einwand prallt auch ohne Wortstreit ab. Wenn ich dabei bleibe, dass es hier auf dieses „Wirtschaftliche“ ankomme, dann meine ich es natürlich nicht unter Bezug auf das Wort. Von Worte her gesehen ist meine uneigentliche „Bestimmung“ nicht um ein Haar besser, als jede beliebige wortgläubige. Ich habe ja vorausgeschickt dass ich im Wettkampf um die alleinseigmachende Definition nicht mitthue. Denn was geht uns denn hier das Wort als solches an! Schlimm genug wenn man Worte selber als Natur behandelt, das will sagen, ihren Bezug auf unser Denken als etwas Vorgegebenes; so dass immer nur die wort-erklärende Definition — ob nun „Nominaldefinition“ oder „Realdefinition“ — zu besorgen bleibt. Aber soll auch noch der Bezug eines Wortes zu einer Wissenschaft Natur sein, etwas starr Vorgegebenes! Soll man von vornherein einen Bezug zwischen dem Worte „Wirtschaftliches“ und der schildernden Wissenschaft in Demut binnehmen! Dann allerdings würde das Wort als solches, mit seiner ganzen Eigenheit als Element der Sprache in's Gewicht fallen; dann wäre es Willkür, zu sagen, dieses „Wirtschaftliche“ interessiert uns hier. Aber diese ganze leidige Erörterung wird doch aus einem klaren Grunde nötig: In jener Wissenschaft der Nationalökonomie, die sich in der schildernden Wissenschaft spiegeln soll, hat das Wort „Wirtschaft“ die Eigenschaft eines „Fachausdruckes“; und in so bedeutsamem Sinne, dass es als Schlüsselwort behandelt wird. Wäre dem nicht so, brauchte ich mich mit dem „Wirtschaftlichen“ genau so wenig heranzuschlagen, wie etwa mit „Papagei“. Das ist also der Anlass der Erörterung. Aber selbst jene Rolle des Wortes „Wirtschaft“ ist nichts Vorgegebenes; es muss aus unserer Erörterung verständlich werden, weshalb gerade das Wort „Wirtschaft“ innerhalb der Nationalökonomie zu so hohen Ehren gekommen ist. Diese Erörterung selber jedoch, die kann nur damit ihren Ausgang nehmen, dass man eine Sache antrifft, die schon für ihren eigenen Teil, die also sachlichen Bezug zur schildernden Wissenschaft hat, zur anderen Hand aber als das „Wirtschaftliche“ nennbar erscheint. Nur dieser Doppelumstand erlaubt es, das Verhältnis zwischen dem „Wirtschaftlichen“ und der schildernden Wissenschaft zu erörtern; sonst verbricht man jenen Widersinn, und behandelt den Bezug zwischen der letzteren Wissenschaft und dem Worte „Wirtschaftliches“ als Natur. Nun wird erst noch der Einwand kommen: Wer weiss denn, wie vielerlei „Sachen“ es gibt, die einerseits mit der schildernden Wissenschaft zu thun haben, andererseits als das „Wirtschaftliche“ nennbar sind; weshalb nun gerade jenes „Wirtschaftliche“ zum Ausgang wählen! Den Vordersatz bestreite ich gar nicht; aber deshalb schiesst der Nachsatz vorbei. Gewiss kann es hunderttausend „Sachen“ geben, die mit der schildernden

Wissenschaft zu thun haben, und sich durchaus sprachrichtig das „Wirtschaftliche“ nennen lassen. Aber man sehe sich die „Bestimmung“ an, von deren Boden aus ich erörtern will, ob da nicht alles Mögliche Platz fände! Auch dieser letzte Einwand verfängt nicht. Er führt nur ungewollt darauf, wie höchst verschwommen man das „Wirtschaftliche“ auffassen muss, ehe man seinen Bezug auf die schildernde Wissenschaft ernst nehmen kann. Alle schärfere „Bestimmung“ wäre sofort Willkür, und mit ihr der Boden verlassen, von dem aus eine Diskussion möglich ist. Solcher schärferen „Bestimmungen“ würde Jeder seine eigene bereithalten. Sieht er nun Diese in Bezug zur schildernden Wissenschaft, dann hat er von seinem Standpunkte aus Recht; jedoch nicht mehr, als es von dem anderen Standpunkte aus wieder der Andere „hat“. In solcher Art ist eben aller Wortstreit blosser Rechthaberei. Aber dort liegt unmöglich das Richtige, wo Jeder in ganz anderer Weise, aus ganz anderen Gründen, und Jeder nur von seinem Standpunkte aus Recht hat. Darüber muss man sich klar bleiben. Ein Bezug zwischen der schildernden Wissenschaft rechts, und dem „Wirtschaftlichen“ links, ist buchstäblich nur so vorhanden, dass man nach jener so verschwommenen „Bestimmung“ zurückflüchtet. Und so fällt wahrhaftig dieses „Wirtschaftliche“ allein in Betracht: Alles das, was vor unserem Blicke mehr an's Licht tritt, sobald dieser Blick von dem Gesichtspunkte der Not her auf die Welt des Handelns trifft.

Sofort wird nun klar, unter welchen Verhältnissen es so recht erst praktisch wird, in der Welt des Handelns das „Wirtschaftliche“ zu erblicken: Beim Nachdenken des gewissen Flechtwerkes, im Durchdenken des gewissen Wechselbezuges. Man fasst dann von Haus aus jene Gegenstände in's Auge, deren Bezug zu den notbedungenen Zusammenhängen schon vom Boden der Gemeinen Erfahrung aus offen liegt: „Wirtschaft“, „Tausch“, „Arbeit“, „Vermögen“, „Kapital“, „Preis“, „Geld“, „Lohn“, und so weiter. Es ist durchaus nicht gesagt, dass sich unter diesen Worten stets nur etwas denken lässt, was unerschliesslich mit den notbedungenen Zusammenhängen in Beziehung steht. Allein, unbewusst stellt man sich so, vom Worte daraufhin belastet, als ob nur die „wirtschaftlichen“ Zusammenhänge in Frage kämen. Und so spinnt man auch Diese allein aus den Gegenständen heraus, wenn man auf der Spur ihres Wechselbezuges von dem einen zum anderen hindenkt. Auf solche Weise wäre sogar Klarbewusstsein zu erreichen, was hier wortgläubig unbewusst resultieren muss: gleichsam Reinkarnationen des „Wirtschaftlichen“; nichts als Dinge, die man bei der Beschauung aus dem Gesichtspunkte der Not vor sich sieht. Diese einseitige Nachdichtung wird immer noch dem Flechtwerk ähnlich sein; aber schon mehr im Sinne der Karrikatur. Das bemerkt man freilich nur, sobald man klaren Auges den Schlichen unseres bequemen Denkens nachgefolgt war; denn nichts als Bequemlichkeit ist es ja, das Flechtwerk so in's Einfachste zu karrikieren. Im anderen Falle jedoch, wenn man dem Worte auf den Leim gegangen ist, sieht man in dieser fertigen Dichtung mit dem Kehrreim der Not durchaus keine Karrikatur, sondern nur das treffende Abbild eines „Gebietes“; man sieht das „Wirtschaftsleben“ vor sich ausgebreitet! Tief überzeugt, dass hier der eine unter den vielen notwendigen Schritten gethan wäre, eines der vielerlei „Gebiete“ erledigt, nach denen das Menschheitsleben erledigt werden muss, um es überhaupt zu erledigen.

Unser Denken schafft eben nirgends so gründliche Arbeit wie da wo es einmal anfängt, sich die Arbeit leicht zu machen. Wo immer die generalisierende Abstraktion auch nur zum Scheine da ist, sofort springt ihr die isolierende zu Hilfe. So wird auch das Flechtwerk des Menschheitslebens nicht schlechthin zum Gedankenbild. Die Zustände werden nicht bloß begrifflich vereinfacht, in der Ablösung vom Zeitelauf; sie werden in sich geteilt. Im Widerspruche zu dem Einen Gewebe der Erlebnisse, dem auch die theoretische Umformung des „Menschheitslebens“ als das Eine und Eingeteilte nacheifert, geht da eine Abspaltung vor sich. Man zappelt mehrere kleine Schritte, um sich den unbequemen einen zu ersparen, der hier allein am Platz wäre. Denn es handelt sich offenkundig um keine Auslese, nach der die Forschung selber hingedrängt würde, durch einen von Haus aus unzulänglich hinzutretenden Gesichtspunkt. Der Gesichtspunkt tritt nur der Bequemlichkeit wegen hinzu, und bewirkt dann jene rein gedankliche Auflösung, die nur der Lehrzweck rechtfertigen kann. Es kommt dadurch zu scheinbaren Einheiten der Erkenntnis, die eben nur Einheiten der lehrhaften Uebermittlung von Wissen sind. Sie werden nicht minder zu „Gebieten“ umgedacht. Aber weder ahnt man, dass hier nur der Gesichtspunkt dahintersteckt; noch weniger, dass es hier in ganz anderer Weise der Fall ist, als bei anderen „Gebieten“, die man im friedlichen Nebeneinander wähnt. Ein „Gebiet“ wie das „Wirtschaftsleben“ hat nicht im Entferntesten die Würde des „Rechtslebens“, des „Sittenlebens“, des „Kunstlebens“ der Menschheit. Oder sonst einer dieser intimen „Welten“, die wir aus dem gültigen Grunde vor uns sehen, weil da buchstäblich mit ganz anderen Augen in die Welt des Handelns geschaut wird. Hier dagegen dreht es sich um „Gebiete“, die ausgesprochen nur Kinder unserer Denkfaulheit sind. Sie antworten einer Trennung im Gesichtspunkte, die überhaupt nur dem oberflächlichsten Blicke möglich wird; ich habe im Voraus die Wendung „aus der pädagogischen Vogelschau“ gebraucht.

Im Ganzen wird hier schon klar, dass die schildernde Wissenschaft nicht als Wissenschaft vom Menschheitsleben in der Larve der „Systematik“ stecken konnte, nicht in solcher Einfachheit, sondern in jener zweifach geschilderten Gestalt. Und tatsächlich in diesem mehr als reduzierten Aussehen befand sich die Nationalökonomie, als sie „klassisch“ war. Auf diesem dünnen Aestlein einer gedoppelten Reduktion saßen die Leute und offenbarten die „ewigen“ und „ehernen Gesetze“, die „der Nachwelt nichts mehr zu thun übrig lassen“. Es ist auch sofort klar, weshalb es eine „Wissenschaft vom Wirtschaftlichen“ war, als Station der schildernden Wissenschaft auf dem Leidenswege zu sich selber. Wenn der Alltag zum wissenschaftlichen Bewusstsein aufwachen sollte, dann war es der Gesichtspunkt der Not, der noththat. Den anderen, den Gesichtspunkt der Macht, den hatte von jeher die Jurisprudenz in ihrer Art in Beschlag genommen.

1. Jene friedliche, alleinig ernst zu nehmende „Bestimmung des Wirtschaftlichen“, die schon für den Blick auf's Ganze höchst verschwommen ausfällt, verfangt erst recht nicht für's Einzelne. Nur ein Geschehen, das ein auf Worte dressiertes Denken sich konstruiert, wie es oben anzudeuten war, kann sich fein säuberlich als „wirtschaftliches Handeln“ von einem „Handeln“ anderer Etikette sondern. Lebendiges, am Schicksal webendes Geschehen wie es erlebt, miterlebt, nacherlebt wird, das spottet dieser Etiketten. Freilich

die Worte, denen unser urwüchsiges Denken einmal verkauft bleibt, die kann man noch so hoch prellen, sie fallen immer wieder auf die Beine. Es thut nichts, wenn jene Scheidung zwischen dem „Wirtschaftlichen“ und dem „Gesellschaftlichen“ versagt, sobald man sie auf Einzelheiten des erlebten Geschehens anwenden will. Dort, wo sie sich abstumpfen würde, helfen ihr sofort jene willkürlichen „Bestimmungen“ aus, die von vornherein in die Sache ketten, was allein am Gesichtspunkte hängt. Sie sind uns Allen geläufig; denn im alltäglichen Denken, und auch sonst in schwachen Augenblicken, sind wir Alle wortgläubig. Ehe wir uns dessen recht bewusst sind, denken wir schon munter in den „Merkmale der wirtschaftlichen Handlung“. Genauer gesagt, wir haben die Empfindung, dieses Wort verwenden zu können. Warum, darum. Wir wüssten uns keine Rechenschaft darüber abzulegen, ohne Theoretiker von Beruf zu werden; aber desto lebhafter ist die Empfindung. Das verschwört sich zu einem so zähen Eindruck auf unser Denken, dass man selbst mit ehrlichem Willen schwer dagegen aufkommt. Es wäre keine Kleinigkeit, diesen Vorurteilen richtig entgegen zu treten. Zu tief haben sie sich in unser Denken eingefressen, über der ewigen Berührung mit den Worten, in denen sie sich gleichsam personifizieren. Man müsste eine ganze Reihe von Beispielen durchsprechen, und jedes einzelne behutsam entfalten. Ein Aufwand, der hier entbehrlich ist. Diese Vorurteile brauchen nicht umgerannt zu sein, genug, wenn sie erschüttert sind. Ähnliches habe ich in einer anderen Richtung noch zu thun, um der grundsätzlichen Erwägung Luft zu machen. Mit Dieser will ich zeigen, dass jene Scheidung gegen die Aufgaben der schildernden Wissenschaft verstösst, und somit eine unzulässige sei. Vorher der Hinweis, dass sie für die Forschung unbrauchbar sei; und weiter, dass jene vereinfachenden Gesichtspunkte, der Not und der Macht, schon für ihren eigenen Teil nicht würdig seien, um Einheiten der Erkenntnis aus ihnen herzuleiten.

Es ist kein Appell an den einzelnen Forscher nötig, ob ihm die Scheidung zwischen dem „Wirtschaftlichen“ und dem „Gesellschaftlichen“ nicht um so zweifelhafter erscheine, je tiefer er in seinen lebendigen Stoff sich versenkt. Denn so, wie diese Scheidung allein ernst zu nehmen geht, fällt sie für den Blick auf's Ganze viel zu verschwommen aus, um nicht dem Einzelnen gegenüber zu versagen. Aber nur mit dem Einzelnen hat es der Forscher zu thun, wenn er dem Erlebten nachzuleben sucht. Einzig bei der Darstellung seiner Ergebnisse ändert sich das Bild. Alle Darstellung ist der Lehre verwandt, auch wenn sie dem Lehrzweck nicht gehorcht, wenn man über Ergebnisse einfach Rechenschaft ablegt. Auch da muss jeden Augenblick zusammenfassend gesprochen werden, im blossen Rückblick auf Einzelheiten. Selbst dort, wo der Schwerpunkt notwendig bei diesen Einzelheiten belegen ist, wie gerade in Wissenschaften, die im Sonderbegriffe gipfeln. Man erinnere sich an alle „Generalisierungen“ historischer Darstellung. Zum Beispiel an den eigentümlichen Umstand, dass hier von „Ideen“ gesprochen wird, die sich im Geschehen „auswirken“. Das sind Formen der Darstellung, bei denen gleichsam nur rhetorisch das Verallgemeinerte zum „Obersatz“ wird, aus dem das Einzelne als „notwendig“ darstellbar erscheint. Die Forschung selber, dort, wo sie dem Erlebten nachwandelt, fühlt sich nicht im Entferntesten im Dienste einer Verallgemeinerung; nicht der Forscher als solcher, nur in seiner Eigenschaft

als „Geschichtsschreiber“ kommt da äusserlich in die Lage, die für der Naturforscher im Wesen gilt. In der Nationalökonomie spielen diese Formen generalisierender Darstellung eine ungleich grössere Rolle; man denke an „typische Verläufe“, an „Entwicklungstendenzen“. Hier sticht Dies aber von dem eigentlichen Gehalte der Darstellung nicht so grell ab; das bewirkt der Hang dieser Wissenschaft zu Art und Wiederkehr, trotzdem auch sie im Sonderbegriffe gipfelt. Allein, von diesen Dingen, die fast noch über die Methodologie hinausliegen, sehe ich mit vollem Rechte ab. Denn auch hier ist das Verhältnis zwischen Denken und Stoff in letzter Linie entscheidend. Nur vorübergehend auch noch jenes zwischen Forschung und Material. Ihm gegenüber müsste sich jene Scheidung bewähren. Aber da versagt sie völlig, weil sie eben nur dem schülerhaften Denken gewachsen bleibt, dessen Blick oberflächlich über das runde Ganze schweift. Die nämliche isolierende Abstraktion, die nur dem Lehrbuch so gelegen kommt, müsste der Forschung die Kehle zuschnüren; wenn nicht alle Forschung, die im Geiste der schülernden Wissenschaft möglich wird, schon durch ihren gesunden Instinkt vor unnötigen Gewaltthaten am Erlebten bewahrt bliebe.

Es klingt erfreulicherweise nach einer Binsenwahrheit, zu sagen, dass man das „Wirtschaftliche“ nicht erledigen kann, ohne das „Gesellschaftliche“ mit in Rücksicht zu ziehen, und umgekehrt. Immerhin ist da ein richtiger Gedanke in einer Form ausgesprochen, die jener Scheidung zu viel Ehre anthut. Dem Worte ist zwar in seiner Sache abgesagt; was hat es noch viel Sinn, „Gebiete“ ernstlich getrennt zu halten, die sich in ernster Forschungsarbeit doch nicht getrennt erledigen lassen! Man sieht übrigens, dass mir hier die Ausflüge in der Richtung „Kunstgeschichte“, und so weiter, als Rücken- deckung frommen; dort war zu sehen, wie scheinbar ähnliche Dinge doch im Wesen anders liegen können; wie also Schlüsselwort und Schlüsselwort sehr zweierlei sein kann, obgleich sie alle zusammen einwörtlich anklingen; „Kunst“, „Recht“ nicht anders, als „Wirtschaft“ und „Gesellschaft“. Was nun jene Absage an unsere Scheidung anlangt, so ist sie immer noch in einer Form ausgesprochen, die gleichsam die Hypnose des Wortes verrät. Selbst jene milde Form, die nur eine „gesellschaftliche“ und eine „wirtschaftliche Seite“ des Erlebten retten will, wird dem gewaltthätigen Worte noch ebenso gerecht, wie der vergewaltigten Sache. Nicht etwa, dass die „wirtschaftlichen“ und die „gesellschaftlichen“ Zusammenhänge viel zu dicht mit einander verflochten wären, um bald die einen vor den anderen, dann wieder diese vor jenen hervortreten zu lassen. Das Handeln wird einfach in ungespaltenen Zusammenhängen erlebt, und es besagt schon eine Willkür unseres Denkens, von den notbedingenen die machtbedingenden, und beide von den strebigen Zusammenhängen zu trennen. Daran habe ich früher schon gestreift; hier sei mir erlaubt, meiner engeren Sache beizuspringen.

Nicht ihr roher Durchgriff kommt hier in's schiefe Licht; sondern der Umstand, dass selbst die schärfste Erledigung ihres Problems zu einem willkürlichen Eingriff in's Erlebte führt. Aber man lasse eben den berechtigten Anlass dazu gelten. Es erheischt da eine Vorarbeit, um lebendigen Zusammenhang besser, gültiger, mit geläutertem Blick zu erschliessen. Will man dem zusammenhängend Erlebten nachgehen, Zusammenhänge also erschliessen, die von ihrer Seite her so uferlos vielgeartet, und dabei von so äusserster Verflechtung sind, dann muss unser Denken einfach Willkür

begehen. Verwicklungen, denen unser Denken in harmloser Bewegung gewachsen ist, ist es nicht mehr in rück- oder vorschauender Wendung gegen sich selber gewachsen; oder es müsste sich in seiner Kapazität, die im Ganzen doch nur mit dem Handeln Schritt hält, soweit sie dem Handeln gegenüber sich erproben soll, gleichsam verdoppeln können. Nun ist es Beruf jener Vorarbeit, dass sie alle Willkür, die hier nötig wird, vorweg und auf sich nimmt, um sie der vollziehenden That, der Forschung zu ersparen. Auch Dies gehört zu jener „Theorie vor den Thatsachen“, mit der sich das Denken für seine Arbeit im Gegebenen, für das Forschen in Thatsachen, gleichsam trainiert. Alle unvermeidliche Willkür, die wird nun bei jener Vorarbeit bedachtsam im Voraus gehandhabt. Dann ist es der Forschung um so leichter gemacht, und selbst vor der verwirrenden Totalität des Zusammenhanges, zurück zu trachten nach der Ungeteiltheit des Erlebten. Sie vermag das Erlebte viel leichter wie aus Einem Gusse nachzuschöpfen, wenn die notwendigen Bruchstücke des Gusses scharfe Ränder haben, und nur mehr die „Nähte“ weg zu eislieren bleiben. Ganz anders, wenn sie empirisch vorgehen soll. Dann muss sie vom Boden des urwüchsigen Denkens aus mit den zerstückelnden Worten dreinfahren, um dann erst die plumpen Bruchstücke zu einem Ganzen zu flicken. Lauter Dinge, die ich nur ungern einem so rohen Versuche zur Seite spreche, wie ihn meine engere Sache darstellt. Immerhin war es nötig, um den Schein zu vermeiden, als ob ich selber den Ast absägte, auf dem meine sieben Formeln sitzen.

Es war übrigens schon dort zu betonen, wie bedingt und verklausuliert gerade das gilt, was sich dem keck zugreifenden Denken so willig in die Arme wirft. Nur ihm erscheint da alles recht einfach; wenn auch nicht entfernt so einfach, wie dem urwüchsigen Denken, das kraft seiner Wortstelen mit wenigen Schritten über Dick und Dünn stolpert. Sieht man jedoch schlärfer zu, dann stimmen selbst Dinge bedenklich, die sich dem unverzagte durchfahrenden Denken als die wichtigsten Gemeinplätze geben, dort als letzte Thatbestände erfassbar sind: Not und Macht! „Grundverhältnisse“ sind es nur für ein Denken milderer Strenge; man kann ihnen noch gehörig selber auf den Grund gehen, ohne im Mindesten „Grenzen“ zu verletzen. Was Not und Macht im Tieferen unterliegt, berührt die vielgestaltige Beziehung zwischen dem Streben im Handeln, und den Determinanten des letzteren. Ungefähr also das Spiel zwischen dem auslösend und dem seitlich Bedingenden des Geschehens. Diese „Lehre“ von der Determination unseres Handelns, ein Bruchteil aus der „Theorie vor den Thatsachen“, wäre etwas so Nüchternes, verlässt den Boden der Erfahrung so wenig, dass es umgekehrt der älteren Nationalökonomie gefrommt hätte, sich dieser „Lehre“ anzunehmen, statt in Mystik gedanklich auszuschweifen. Es sind nichts als rohe, mystisch unklare Anklänge an jene „Lehre“, wenn die „Systematische Nationalökonomie“ von „Faktoren der Produktion“ spricht, von der gewissen Dreiheit „Natur, Kapital, Arbeit“ — alles aus dem Zusammenhange hier zu verstehen. Die Dreiheit, die sich endlos um die Ehre katzbalgt, wer bei der Kabbalistik der „Werterzeugung“, der „Werteschafter“, die Rolle des Ersten Magiers zu spielen hätte. Hier herum ist es zu einem wahren Brutnest der Mystik gekommen. Ihm ist jene Phantasmagorie einer „Verteilung“ entstiegen, mit der, neben verwickelten, auch die einfachsten Dinge auf den Kopf gestellt werden. Von hier lösen sich auch die hohlen

Blendworte „produktiv“, „unproduktiv“, „werteschaffende Stände“, und so weiter ab. Dahinter steht eben, als Refugium des Tiefsinns, überall die „Grosse Unbekannte“: „Wert“. Das Lügenwort, das bei dieser, wie vielleicht bei keiner anderen Gelegenheit unser Denken höhnt und nasführt. Nach jenen Erzeugnissen seiner Wissenschaft greift dann auch der Alltag, und verschafft sich damit für das Gezänke seiner Schichten die giftigsten Pfeile. Direkte oder indirekte Verbalinjurien, die umsomehr verletzen, weil darunter zwar niemand was Rechtes zu denken weiss, aber desto überzeugter bleibt, dass sich dabei unendlich viel und Tiefes denken lassen muss. Hier überall feiert die Wörterci die wahrsten Orgien.

In jenen Untergründen der „Not“ und „Macht“ ergeben sich unter Anderem Verhältnisse, die man als „Zweckförderung“ und „Zweckhinderung“ anklingen lassen kann. Nun geht aber die „Not“ durchaus nicht ohne Rest in „Zweckhindernden“, die „Macht“ ebensowenig in „Zweckfördernden“ auf. Das will sagen, die urwüchsige, scheinbar so lapidare Sonderung „spiesst“ sich, wenn man sie in erustere Sonderungen einzugründen sucht. Selbst das „Dasein einer Mehrheit von Handelnden“, oder das „Vorhandensein von Grenzen“ fällt für den eindeutigen, klaren Bestand dieser „Grundverhältnisse“ durchaus nicht so wuchtig in die Wagschale, als es scheinen mag. Auch hier verbricht unser Denken Willkür; darin, dass es überall an rein tatsächliche, um nicht zu sagen zufällige Verhältnisse sich anklammert. Im kecken Zugriff hascht es eben nach dem Greifbarsten. Je mehr nun unser Denken die Schärfe steigert, desto mehr blickt es nach dem Prinzipiellen aus; und dann entschwinden die Vorzüge, die uns hier von „Grundverhältnissen“ reden lassen. Soweit zum Beispiel die „Not“ im „Zweckhindernden“ steht, thut sie es nicht um ein Haar anders, als etwa die „Trägheit“, im mechanischen Sinne. Da stünde also der Gesichtspunkt der „Not“ auf einer Stufe mit dem Gesichtspunkte der „Trägheit“; die „Systematische Nationalökonomie“ könnte in dieser Hinsicht scheinbar eine Parodie finden; in Wahrheit wäre da wie dort auf gleiche Art gesündigt. Es erweist sich eben, dass der Vorsprung, den für unseren geistigen Blick der Gesichtspunkt der „Not“, der „Macht“ zweifellos besitzt, rein praktischen Gehaltes ist. Es unterliegt ihm kein theoretischer Ernst. Daher mangelt jenen Gesichtspunkten, die für die Gemeine Meinung ganze Wissenschaften in's Leben rufen, schon für ihren eigensten Teil alles Recht, unserer Erkenntnis die Wege zu weisen. Jene Scheidung aber, zwischen dem „Wirtschaftlichen“ und dem „Gesellschaftlichen“, bekommt noch eine weitere schlechte Note. Nicht allein, dass es mit dem wechselnden Hervortreten bald der nothbedingenen, bald der machtbedingenden Zusammenhänge recht windig bestellt ist; weil da bloss für unser Denken hervortritt, was an sich selber Eines ist. Auch die Anhaltspunkte dieses Wechsels, eben „Not“ und „Macht“, erscheinen mehr als schwankende, denn als ruhende Pole in der Zusammenhänge Flucht. Wenn also die fraglichen „Gebiete“ überhaupt nur Kinder einer Auffassung sind, so erhellt die Fragwürdigkeit der letzteren auch darin, dass schon die Väter, „Not“ und „Macht“, nichts weniger sind als pupillarsicher. In dieser verdächtigen Art besondert sich das „Wirtschaftliche“ und das „Gesellschaftliche“. Arme Welt des Handelns, die gar nur auf dem einen dieser gichtbrüchigen Beinchen stehen soll!

Lange genug habe ich die Denkweise, die hinter dieser Scheidung steht, als eine schülerhafte gebrandmarkt, um es nicht wieder hervorzuleben, dass sie der lebensvollen Nationalökonomie unserer Tage fremd bleibt; im entscheidenden Sinne, in Bezug auf die Forschung, und unbeschadet jener Wendung gegen die „Volkswirtschaft“, die noch erläutert wird. Zur Steuer des guten Rechtes und des rechten Verständnisses dieser Wissenschaft erscheinen derlei Erörterungen mehr als geloten; aber für den Forscher sind nur Eulen nach Athen getragen. Die nationalökonomische Forschung hat der generalisierenden Abstraktion entsagt; damit hat sich in ihr die eine Kinderkrankheit der schildernden Wissenschaft überwunden. Die andere damit, dass sie nicht minder der isolierenden Abstraktion entsagt hat, mit der Abkehr von jener verlächtigen Scheidung. Und so bewährt sich die Nationalökonomie als der treibende Stamm, inmitten des ganzen Gestrüppes der „Wissenschaften“, die auf dem gleichen Nährboden aufgeschossen sind; zum grossen Teil übrigens zugleich als Schmarotzerpflanzen der Jurisprudenz und Technologie; die letztere im hier stets gemeinten Sinne, als die Wissenschaft der „Wege zum Zweck“, mit dem Gesichtspunkte der „Unterweisung des Handelns“, ob man nun Maschinen, oder Ländereien, oder Finanzen, oder was immer unter den Händen hat. So erscheint also die Nationalökonomie thatsächlich als jene gewordene Wissenschaft, mit der sich die schildernde Wissenschaft auslebt. Allein, es fehlt immer noch ein Glied in dieser überlangen Kette. Wer nämlich an jene vielerwähnte Scheidung glaubt — ich schätze die Macht des Wortes durchaus nicht so gering ein, um dies als unwahrscheinlich zu behandeln — der glaubt auch an die Notwendigkeit der Unterteilung, mit der sich die Nationalökonomie nur als Teil der schildernden Wissenschaft ergäbe. In jenem, von gesündestem Instinkte getragenen Gebahren der Forschung würde er nichts sehen, als einen fortwährenden „Uebergreif“. Für ihn gälte einfach, dass man hier widerrechtlich vermischt, was im Grundsatz getrennt bleiben muss. Deshalb bedarf es eben des Beweises, dass jene Unterteilung mit der schildernden Wissenschaft im Wesen unvereinbar ist. Dieser Beweis ist ganz unabhängig von dem ganzen Kampf gegen Vorurteile aus Worten. Er allein reicht hin, um die Näherung zwischen Nationalökonomie und schildernder Wissenschaft bis zur Identität zu erzielen. Wenn jene Unterteilung unzulässig ist, dann übergreift die Nationalökonomie nicht auf fremde Felder; sie beweist nur, dass sich in ihr die schildernde Wissenschaft erfüllt.

So mühevoll es war, ihr die Bahn zu klären, diese grundsätzliche Erwägung selber ist höchst schlicht. Man halte sich einfach vor, dass die schildernde Wissenschaft nur als ein Zugeständnis da ist, das aber ausreicht, und daher kein weiteres neben sich duldet. Unsere Erkenntnis muss der Einheit der Welt des Handelns nachgehen. Die Unvollkommenheit unseres Denkens setzt hier aber Schranken. So kommt es zu den Zugeständnissen. Der Historiker trachtet nach dem Wenigen, dessen geistiger Besitz den Rest entbehrlich macht; es tritt die Auslese in Kraft. Der Nationalökonom sucht das Erlebte nach Zustand und Entwicklung zu bewältigen; hier geht das Zusammenballen seine Wege. Misst man am ursprünglichen Streben, dann sind es da und dort sehr derbe Konzessionen, die erst zum Erreichbaren führen. Wenn uns das Eine und grosse Gewebe auch nur ein Ding der Vorstellung bleibt, soviel ist klar, dass es sehr zu-

sammenschrumpft, wie es in den Händen der Historik zur Geschichte, in den Händen der Nationalökonomie zum Menschheitsleben wird. Dafür reichen diese Konzessionen auch völlig aus, da wie dort. Der Auslese selber ist ja ebensowenig wie dem Zusammenballen eine Grenze gesetzt. Diese Vereinfachungen, die noch vom Stoffe selber abgerungen sind, erscheinen für ihren Teil dazu angethan, schrankenlos zu walten. Jede weitere Vereinfachung würde Diesen nicht mehr ebenbürtig sein; sie wäre aus der Erledigung des Stoffes überhaupt nicht mehr zu rechtfertigen. Mit ihr läge also eine Abkehr von dem ab, was der Erfahrung noch ihr Recht belässt; und weil sie eine vermeidbare ist, erschiene diese Abkehr als eine freventliche. Das will sagen, nimmt man noch im Rahmen der schildernden Wissenschaft irgend einen vereinfachenden Gesichtspunkt ein, so besagt dies klipp und klar eine Veründigung am Stoffe. Eine solche Vereinfachung würde der Erkenntnis nicht irgendwie Hilfe leihen, sondern ihr den Hals brechen. Wenn also die Forschung, die vom Geiste der schildernden Wissenschaft erfüllt sein will, dieser Vereinfachung abhold bleibt, so erscheint dies als eine „Acusserung ihres Selbsterhaltungstriebes“; das will einfach sagen, es erscheint vor unserem Denken als eine, in sie verlegte Bedingung ihres eigenen Fortbestandes.

Mit dem Nachtrag dieser Erwägung, die wohl ebenso einfach als wuchtig ist, glaube ich die Kette des Beweises geschlossen zu haben, dass Nationalökonomie und schildernde Wissenschaft Eines seien. Ich verweile nicht weiter bei dem Verhältnisse dieser lebensvollen Wissenschaft zu einer ganzen Reihe von Schwestern, die um vollberechtigter Lehrzwecke willen ihr volles Daseinsrecht besitzen; nur sollten sie in ihrem grossen Familienkreise die Nationalökonomie nicht gar zu sehr als Auchschwester ansehen. Eines aber bleibt noch zu erörtern. Es kann jetzt kein Zweifel mehr bestehen, dass die Nationalökonomie besser als ihr Name sei. Aber dieser Abstand selber zwischen Name und Gehalt ist noch in Frage; die Wendung gerade der lebensvollen Forschung gegen die „Volkswirtschaft“! Die ebenbürtigen Schwestern, Historik und Nationalökonomie, sollen auch bei dieser letzten Erwägung nebeneinander bleiben.

Ueber den Gehalt dieser Wissenschaften — der mir seinesgleichen zu suchen scheint — darf uns die Meinung nicht beirren, die in ihnen selber vorherrscht; mehr scheinbar, denn auch da ist das Denken besser als sein Wortkleid. Es ist wahr, der Historiker sieht sich nicht schlechthin der „Geschichte“, sondern dem „Staatlichen“, „Politischen“, und der Nationalökonom erst recht nicht dem „Menschheitsleben“, sondern dem „Wirtschaftlichen“, im eigentlichen Sinne aber der „Volkswirtschaft“ gegenüber. Beides ist unschwer erklärt. Die Trennung, die hier im Wesen unterliegt, jene zwischen berichtender und schildernder Wissenschaft, die schweift mit ihrem Um und Auf viel zu sehr in's Graue aus, ist gar zu dürres Gedankenwerk. Dazu ist die Nationalökonomie in viel zu blühender Jugend; die Historik ist zwar mit ihren naivsten, ungeschriebenen Anfängen so alt, als Menschen ihrer Väter Schicksale nicht vergassen; aber zu einem Verhältnis, über das sie nachdenken sollte, gehört auch das Zweitbeteiligte. Ungleich saftiger, schon unserer Anlehnung an liebe Worte halber, erscheint die Trennung nach „Gebieten“. Nimmt man die Gabelung der „aktionswissenschaftlichen“ Er-

kenntnis — einmal mit der Geschichte, dann mit dem Menschheitsleben als Gegenstand — für das Primäre, so ergäbe sich als das Sekundäre die Trennung zwischen dem „Geschichtlichen“ und dem „Ungeschichtlichen“. Es ist klar, dass man auch dabei nicht stehen blieb.

Wenn die Historik sofort zum Tertiären übergeht, eben zum „Politischen“, so erscheint dies nur wohlgethan. Soll es überhaupt das „Gebiet“ machen, dann ist der rechte Weg gleich bis zum Greifbarsten ausgegangen. In kerniger Abrundung wird es immer wahr bleiben, dass für das wichtigste Geschehen, auf das ja die Historik verpflichtet ist, ewiglich der „Staat“ als Angelpunkt erscheint. Auch in der „Weltmonarchie“, oder im „Zukunftsstaate“ bliebe es so; ihnen gegenüber käme die Historik ebensowenig auf's Altenteil, wie vor dem Schlaraffenland die Nationalökonomie. Nicht in „Schlachten“ allein ist das Geschehen wichtig, und nicht in „Tausch“ und „Arbeit“ allein alltäglich. Aber für jene Hausmeinung der Historik fällt etwas Anderes mit in's Gewicht, das als Schubernack des Wortes hier zur engsten Sache gehört. Weil der Alltag, der als richtiger Proletarier keine Tradition kennt, seine Vergangenheit ohne Wort belässt, so ist für unsere Sprache, und daher pflichtschuldigt auch für unser theoretisches Denken „Welt des Handelns“ und „Geschichte“ Eines. Ein Vorurteil, das zum Beispiel in dem bezeichnenden Ausdruck eines genialen Pfaffenfinders — „geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit“ — von Haus aus überwunden erscheint; hier ist eben „Gesellschaft“ genau so wenig als Gegensatz zu „Wirtschaft“ gemeint, wie etwa als Gegensatz zur „Zurückgezogenheit“. Daher die Scheu der Historik, ohne Umstände die „Geschichte“ in Beschlag zu nehmen. Das erlaubt sich nur der Unterricht, indem er das Historische vor Allem darbietet, nur mit einigen kunst-, literatur- und „kulturgeschichtlichen“ Löckchen verziert. Die Wissenschaft aber bescheidet sich als „Politische Geschichte“; denn sie will nicht Kunstgeschichte, Rechtsgeschichte, Sittengeschichte und so weiter um ihre scheinbaren Ansprüche auf die „Geschichte“ bringen. Das ruht eben unter dem Schleier des Wortes, wie jene anderen Wissenschaften, wenn sie auch thatsächlich an der „vorarbeitenden“ Historik Anlehnung suchen, im Grundsatz gar nichts mit der „Geschichte“ zu thun haben, sondern aus erster Hand mit der Welt des Handelns. Ihnen entsprechen gleichsam seitliche Aufrisse dieser Welt, solche nämlich, die nicht im Perpendikel der Erfahrung liegen.

Die Nationalökonomie jedoch, deren Primäres das Menschheitsleben, deren Sekundäres das „Ungeschichtliche“ ist, die bleibt nicht einmal beim Tertiären stehen. Das wäre offenbar der „Alltag“; man sieht, wie dieser Ausdruck erst zwei Schritte vom Denken ab verwendbar erscheint, das auf seine Prinzipien hält. Aber es wäre weit gefehlt, zu meinen, dass die Nationalökonomie noch unter dieses Tertiäre heruntersteige, sofern sie es echt und recht mit der „Volkswirtschaft“ zu thun haben will. Wie es erhellen soll, schnellst sie damit gleich bis zum Primären wieder hinauf. Freilich mit einer seitlichen Ablenkung. Aber Diese ist vollauf erklärt durch der Nationalökonomie wunderkindische Vergangenheit. Der Letzteren muss ich mich kurz zuwenden, um es in's rechte Licht zu bringen, was jenes Emporschnellen besagen will. Es ging durch alle Verkennung hindurch, bis zur Lichthöhe schildernder Wissenschaft.

Die „Systematische Nationalökonomie“ allerdings, die hat noch unterhalb des Tertiären begonnen, wie es nicht anders möglich war. Sie allein hat sich schlechthin dem „Wirtschaftlichen“ gegenüber gesehen. Allein, wenn sie auch von „Wirtschaft“ und meinetwegen auch „Volkswirtschaft“ spricht, und diese Worte wie geziemlich definiert, das Schlüsselwort war selbst „Wirtschaft“ nur nominell; in Wahrheit hiess es „Gut“. Bei jenem führenden Geiste zwar, der so tumm hoch über die Kollegen in der „Klassizität“ hinausragt, der in vieler Hinsicht wahrhaft ein Klassiker war, nur eben nicht in der Relation auf die Nationalökonomie, dessen Buch sich aber wie eine Verheissung schildernder Wissenschaft liest — eine Morgenröte mit starkem Nebel hinterlier — bei ihm zum Beispiel müsste man von einem Schlüsselworte der „Arbeit“ sprechen. Nur eine Andeutung: Man sehe sich doch einmal seine „werttheoretischen“ Ausführungen an, ohne jedoch auf jene Stelle allein zu starren, wo dieser freie Denker eine Wortangelegenheit nebensächlichst abthut, um sich sofort wieder seinem eigentlichen Gedankengange zu überlassen; und der ist wahrhaftig erhaben über die kläglichen „Berichtigungen“, mit denen ihm schon seine „Mit-Klassiker“ zu holmeistern wagten. Ein Adam Smith begeht nicht die Thorheiten, die bloss jene Herrn mit ihrem buchstabierenden und steigend vom Worte geknechteten Denken aus ihm herauslesen. Und gerade auch dort ist ein Wurzelpunkt für das Gedankengewebe, das jenes schöne Buch so durchflieht, um das Wort „Arbeit“ als Schlüssel erscheinen zu lassen. Aber für das Gros und den ganzen Nachtrab dieser sogenannten „klassischen Schule“ war „Gut“ das Schlüsselwort, wenigstens im thatsächlichen Erfolg. Was Dies besagen will, wird deutlich, wenn man sich den bezeichnenden Inhalt jener „Systeme“ vor Augen hält: Nichts als ein Werden, Wandern und Vergehen von „Gütern“. Lauter Güterschicksale, an denen die Menschenschicksale nur noch baumeln, durch ein paar „Rechtsverhältnisse“ angeklebt. Der handelnde Mensch sinkt zur Statistenrolle eines blossen Behandlers der „Güter“ herab. Von allen Gebilden in der Welt des Handelns bleibt nichts zurück, rein nichts. Dieses ganze „Geschehen“ spielt sich nur unter stetem Bezuge auf einen losen Inbegriff ab, auf jenes Ganze der „Verkehrsmöglichkeiten“, das sich das lebensgrüne Wort „Markt“ als Namen erbogt. Man sieht, aus der „Gottheit lebendigem Kleide“ ist eine Art englisches Sackklein geworden, um lauter „Güter“ und „Waren“ gewickelt. Was ich hier male, ist nur dann Karrikatur, wenn man nicht gewöhnt ist, an der Vorstellung zu messen von jenem lebendigen Strome, der in Macht und Fülle durch die Zeiten rauscht. In Wahrheit ist eben Karrikatur schon dort verbrochen, und mein Bild ein treues. Man sieht, das gleichzeitige Walten der generalisierenden und isolierenden Abstraktion vereinfacht nicht schlechthin, es verzerrt; statt eines Gedankenbildes vom Flechtwerk ergibt sich gleich ein Jammerbild. Und es steht mit einer ganzen Zahl unserer Erwägungen in bestem Einklang, wenn es hier so deutlich erhellt, dass sich diese einseitige Beschauung, aus dem Gesichtspunkte der Not, eben nur so ermöglichen lässt, dass man den Menschen, sein Schicksal und sein Handeln über „Güter“ und „Waren“, über Profitmachen und Feilschen vergisst. Aus dem Reiche der That wird Wochenmarktsgetriebe, aus der Welt des Handelns eine Welt des Handels, und somit aus „Aktionswissenschaft“ so etwas wie „Aktionärwissenschaft“. Das muss man im Auge behalten, um zu verstehen, weshalb das Nachschöpfen eines

schlichtesten Dorflebens mehr befriedigen kann, als diese ganzen „Systeme“.

Von ihnen könnte man sagen, dass sie gleichsam im Diesseits des Wortes „Gut“ stehen, und im Walten seiner „transverbalen Einflüsse“ ausgesponnen sind. Das herrschende Wort suggeriert uns eben alle vereinfachende, verzerrende Art der Beschauung, die seiner eigenen Verwendbarkeit unterliegt; und dies umso mehr, je mehr es selber in den Vordergrund gerückt wird. Weil das, was hier unter dem Worte „Gut“ gedacht wird, als ein „Bestand“ denkbar ist, im Sinne der Erstarrung des Geschehens, so kann das ganze erlebte Geschehen, wenn es hauptsächlich über dieses Wort herüber übernommen wird, nur mehr eine „Gütermechanik“ darstellen. Welche Gewaltakte unseres Denkens hier unterlaufen, das hat ja seine Darlegung gefunden. Nun ist auch die löbliche Mithilfe des Wortes angedeutet worden. Selbst das Schlüsselwort gibt für alle die Verkennung nicht den Ausschlag; aber es leistet ihr, mit Seinesgleichen, den breitesten Vorschub. Das Wort ist der Hehler für alle Diebereien an der Erkenntnis.

Man glaube nicht, dass den Ausdrücken „Volkswirtschaft“ und „Gesellschaft“ an und für sich theoretische Umformungen entsprechen, die vom Ringe des „Menschheitslebens“ sind; nur dass einmal die Not, das andere Mal die Macht als vereinfachender Gesichtspunkt hinzuträte. Die Dinge liegen anders. Im Vorbeigehen zunächst ein Wort zur „Soziologie“; die Wissenschaft, die es scheinbar mit der „Gesellschaft“ zu thun hat. Eigentlich wird da als „Gesellschaft“ meist das Zuständliche Gebilde deutlicherer Ausprägung gemeint; aber mehr von der Macht her, als eine „Gesellung“ begriffen, oder vielmehr als die Unbegreiflichkeit eines „Organismus“ erfasst. Der Allzusammenhang, der nach einer theoretischen Umformung drängen müsste, kommt dort am Wenigsten zu seinem Rechte, wo man dem Begreifen des Begreifbarsten allerlei Mystik vorzieht. Aber denken wir dieser Wissenschaft ruhig die theoretische Umformung „Gesellschaft“ zu, so wäre ihr trotzdem nicht viel geholfen. Es ist wahr, sie ist eine durchaus verständliche Reaktion gegen die Sachlage, dass der Gesichtspunkt der Macht in den Händen der Jurisprudenz geblieben war. Aber wozu diese vereinfachenden Gesichtspunkte, nachdem die Welt des Handelns ihre schildernde Wissenschaft gefunden hat! Soweit also die „Soziologie“ ihre Sonderheit beanspruchen will, muss gerade diese „hypermoderne“ Wissenschaft als eine angesehen werden, die von vornherein das Nachsehen hat, überholt war, ehe sie recht angefangen. Aber es ist schwer, in grundsätzlicher Erwägung, in vollem Ernste also von einer Wissenschaft zu sprechen, die ein wahrer Hexensabbath für alle Spiel- und Abarten menschlicher Erkenntnis ist. Da quirlt zerfallende und unzerfallende Erkenntnis, „positivistischer“ Firlefanz, „synthetische Philosophie“, und weiss Gott was noch zusammen, und ergibt einen Zwitter von Natur- und schildernder Wissenschaft, von Mystik durchsetzt; einen richtigen Wechselbalg, der mit diesem Durcheinander von Rechts und Links, Oben und Unten ganz unbewusst das Böse will, unter tüchtigsten Händen übrigens viel Gutes schafft. Es ist ja der Segen alles Forschens, dass dabei stets was herauskommt, wie einseitig und verbohrte immer man das Gegebene aufsuchen, dem Erlebten nachleben will; im Gegensatz zu dem Drechseln blosser „Systeme“, dem Froschmäusekrieg der wortverhetzten „Theorien“.

Eine theoretische Umformung, die an das Menschheitsleben gemahnt, steht hinter dem Worte „Gesellschaft“ eher noch dort, wo es ausgesprochen als Schlüsselwort den übrigen: „Recht“, „Kunst“, „Sitte“, und so fort, gegenüber gehalten wird. Ähnliches gilt auch für das Wort „Volkswirtschaft“. Aber es gilt da und dort nur in höchst bedingtem Sinne; mit der einzigen Ausnahme, sobald der nationalökonomische Forscher das Wort „Volkswirtschaft“ in den Mund nimmt; und dies aus noch zu erklärenden Gründen. Sonst steht hinter diesen Worten selbst in den Augenblicken ihrer Schlüsselgewalt nur der Schatten, die Almung theoretischer Umformungen, die unserem Denken ja nicht in den Schoss fallen. Die Verwendung ist gut gemeint, aber der Sinn ist schwach. Wird nun gar schlecht-hin vom „Volkswirtschaftlichen“ gesprochen, oder wird Etwas „volkswirtschaftlicher Bedeutung“ gewürdigt, oder vom „volkswirtschaftlichen Standpunkte“ geurteilt, dann liegt die Sache erst recht anders. Nur vor der Grammatik bezieht sich derlei Wendung auf das Wort „Volkswirtschaft“, in seinem ersten theoretischen Sinne. Thatsächlich liegt dieser Bezug gar nicht vor. Solche Wendungen münzen es geradeaus auf einen Sachverhalt, der leicht aufzudecken ist. Es liegt auch dem harmlosen Denken nahe, auf die gewisse „Kette“ zu stossen, mit der sich zum Beispiel selbst der Kaffeepreis von Tripstil an die Ernte in Ceylon geschmiedet sieht. Ebenso liegen auch die gewissen „Zweckreihen“ furchtbar nahe, die zum Beispiel Bergwerk, Hüttenwerk, Walzwerk, Maschinenfabrik, und so weiter, im Gänsemarsch bedingenden Zusammenhanges erfassbar machen. Schliesslich muss es aber zur Einsicht kommen, dass es neben „Kette“ und „Reihen“, neben „Konjunktur“, „Produktions-Stammhaum“, „Arbeitsteilung“, „Arbeitsvereinigung“, und solcher Verknüpfungen mehr, immer noch etwas Anderes gibt. Natürlich ist das einfach der Allzusammenhang des Erlebten — im nüchtern erfahrungswissenschaftlichen, nicht im mystischen Sinne! — der sich da selbst harmlosen Gemütern aufdrängt; und nichts anderes wollen jene Wendungen stammeln. Vom „volkswirtschaftlichen Standpunkte“, das heisst einfach, mit dem Blicke auf den Allzusammenhang; natürlich nur soweit, als er praktisch wird. Denn auch da handelt es sich mehr um alltägliche, ungeklärte Anschauungen, die bloss die rechte Witterung von etwas haben, dessen theoretische Umformung ihnen gar nicht absehbar ist. Gerade in dieser ahnungs-vollen Unbegriffenheit, wie immer sie definiert sein mögen, treiben sich die Worte „Volkswirtschaft“ und „volkswirtschaftlich“ schon in der „Systematischen Nationalökonomie“ herum, und so wandern sie in den Alltag hinaus, der ja alle rettenden Worte seiner Wissenschaft geneulich übernimmt, zum Glück auch solche, die als gesunde Schlagworte dienen können. Nebenaus sei erwähnt, dass sich der Ausdruck „Weltwirtschaft“ mehr nur auf jene „Kette“ und auf jene „Reihen“ bezieht; in ihm spiegelt sich der Gesichtskreis des „königlichen“ Kaufmannes.

Soweit die äusserlichen Ansätze für jenen Gedanken der „Volkswirtschaft“, der für die lebensvolle Nationalökonomie zur Achse geworden ist. Tieferen Eindruckes waren auf die Dauer wohl die Anregungen, die sich mit der „staatsmännischen Praxis“ ergeben mussten. Auch dort, wo sich die Riesen unter den Zuständigen Gebilden ausgliederten, war Denken dabei, und stets um einen Schritt voraus. Das war in nächster Linie Sorge jener, die als Sachwalter des überpersönlichen Handelns dieser Gebilde

wirkten. Diese Sorge vermochten ihnen später Denker von Beruf zu erleichtern; aber sie mussten sich auf jeden Fall damit abfinden. Denn jenes „staatsmännische Handeln“ ist besonders noch darin ein eigenes, von absonderlicher Determination und Verknötung abgeschieden, dass es von einem Denken spezifischer Inhalte getragen wird; ein Denken gleichsam in den „höheren Wirklichkeiten“ des Reiches der That; ein Denken in Bausch und Bogen, das trotzdem der Gliederungen nicht überschauen darf, das überall durch verwickelten Zusammenhang durchreissen will, ohne die Hauptadern zu verletzen. Und solechem Denken musste das Handeln selbst zur richtigen Zeit einen Inhalt aufdrängen, der in der Art jener theoretischen Umformungen gebildet erscheint. Vom Boden unseres gestaltenden, unformenden Geistes aus gesprochen, hat nun das fortschreitende Ausgliedern dieser Gebilde dem nachdrängenden Alltag immer neue Bahnen geebnet, nach den Engpässen des überpersönlichen Handelns; es sind da auch „Bahnungen“ geschaffen worden — „Volksimpulse“. Wo nun die Spannung der Zusammenhänge eine so fühlbare wurde, und somit das massenhafte Geschehen aufdringlicher, da musste sich das Zuständige Gebilde auch in Abstraktion von juristischer Erfassung nahelegen. Das ergab ein Theorem, das sich durch den Ausdruck „Staatwirtschaft“ bezeichnen liesse; etwas Anderes als die „Finanzwirtschaft“, die ja bloss im Grossen ist, in der entsprechenden Abwandlung, was auch der Alltag im Kleinen kennt. Jener Ausdruck empfiehlt sich, weil die Umformung hier über den Inhalt „Staat“ geht, wie ihn juristisches Denken vorher gestaltet hat. Die „Staatwirtschaft“ wäre dann soweit vorhanden, als man über das Gebilde im Abrücken vom Juristischen denkt; was ja niemals ein Uebersehen des „Rechtes“ in sich schliesst. Gerade Inhalten dieser Art zuliebe muss sich der „Staatsmann“ des Juristen entäussern; er steht ja als Vorkämpfer mitten im Geschehen, und thront nicht als Richter darüber.

Allein, die ganzen Anreize von der Art, wie sie hier vorbeigehuscht sind, hätten nicht ausgereicht, den Gedanken jener echten Umformung „Volkswirtschaft“ zu schöpfen, wie er in der forschenden Nationalökonomie lebt. Da macht sich keineswegs die Ahnung von etwas, das die anderen Worte nicht mehr übersprechen lassen, in einem neuen Worte Luft. Da weitet sich auch kein blosser Inhalt lebendigen Denkens aus, das sich den Vorsprung vor dem Geschehen wahren muss; auch dort voraus sein muss, wo immer dichtere, und immer dichter geflochtene Zusammenhänge zu schürzen sind. Da ist vielmehr dem hellen Bewusstsein des Allzusammenhangs Gestalt verliehen; sei es abermals in einer eigentümlichen Berührung mit dem Inhalt „Staat“. Als „Volkswirtschaft“ ist da regelrecht ein Zuständliches Gebilde gedacht; vollgesogen des wahrhaften, erlebten Geschehens, in sich gegliedert, und nach seinem umgliedernden Wandel hingelehnt über den Lauf der lebendigen Zeit. Ein Gedanke, der sich mit der „Systematik“ der nationalökonomischen Kindheit noch nicht verträgt. Diese konnte Gebilde nicht denken, weil ihr gleichsam noch die dritte Dimension abging; ihrem theoretischen Denken hatte die That noch nicht den Raum gelehrt. That ist hier Forschung, die Erlebtem nachlebt, Forschung in Thatsachen; und der Raum ist hier die Welt des Handelns, als das Eine und grosse Gewebe, das mit der „Gütermechanik“ einfach nicht vorhanden war. Dieses jämmerliche Flechtwerk ist von Haus aus in der

Fläche gewoben. Nicht etwa als ein „Querschnitt“ durch jenes Grösse Gewebe, im Sinne einer erlebten Gegenwart; sondern eben als eine gedachte Gegenwart, eine blosse und dauernde Stockung der gedachten Zeit; im Geiste der homierten „Ewigkeit“ des Alltags, die er sich bei unbelehrter Unwüchsigkeit beilegt. Da war nun buchstäblich kein Raum für ein Gebilde vorhanden, das so, wie es gedacht wird, vor unserem Denken gleichsam körperlich durch die Zeit wächst. Dieser Gedanke konnte erst dort aufkeimen, wo die schildernde Wissenschaft selber am frohen Erwachen war.

Noch die genialen Scher der schildernden Wissenschaft vermachten da nicht Alles zu thun. Ich meine die Altonester, die jene grössere That vollbrachten, die starre Verknöcherung durchbrochen haben. Von denen wohl gilt, dass auch sie Anregung empfangen, durch das Aufblühen unzerrüttender Erkenntnis; die aber nichts weniger denn vom Alltage geschoben waren. Ihr Ruhm muss vielmehr ewiglich dem Alltage entgehen, der überhaupt mehr dem Flach-Logischen nachhängt, weil er mit der Ungeruh des Kindes Alles wissen, Alles „erklärt“ haben will. Jene Bahnbrecher haben ja dem Alltag ein Konterfei vorgehalten, wie er es nicht will. Durch sie sind wir im entscheidenden Sinne vom Alltage weg und in die Tiefe verwiesen worden. Sie haben unseren Blick auf jenes tiefgründige Ganze gelenkt, das der Alltag, die Oberfläche davon, nach wie vor gebührend oberflächlich übersieht. Allein, auch sie konnten nur den Rahmen liefern, in den erst die Forschung, in schöpferischer That, den Inhalt hineinschuf. Eine Forschung, die sich hingehend in ihren lebendigen Stoff versenkt, und sich immer mehr des Gedankens seiner All-Einheit erfüllt, im wachsenden Drange, der letzteren nachzueifern. So erst konnte sich das Bewusstsein von jenem Allzusammenhang recht erhellen, den der geläuterte theoretische Geist zur „Volkswirtschaft“ gestaltet. Und hier ist nun das Denken hoch empor gekommen über das Wort; dieses so genommen, wie es sich buchstäblich denkbar lässt: „Volkswirtschaft“. Auch darüber noch etwas.

Diese Umformung liegt nicht über den Inhalt „Staat“ hinaus. Sie ist in ihrer scheinbaren Einseitigkeit gerade damit erklärt, dass sie gleichsam vor diesem Inhalte „Staat“ stehen innehält, und nur Anlehnung sucht an ihm. Hier verrät sich klipp und klar unsere Ehrfurcht vor dem juristischen Denken; das ja seine schwere Hand sofort auf die Erkenntnis legt, wo immer das Gefüge jener Welt in Frage kommt. Denn „Volkswirtschaft“, das ist im Grunde nur das Zuständige Gebilde „Staat“ selber; jedoch in jener Einseitigkeit erfasst, die man sich der anderen, der juristisch einseitigen Auffassung schuldig glaubt. Dies als kürzeste Andeutung, wie für jene theoretische Umformung das „Wirtschaftliche“ gar nicht den Ausschlag gibt. Wie könnte es auch anders sein, bei dem vollblütigen Geschöpfe einer Forschung, die über die generalisierende und isolierende Abstraktion hinausgewachsen ist. Man würde auch den Wortteil „Wirtschaft“ viel mehr als etwas Zufälliges empfinden, aber die „Klassizität“ liegt uns noch so schwer im Magen. Sie hat ja allen Fachausdrücken ihr Gepräge verliehen, und so besitzt sie einen mächtigen Bundesgenossen an der Schar dieser Wörtchen, die sich so klettenzäh in unser Denken verbeissen. Trotzdem, mit ihrer Wendung gegen die „Volkswirtschaft“, die sie als ihren eigentlichen Gegenstand betrachtet, hat die Nationalökonomie hinausgefunden durch alle Verkennung, dem Primären ihrer Sonderheit zu. Ihr Blick ist mit einer

nebensächlichen Ablenkung auf das Menschheitsleben gerichtet. Es liegt ja offen genug, dass die so verstandene „Volkswirtschaft“ gegenüber dem Menschheitsleben genau so das Greifbarste, für die Forschung Praktische ist, wie das „staatliche“ Geschehen für den Historiker. Durch ihr Ausmünden in der schildernden Wissenschaft ist aber die Nationalökonomie reif geworden, und auf dem besten Wege, auch im Werke ebenbürtig zu sein ihrer ehrwürdigen Schwester, der Historik.

Versteht man also „Nationalökonomie“ als „Volkswirtschaftslehre“, dann hinkt dieser Name eigentlich nur so weit dem Benannten nach, als man über der Fülle „klassischer“ Beklemmungen zu sehr das „Wirtschaftliche“ betont fühlt. Weil dies nun unleugbar immer noch gilt, am Meisten aber für die Gemeine Meinung, vor der ja ein solcher Name ernsteste Bedeutung hat, so könnte man an mich die Frage richten, weshalb ich unentwegt von „Nationalökonomie“ spreche, wenn ich doch die schildernde Wissenschaft meine! Das beträfe also nur mehr Aeusserliches; ich hätte Mehreres zu erwidern. Erstens stimmt der Name nicht so schlecht, als es zunächst scheinen will. Mit der Wissenschaft ist im Grunde noch ihr Name besser als die Gemeine Meinung, die landläufige Auffassung von Beidem. Ein Sachfehler liegt also gar nicht vor, wenn man in verständigem Sinne hinblickt; und man thut es um so verständiger, je weniger man sich um Worte quält. Zweitens warnt vor jeder Neuerung schon die Zähigkeit, mit der sich der Formfehler dieses geläufigsten Namens behauptet hat: „Nationalökonomie“, statt „Nationalökonomik“. Der erstere Ausdruck steckt einmal eingerammt in der Gemeinen Meinung — und so mag es ruhig bleiben. Einer Wissenschaft, die sich selber gefunden hat, kann überhaupt nichts gleichgiltiger sein, als ihr eigener Name.

Werten und Werben, Helfen und Herrschen, das entfaltet den Zusammenhang von Handlung zu Handlung. Die höheren Formeln, die nun an der Reihe sind, münzen es dagegen auf unbestimmte Vielheiten von Handlungen, die in Wiederkehr der Zeit entlang gehen; aber nicht in schlichten Reihen, sondern im Verbande der „rollenden Kreise“. Mit diesen Formeln soll sich die Gliederung im Zuständlichen Gebilde entfalten. Aus ihnen soll uns die Einheit im Geschehen verständlich werden, die einem solchen Gebilde im Wesen unterliegt. Desshalb sind diese Formeln kein rechter Schritt mehr über das früher Gesagte hinaus. Für's All-

gemeine ist uns jene Einheit im Geschehen schon verständlich geworden; mit der Einsicht, dass da überall Geschehen in einer Gliederung wiederkehrt, die diese Wiederkehr verbürgt. Darin sind die höheren Formeln sämtlich enthalten; nur eben unentwickelt. Es verrät sich da in tieferem Sinne, dass bloss noch die letzte Hand anzulegen bleibt. Der lange Anfang hat also Vorarbeit erschöpfend geliefert. Mehr aus zufälligen Gründen bedarf es noch eines langen Schlusses. Es sind uns jene Erwägungen inzwischen so fern gerückt, dass ich schon deshalb die letzten Formeln nicht mehr an sie ketten will. Vor Allem aber: Je unabhängiger der Schluss vom Anfang bleibt, desto schwerer wiegt auch der Einklang zwischen Beidem. Ich leite also die höheren Formeln nicht aus jener Einsicht, sondern aus Erwägungen ab, für die uns abermals der Mutterwitz zum Führer werden soll. Es bewährt sich dann, dass auch diese Formeln ein Ersatz für Anschauungen sind, die uns Allen zu Gebote stehen. Allein, gerade in diesem Punkte gilt es eine Vorarbeit, die auf alle Fälle nötig wäre. Ich muss nämlich den höheren Formeln ihre Ehre als Gemeinplätze erst retten. Zu leicht könnte es scheinen, dass ihr Inhalt eine theoretische Klügelei ist, die ich unserer Alltagskenntnis aufhalse. Diesem falschen Anschein muss ich vorbanen. Handelte es sich um keine Gemeinplätze, dann läge auch keine Lösung unseres Problems mehr vor. Ueber jene einfachen Formeln hinaus stünde daher Alles in Frage.

Die Schuld trägt ein eigentümlicher Kleinmut, der unser Denken leicht befällt, wo es mit Zuständlichen Gebilden zu thun bekommt. Zu Diesen verhält sich zunächst unsere Person in verschiedener Weise. Misst man an ihrer Menge, dann sind es nur wenige, in die unser eigenes Handeln eingegliedert erscheint. Bei ihnen spielen wir gleichsam im Stücke mit; gelegentlich nur als Statisten. Für den erdrückenden Rest sind wir blosse Zuschauer. Danach steht unsere Person bald „drinnen“, bald „draussen“. Eigentlich gilt etwas Aehnliches gegenüber allen Gegenständen der Schicksalswelt; für die Zuständlichen Gebilde, die ich allein im Auge behalte, noch am Meisten. Sie besonders stellen auch das „Körperliche“ jener Welt dar, und so rechtfertigen sich derlei räumliche Bilder. Ich wende sie auch für das zweifache Verhältnis an, das für unser Denken gegenüber den Zuständlichen Gebilden gilt. Soweit wir nämlich unvermögend wären, ein Gebilde, das uns zunächst mit seinem Namen gegeben ist, in seinen Zusammenhängen zu durchschauen, es also richtig zu begreifen, soweit stünde unser Denken gleichsam im „Aussen“; für den gegenteiligen Fall im „Innen“.

Dieser Wechsel hängt nicht immer daran, ob unsere Person in Bezug auf ein solches Gebilde „drinnen“ oder „draussen“ steht. Als Statisten können wir persönlich „drinnen“ stehen, unser schlechtberatenes Denken trotzdem im „Aussen“ des Gebildes. Umgekehrt mögen wir persönlich zwar „draussen“ stehen, als Unbeteiligte, während unser wohlberatenes Denken trotzdem im „Innen“ steht. Darauf komme ich noch zurück. Sofort aber sei betont, dass jener Wechsel, den ich hier als die Stellung im „Innen“ und „Aussen“ verbildliche, nichts mit unserer Erkenntnis zu thun hat. Ein Gegensatz in der Erkenntnis herrscht nur dort vor, wo unserem Denken einmal Gegenstände der Natur, das andere Mal aber Gegenstände jener Welt, zum Beispiel also Zuständliche Gebilde, gegeben sind. Auch diesen Gegensatz könnte man als ein „Innen“ und „Aussen“ verbildlichen; dann unterläge diesen Bildern ein ungleich tieferer Sinn. Ganz anders, als er hier gemeint ist¹⁾.

1) Unsere Erkenntnis steht gegenüber der Natur im gleich grundwesentlichen Sinne im „Aussen“, als sie gegenüber der Welt des Handelns im „Innen“ steht. Dort suchen wir das Erfasste nur zu verstehen, hier vermögen wir es zu begreifen. Die Natur ist uns mit dem Verzicht gegeben, das duldende Erlebnis, die sich ablösenden Empfindungen, gleich vom Boden des thätigen Erlebnisses aus zu überdenken. Zunächst ist uns die Natur ein anschauliches Geschehen; Erblicktes, Gehörtes, Gefühltes. Was wir „Körper“ nennen, ist nur eine Art zuständlich erfasste Verflechtung von Naturgeschehen. Es kommt in dem Sinne dazu, dass Empfindungen einander ablösen, weil That eingreift; es schweift unser Blick, es tastet unsere Hand, wir selber bewegen uns. Das Letztere, das wir in verkehrter Richtung als „Wechsel des Standpunktes“ aussagen, nimmt uns bis zu einem gewissen Grade schon das Doppelspiel unserer zwei Augen ab — das „Körperlich-Sehen“. Etwas Anderes ist wieder die für sich selber starr vorgegebene Verflechtung von Empfindungen; kraft der wir zum Beispiel Geschehen, also sich ablösende Empfindungen, als zusammenhängend empfinden — die Verwachsung von Denken und Handeln am Ich. Das Handeln hat für unser Denken stets die Präsumption. Deshalb darf man dort von einem „Verzichte“ reden, Handeln wahrzunehmen, und in der gleichen Bevorzugung des Handelns nenne ich jenen Akt des Verzichtes ein „Zerfallen“; denn für den Teil des Handelns führt er zur Gabelung zwischen dem Seelischen und Sinnlichen. Das Gegenstück jener starr vorgegebenen Verflechtung, die uns die „Erlebung“ zubringt, liefert bei der Natur keineswegs die „Erscheinung“, sondern zunächst die Naturgegenstände. Zum Beispiel also das Zuständliche des „Körpers“, das wir als Träger des Geschehens erfassen; ähnlich, wie wir in der Welt des Handelns das Zuständliche Gebilde als Träger seiner Entwicklung, seiner Zustände erfassen. Beide Male beziehen wir das Einfache auf das Mehrfache, das nur aus diesem Einfachen besteht, unserem Denken aber als Ganzes sich aufzwingt. Von diesen Naturgegenständen kommen wir erst im Walten generalisierender und isolierender Abstraktion zu den „Erscheinungen“. Das besagt eine Vorarbeit unseres Denkens, das nun erst eigentlich dem Naturgeschehen als dem Nacheinander und Nebeneinander der Erscheinungen gegenübersteht. Da kommt nun für unser zusammenhang-lüsternes Denken blutwenig heraus. Denn von den „Organismen“ muss man hier, wo es auf die Leistungen des zerfallenden Denkens ankommt, billig absehen; weil wir das „Organische“

Wenn unser Denken einmal im „Innen“, und dann wieder im „Aussen“ von Zuständlichen Gebilden steht, so besagt dies eine recht harmlose Geschichte. Es hängt einfach daran, wie weit wir von jener

nur im verschämt-unzerfallenden Denken begreifen. Wir fingieren Zuständliche Gebilde, im Sinne von „Apparaten“, dem „Lebenszweck“ angepasst; für den Teil ihrer inneren Bedingnis stehen wir mit der „Zelle“ genau vor den nämlichen Rätseln, wie vor dem harmlosen gegebenen „Organismus“ selber; ein Kesseltreiben ohne Ende. Im Uebrigen ist unserer Weisheit ganzer Schluss, dass wir vor Abfolgen hingelangen, die ihrer Verallgemeinerung standhalten. Wo uns eine Verflechtung dieser Abfolgen vorgegeben ist, denken wir sie zuständlich als „Stoff“. Der ganze „Chemismus“ ist ein System der Verflechtung von Abfolgen, der „Reaktionen“. Dort, wo eine Verflechtung von Abfolgen im Sinne der Ausstrahlung vorliegt, erblicken wir die „Elemente“: überall dort, wo wir eine Verflechtung im Sinne der Ueberkreuzung zuständlich erfassen, die „Verbindungen“; würde es möglich, die „Stoffe“ alle in alle überführbar zu machen, so wäre nichts erreicht, als dass wir statt vieler Pole dann Einen Pol vor uns sähen. Vor dem Zuständlichen dieser verflochtenen Abfolgen, „Stoff“, stehen wir genau so klag, wie vor der unverflochtenen Abfolge, die ebenfalls ihrer Verallgemeinerung standhält, dem „Gesetz“. Nur wird da nichts Zuständliches gedacht, sobald wir einmal die Naivität der „Eigenschaften“ überwunden haben; somit kommt hier das Naturgeschehen am Reinsten zur Geltung. Immerhin steht auch vor dem „Gesetz“ unsere Erkenntnis so hilflos, wie der einzelne Mensch vor seinem „Schicksal“; als das gemeint, was er in der Verflechtung des Handelns nicht voraussehen konnte. Unsere Erkenntnis antichambriert also, wo immer sie mit der Natur zu thun hat. Es handelt sich stets nur um die immer weiter gespannte Verallgemeinerung; jeder beliebige Handelnde kommt im Handeln selbst dazu, ein kleiner Newton zu sein. Auch die gewissten Schöpfungen des theoretischen Denkens, zum Beispiel die „Molekulartheorie“ — die im Geiste wortseligen Denkens bekanntlich schon dort „entdeckt“ ist, wo Jemand ein erstes Mal von „Untheilbarem“ gestottert hat — auch sie bringen nur heilsamste Ordnung ins Erkante, ebringen aber keinerlei Erkenntnis über jene „Grenzen“ hinaus. Was wir damit der Erscheinungswelt unterlegen, sind ja nur verständige Umdichtungen ihrer selbst. Verständig sind diese Ausmalungen übrigens nur den sinnlichen Erscheinungen gegenüber. Nicht auch für die seelischen Erscheinungen, für die blossen Empfindungen, die wir aus ihrer vorgegebenen Verflechtung, im Warten generalisierender und isolierender Abstraktion, ausgelöst haben. Wie man dort mit „letzten Körpern“, müsste man hier mit „letzten Empfindungseinheiten“ arbeiten, mit „Geisterchen“. Auch in diesem ausmalbaren Jenseits der Erfahrung hört der „Parallelismus“ der Erscheinungen nur im Wege des Selbsttruges auf. Freilich, diese „Geisterchen“ wären als etwas ebenso Minimalstes zu denken, wie die „Atome“. Es ist also verzeihlich, wenn sich unser Denken in so niedlichen Dingen vergräbt, und das Spiel der blossen Empfindungen, hinter dem diese „Geisterchen“ ihr Wesen trieben, gleich für das Spiel der „Gehirnatome“ ansieht. Einfachheit geht unserem Denken stets über Erkenntnis.

Ziehen wir nun den Vergleich. so ergibt sich im Ganzen ungefähr das Folgende. Das zeitgebirende Ugeschehen am Ich, die einander ablösenden Empfindungen, versetzen wir, indem wir zu denken suchen, in einer zweifachen Weise „hinaus“ (bei der Selbstbeobachtung „fingieren“ wir bloss das „hinaus“, wir trennen uns, denkend, entweder von unserer Person, oder von unserem „Körper“, oder von unserem Empfinden). Entweder versetzen wir es als Naturgeschehen „hinaus“, oder als Handeln. Im ersteren Falle kommt unser Denken, das nur vom Zusammenhang lebt, bloss aus eigenstem Hinzuthun, im

Welt schlechthin Kenntnis haben, oder diese uns fehlt. Das „Aussen“ kann nur ein vorübergehendes Verhältnis sein, das dort eintritt, wo unsere Alltagskenntnis uns im Stiche lässt.

Sinne der Verallgemeinerung, zu weiterer Bewegung. Damit, dass unser Denken zunächst ohne Föhlung mit dem „Hinausversetzten“ bleibt, weil es Zusammenhang erst hineinbringen muss, erscheint uns die Natur als das fremd und abgerissen Gegebene, als ein Vorgegebenes. Hier können wir immer nur „verstehen“; in rein logischer Ausbeutung der Verallgemeinerungen, die unser Denken erst geschaffen hat. Das Handeln aber ist von Hans aus das in eitel Zusammenhang „Hinausversetzte“. Deshalb ist uns die Welt des Handelns, mit der unser Denken niemals die Föhlung verliert, das schlechthin Gegebene. Hier durchblicken wir Zusammenhänge, die unserem Denken gegeben sind, ohne dass es eines Hinzuthuns der Verallgemeinerung bedürfte. Hier sind wir also im Rechte, wenn wir den Zusammenhang selber „hinaus“ versetzen. Weil wir ihn zugleich aber denkend beherrschen, ihn durchblicken, „begreifen“ wir. In dieser Art steht unsere Erkenntnis in Bezug auf die Welt des Handelns im „Innen“, in Bezug auf die Natur jedoch im „Aussen“.

Dieses „Aussen“ darf übrigens nicht so aufgefasst werden, als ob uns hier der Blick „ins Innere der Natur“ fehlen würde. Die Natur ist überhaupt nur so für uns da, dass unsere Erkenntnis einmal auch im „Aussen“ steht. Es hängt dies mit der Verwahnung zusammen, als ob auch „Natur“ und „Welt des Handelns“ nichts als „Gebiete“ wären, die wir „hinaus“ versetzen. „Gebiete“ sind es im praktischen Sinne, weil hier zu einer Arbeitsteilung der Anlass geboten ist. Um sie aber als „Gebiete“ im eigentlichen Sinne zu denken, müsste ein Drittes vorhanden sein, auf das wir sie gemeinsam so beziehen könnten, wie etwa die „Geschichte“ und das „Menschheitsleben“ auf die „Welt des Handelns“. Dieses Dritte ist nun im wesentlichsten Sinne undenkbar. Sobald wir denken, ist eben entweder die „Natur“, oder die „Welt des Handelns“ draussen.

Wenn wir von dem „Innern der Natur“ reden, so röhren wir damit an ein „Drittes“, das der Natur nicht anders beigesellbar ist, als der Welt des Handelns. Es handelt sich um jenes Undenkbare, das gleichsam noch vor dem duldenden Erlebnis steht, und für uns eben nur in der unvollkommenen Art als Natur, oder in der vollkommenen Art als Welt des Handelns denkbar wird. So könnte man es wenigstens ausdrücken. Jedenfalls kommt dieses geheimnisvolle „Dritte“ zu dem Namen „Natur“ in gleicher Weise, wie die „Welt des Handelns“ zu dem Namen „Geschichte“. Hier fällt auch in Betracht, dass uns jene unvollkommenere Art der „Objektivierung“ unbegrenzt, die andere begrenzt möglich ist. Weil es sich um einen Wechsel in der „Objektivierung“ handelt, so ist deshalb mit der ersteren Art durchaus nicht jenes „Weitere“ gegeben, dessen „Engeres“ mit der letzteren Art gegeben wäre. Man kann eben nur in bildlicher Annäherung von einem „Einengen in rechte Grenzen“ reden, das für die Welt des Handelns gelten würde. Solche bildliche Annäherungen liegen mit den Ausdrücken „Verlegung unseres Ichs“, „Gehalt des Geschehens“, und noch mit manchem Anderen vor. Das Recht darauf liegt ja offen.

Man sieht, die Welt des Handelns kommt beide Male um ihren Namen zu kurz; gleichsam nach oben, wie nach unten hin. Sie aber hat eines Namens bedurft. Jenes geheimnisvolle „Dritte“ nicht; das kann uns vollständig gleichgiltig bleiben. Am Meisten noch für dieser unmassgebliche Erkenntnistheorie, die bloss für den Hansgebrauch einer Wissenschaft zugeschnitten ist, bei der Alles darauf ankommt, nie zu vergessen, dass man da einer Welt begreifbarsten **Geschehens** gegenübersteht! Die letzten Ver-

Sie thut es oft genug, weil sie ja lückenhaft ist. Auf die Lücke in unserer Alltagskenntnis war schon zu verweisen: die strebigen, die „technischen“ Zusammenhänge im Handeln! Diese Lücke ist umso empfindlicher, weil an jener Art Zusammenhängen der Gliederbau, die „Struktur“ des Zuständlichen Gebildes hängt, und an dieser wieder des letzteren Sonderart. Für unsere Formeln selber ist der Gliederbau des Zuständlichen Gebildes gleichgiltig; nur um ihr rechtes Verständnis zu schützen, im laufenden Sinne, wende ich mich auch diesen Dingen flüchtig zu.

Vom Boden des Erlebens aus sind immer nur die Zusammenhänge der Handlungen da; die Art und Weise, wie sich das Geschehen verknötet, weil es in wechselseitiger Bedingnis vollzogen wird. Aus ihnen wird die Gliederung des Handelns, wenn dieses im rück- oder vorschauenden Denken zuständlich erfasst wird; Gliederung ist stets der Zusammenhalt im Zuständlichen. Aus der Gliederung wird der Gliederbau eines Zuständlichen Gebildes, sobald unser Denken gestaltend eingreift; das geschieht natürlich nicht auf einmal, sondern erfolgt bei jedem einzelnen Schritte, den das lebendige Denken Arm im Arm mit dem Geschehen thut; und die Umformungen der früheren Schritte sind dann jedesmal bereits Inhalte des lebendigen Denkens, bei jedem neuen Schritte. Die Struktur bezieht sich also auf die denkenden Umformungen alles eingegliederten Geschehens. Weil hier jedoch schon vom Boden des Erlebens aus eine Einheit vorliegt, stellt sich uns das Gegliederte, wie es umformend ausgestaltet ist, als die Gliederteile eines Vollwesens dar, gleich den „Organen“ eines „Organismus“; und dem letzteren selbst entspricht die denkende Umformung „Zuständliches Gebilde“.

Es leuchtet ein, warum gerade die strebigen Zusammenhänge vor Allem der Struktur unterliegen. Sie besonders regeln ja die Umformung. Das Element des Zusammenhanges ist die „Handlung“, das Geschehen von der einen Verknötung bis zu einer anderen; das wir erfassen können, ohne uns um den Zweckgehalt des Strebens zu kümmern, das in ihm atmet. Im Erleben ist ja nur das Zusammenhängen selber da; Streben und Erfolg besagen schon Eingriffe unseres Denkens. Das gilt erst recht von dem

längerungen dieses Leitgedankens sind da schon gar nebensächlich. Meinetwegen kann man in jenem geheimnisvollen „Dritten“, das sich uns bald als Reich der Natur, bald als Reich der That offenbart, das „Reich der Mütter“ suchen. Da klänge zwar Mystik an, aber endlich einmal dort, wo sie hingehört.

Zweckgehalt des Strebens; jene Vorstellung, die der Erfolg bejaht oder verneint. Wo wir diesen Zweckgehalt in Rücksicht nehmen, wird aus der Handlung ein spezifisches Thun; das Element der Gliederung, die jedoch unbestimmte Vielheiten solcher Thätigkeiten betrifft. Nun erscheint das Handeln mit jedem andersgehaltigen Streben auch wieder anders in das Spiel anderer Determinanten verwickelt. Wenn ich „essen“ will, ist mein Handeln ganz anders durch „Hunger“, „Genuss“, durch das „Essbare“ und noch vieles Andere determiniert, als es zum Beispiel dann, wenn ich mich „verteidigen“ will, einerseits durch das „Angreifende“, andererseits durch „Wehr und Waffen“, durch „Zuflucht“ und „Hilfe“ determiniert erscheint. Alle diese Ausdrücke deuten roh auf die wechselnden Umformungen hin, die unser gestaltender Geist mit dem Geschehen vornimmt. Es ergeben sich überall andere „Geschehnisse“, zu denen sich das Geschehen vor unserem Geiste stückelt, überall andere „Vorgänge“, zu denen es verschmilzt, überall andere „Bestände“, zu denen es erstarrt. Im Wechsel der Art, wie sich diese Bildungen gemäss des strebigen Zusammenhanges lagern, passen sie sich immer anders „zahnig“ zusammen. Liegt nun einer ganzen Fülle so gestalteten Geschehens eine Einheit zu grunde, dann bauen diese Bildungen unseres Geistes an dem stets eigenartigen Gefüge des Vollwesens, des Zuständlichen Gebildes. Danach steht ein solches Gebilde erst eigentlich vor unserem Denken; und so, der Umgliederung gemäss auch sein Gefüge umbildend, wächst es vor unserem Denken „körperlich“ durch die Zeit.

Nur in der Richtung dieser Struktur lässt uns die Alltagskenntnis oft genug im Stiche. Davon ist keine Rede, dass unser urwüchsiges Denken solche Gebilde überhaupt nicht als Inhalte in sich bergen könnte. Wo bliebe dann die Welt des Handelns! Philosophie hält ihren Bau nicht zusammen; aber irgend eines theoretischen Denkens, etwa des Denkens der Nationalökonomie, bedarf es ebenso wenig. Umgekehrt kann das theoretische Denken gerade hier dem urwüchsigen nachhinken; und würde man auch in Bezug auf diese Gebilde dann von „blossen Vorstellungen“, von „Vulgärbegriffen“ reden, die erst der Theorie zur Nachhilfe bedürften, so bewiese es nichts anderes, als dass man im buchstabierenden Denken an den Inhalten des urwüchsigen, lebendigen Denkens vorbeigegriffen! Das Letztere ist eben der „erlebten Körperwelt“ stets gewachsen, wo immer sein Beruf es verlangt.

Allein, so recht „körperlich“ stehen vor unserem Denken nur jene Gebilde, die in ihrer Struktur den wenigen ähneln, denen unser

eigenes Handeln in nicht zu nebensächlicher Weise einen Tribut zollt. Wir sehen gewöhnlich nicht viel weiter, als unser eigenes Handeln, mit seiner eigenen „Technik“, reicht. Wo dieser Schlüssel nicht mehr sperrt, kommt unser Denken in Verlegenheit; hier scheidet sich nun das „Aussen“ und das „Innen“. Im Rohen ist es die Scheidung zwischen dem „Fachmann“ und dem „Laien“. Rollen, die uns vor den wechselnden Gebilden abwechselnd zufallen. Rechnet man also die Rücksicht auf die Struktur mit, dann wäre die Kenntnis des Alltages auf viele Köpfe verteilt, in der verschiedensten Weise. Soweit umrahmt ja mehr oder minder Jeden ein anderer Alltag. Aber nie dieser „persönliche“, stets nur der Jedermanns-Alltag ist hier in Frage; und so ist auch die Alltagskenntnis stets als die Jedermanns-Weisheit gemeint. Diese findet hier nun ihre Schranken.

Es zeigt sich da gleich, wie jenes „Aussen“ nur vorübergehend gilt; denn in Bezug auf jedes beliebige Gebilde steht es jedem Laien frei, zu einem Fachmann zu werden, der Bescheid weiss, im „Innen“ steht. Daneben gilt auch, dass dort, wo der Laie in diesem engeren Sinne anfängt, der Fachmann des täglichen Lebens noch lange nicht aufhört! Dafür sollen unsere Formeln zeugen; gerade darin droht aber ihre Verkennung; und droht eben aus jenem Kleinmut unseres Denkens, dessen Anlässe ich hier aufdecke. Weil wir seiner Struktur nicht gewachsen sind, stehen wir mit offenem Munde vor dem Namen eines solchen Gebildes, und suchen ein Rätsel hinter ihm, obwohl uns immer noch ein Durchblick bis in's Wesen freistünde. Aber das vergessen wir, und die Kleinmut unseres Denkens obliegt. Es hängt Dies vor Allem daran, dass wir im Angesichte eines Namens sofort die Sonderart des so Benannten erfahren wollen; und da rächt sich jene Lücke unserer Alltagskenntnis noch im Engeren.

Nach ihrer Gliederung sind alle Zuständlichen Gebilde, soweit sie für sich gesondert fortbestehen, im Wesen gleich. Daraus wird, praktisch genommen, die Ableitung der höheren Formeln erst möglich. Richtiger müsste man sagen, dass sich in diesen Formeln zum Ausdruck bringt, weshalb unter den Gegenständen der Schicksalswelt auch diese „Kategorie“ vertreten ist. Soweit die Gliederung den Gliederbau beeinflusst, — im Wege „abgeleiteter“ Streben — kommen gleichsam auch Familienzüge in die Physiognomie des Gebildes. Die Letztere liegt eben stets mit der Struktur vor. Denn vor Allem nach der Eigenart ihres Gliederbaues sondern sich die Zuständlichen Gebilde von einander ab. Ihre Vielgeschiedenheit spiegelt sich dann auch in ihren wechselnden Namen; mehr oder

minder glücklich, je nachdem eben der Name die Eigenart des Gebildes auszudrücken vermag. Jedenfalls beruft sich der Name, das vor unserem Denken für das Gebilde akkreditierte Wort, zunächst auf die Physiognomie, diese auf die Struktur, und diese auf die strebigen Zusammenhänge. Je schlechter unser Denken über die Letzteren Bescheid weiss, desto verlegener muss es vor dem nennenden Worte sich fühlen. Diese Bedrängnis, die unser Denken kleimütig macht, lässt sich noch anders beleuchten.

Die Anschauungen, denen unsere Formeln nacheifern, sind uns wohl Gemeinbesitz. Aber was hilft uns Dies, wenn jedem Gebilde gleichsam eine andere „technische Formel“ entspricht, an deren Stelle uns nicht einmal rohe Anschauungen eigen sind! Eine solche „technische Formel“ liegt zum Beispiel mit der „Verfassung und Verwaltung“ eines „Staates“ vor, aber recht einscitig. Gemeint ist der erschöpfende Ausdruck dafür, wie die Struktur eines Zuständlichen Gebildes einheitlich bleibt, obgleich sie einer Mehrheit von „Zwecken“ angepasst ist. „Zweck“ ist hier die Form, wie wir von dem wiederkehrenden Zweckgehalt unbestimmt vieler Streben Notiz nehmen, die in dem eingegliederten Handeln atmen. In diesem Sinne sprechen wir zum Beispiel von dem „Wohnzweck“, oder dem „Wohnbedürfnis“, mit dem Blick auf eine „Haushaltung“. Bringen wir einen solchen „Zweck“ mit der Struktur des Gebildes in gedankliche Verbindung, so erscheint uns das Gebilde in der betreffenden Hinsicht als eine „Einrichtung“, ein „Apparat“. Das nämliche Gebilde kann aber „Einrichtung für eine Vielzahl von „Zwecken“ sein; es trifft dies um so eher zu, je umspannender und zugleich ausgegliederter ein Gebilde ist.

Man darf sich daher nicht verleiten lassen, ein solches Gebilde, wie es zu einem Inhalte unseres Denkens und an einem Worte sprachflüssig wird, schlecht und recht als einen „Zweckbegriff“ anzusehen. Derlei hölzerne Auffassung würde nur einer gewissen Logik zu Gesicht stehen. Wie es da heisst: „Ein Wort — Ein Begriff — Eine Definition!“ müsste es dann auch lauten: „Ein Wort — Ein Zweckbegriff — Ein Zweck!“ Aus dem gleichen Morast einer rückständigen Denkweise, der hier so ziemlich Alles über den Horizont geht, entsteigt dort der Streit um das Wort, und entstieg hier nun der Streit um des Kaisers Bart. Unwillkürlich gedenkt man der tiefsinnigen Frage: „Was ist der Zweck des Staates?“ — selbst nach „Staatszwecken“ darf man nur in einem überaus verständigen Sinn fragen; hier, im Angesichte krönender Gebilde, denen gar viele „Menschenzwecke“ zu Gevatter stehen.

Einem Zuständlichen Gebilde kann also bitter Unrecht gethan sein, sobald man es als schlichten „Zweckbegriff“ denken wollte. Das laienhafte Denken aber sucht stets diesen Ausweg. Wird uns durch seinen Namen ein Gebilde vorgehalten, vor dem sich unser Denken verlegen im „Aussen“ fühlt, dann spähen wir sofort nach einem solchen „Zwecke“ aus. Vor Allem sehen wir uns schon das nennende Wort daraufhin an; unser Denken buchstabiert wieder einmal. Seine Absicht ist dabei recht klar; es trachtet nach einem Surrogat für jene „technische Formel“, deren Fehlen eins ist mit der Unkenntnis der Struktur des Gebildes. Das Surrogat kommt aber damit zustande, dass wir jenen „Zweck“ mit dem allgemeinen Schema in Verbindung setzen, über das sich unsere Alltagskenntnis auch in der Richtung der strebigen Zusammenhänge ausdehnt. Von einem „Zwecke“ aus, auch in diesem abgeleiteten Sinne, wissen wir uns eben allezeit zurecht zu finden. Da geht uns unser Mutterwitz an die Hand, und lehrt, worauf es da allemal ankommt: Man zergliedert den Zweckgehalt des Strebens zu einem ganzen Systeme, zu einer „zielsamen Verkettung von Zwecken“, und spürt dann überallhin die „Wege zum Zweck“ aus, die unser Handeln beschreiten muss, um am „Erfolge“ auszumünden; an jenen bedingten Ruhepunkte, den unser vor- oder rückschauendes Denken im ewigen Flusse des Geschehens wahrnimmt; um zugleich das Geschehen selber, wie es sich am „Erfolge“ zu stauen scheint, als vollzogen zu erfassen, als „That“. Eigentlich gilt ja dieses Schema nur für die einzelne und bestimmte Handlung. Wir unterschieben sie jedoch auch dem unbestimmten Ganzen der Handlungen, die wir im Rahmen des Gebildes annehmen. In solcher Weise besitzen wir einen Rohschlüssel auch für die Struktur der Gebilde: einen Schlüssel, dessen Bart wir erst jedesmal zufeilen. Fehlt uns aber selbst die Kenntnis eines „Zweckes“, dann mangelt uns damit die Feile. Das trifft bei den zahllosen Fällen zu, für die wir dann wirklich im „Aussen“ stehen. Dann geschieht es auch, dass wir der besseren Schlüssel vergessen, die unsere Alltagskenntnis bereit hält; aus Kleinmut unseres Denkens vergessen wir dann auch der Alltagskenntnis selber.

Wieviele Leute sprechen nicht von der „Börse“, mitunter sehr temperamentvoll. Aber was denkt sich der Gebildete im Durchschnitt darunter? Ich meine natürlich, beim nachsinnlichen Verweilen über dem Worte; denn im Flusse der Rede plätschern auch derlei Namen recht munter, und wenn unser Denken vor dem so Benannten noch so verlegen im „Aussen“ stünde. Freilich, in diesem

besonderen Fall muss schon die Wahrnehmung kopfscheu machen, wie sehr sich gelegentlich die Juristen, sogar die Juristen um den „Begriff der Börse“ abquälen. Ihre Kalamität wurzelt aber darin, dass hier die wortklärende Definition, sei es auch nur für bestimmte Zwecke, etwas leisten soll, dem doch nur die schildernde Auflösung recht gewachsen bleibt. Durch den Zwang zur Interpretation sind eben die Juristen zum Wortdienste einmal verdammt. Es muss hündig ausser Zweifel gesetzt sein, worauf der oder jener Gesetzesausdruck anwendbar wäre. Wortstreit ist dabei im Wesen unvermeidbar; so kommt es für die Juristen auch in dieser Hinsicht stets auf eine „höchste Instanz“ an; schon für die Gesetzesauslegung, soweit sie an einer Wortdeutung hängt. Der Laie nun, der an die völlige Andersart dieser Aufgabe nicht denkt, hält dann natürlich das Gebilde für schwer verständlich. Hier ist es weniger verwunderlich, wenn der Laie förmlich pflichtschuldigt vor einem „Unbegriffe“ steht, und sich vor dem Kitzel des Wortes in's Anschauliche flüchtet: Ein Gebäude, drinnen ein Haufe schreiender Menschen, und hinterher, in der allmorgendlichen Zeitung, unendliche Zahlenkolonnen!

Ähnlich liegt es auch dann, wenn die Verhältnisse nicht so erschwerende sind. Für die Gebilde, vor denen unser Denken im „Aussen“ steht, nehmen wir vor Allem ihren Namen in Empfang. Das Wort bleibt der wertvollste Besitz, weil es zu streiten und zu behaupten erlaubt, mit oder ohne Hintergrund von Gedanken. Der Letztere fehlt ja in solchen Fällen auch so ziemlich. Wir staffieren das Wort nur mit ein bisschen Anschauung aus, verknüpfen ihm einige zusammenhanglose Bilder. Diese Flucht in's Anschauliche ist gerechtfertigt, weil wir eben auf den bestimmten Namen hin auch das so Benannte als ein Bestimmtes erfassen wollen. Aber so verzeihlich es erscheint, kleinmütig bleibt es doch von unserem Denken, wenn wir ratlos vor Gebilden stehen, die wir bis in's Innerste durchschauen können. Weil unser Denken in solchen Fällen der Struktur nicht gewachsen ist, wirft es überhaupt die Flinte in's Korn, und umklammert den allzeit getreuen Retter, das Wort. Als ob nicht ausser der Struktur, und eigentlich als das Wesentlichere, die Gliederung in Betracht fiele, der unser Denken jederzeit gewachsen bleibt. Allerdings, um das einzelne Gebilde, die einzelne Art, zum Beispiel also „Börse“, von anderen abzusondern, dafür sagt uns die Gliederung gar nichts. Trotzdem ist es just diese Gliederung,

die hier jenen Durchblick erlaubt, jenes Erfassen der inneren Bedingnis des Fortbestehens, wie es für den Teil des Naturgegenstandes im Wesen ausgeschlossen bleibt!).

1) Wo unser Denken nicht der Struktur, nicht den strebigen Zusammenhängen gewachsen ist, wird es auch aus einem anderen Grunde kleinmütig; der Schleier, der in solchen Fällen die Eigenart des Gebildes verhüllt, thut es nicht allein. Unser Denken empfindet jenen Mangel besonders penibel. Man kann die strebigen Zusammenhänge an sich gewiss nicht über die seitlichen stellen; unser Interesse jedoch haben jederzeit die strebigen Zusammenhänge in Pacht. Wie sehr wir uns vorzüglich für das Technische interessieren, prägt sich im Grossen und im Kleinen aus. Dafür zeugt zum Beispiel die naturwissenschaftliche, also dem Streben zugewandte Richtung, die der theoretische Geist zunächst eingeschlagen hat, nachdem er einmal erwacht war. An den Folgen trägt unsere ganze Denkweise schwer genug. Sie ist ja ewiglich auf Eine Schablone versessen; unter diesen Umständen musste es die naturwissenschaftliche sein; daher auch der Kausalitätskoller und der Gesetzesdusel gegenüber der Schicksalswelt, von denen nichtbei ganz besonders gilt, was ich oben von der „allzu-organischen“ Auffassung der Gebilde sagen muss. Oder nehmen wir zum Beispiel die schillernde Wissenschaft: wenn sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem Einzelnen, den Fürsten, zum Mindesten den Völkern die Kunst zu lehren, wie man „reich“ wird. Auch sie musste ihr alchymistisches Zeitalter durchmachen.

Gewiss, es tritt dann ein „Rückschlag“ ein, eine „Reaktion“. Aber man glaube ja nicht, dass man aus dem Regen des einen Extremes gleich in die Traufe eines anderen kommen müsste. Steckt denn hinter dieser „Reaktion“ blindes Warten? Naturgeschehen etwa, das sich einmal so, dann wieder anders verallgemeinern liesse? Hängt der „Rückschlag“ in der Schicksalswelt nicht einfach nur am Allzusammenhang des Erlebten, kraft dessen sich Ueberspannungen ausgleichen! Die Maschen dieses Allzusammenhanges sind ja in wählender That geknüpft; da kann also sehr gut auf ein Falsches das Richtige „rückschlagen“, und das letztere dann ruhig beharren; weil es als solches nie einer Ueberspannung gleichkommt; weil es vielmehr der wählenden That, wenn sie weiterflieht, dauernd gelegen bleibt. In dieser Welt kann man jedenfalls die Zeit, die der Italiener „*chrtlich*“ nennt, auch „*klug*“ nennen. Sie verhilt dem, was klug ist, zum Siege. Da bedarf es immer erst der Erläuterung, wie man vom Klugen wieder abkommen konnte. Die Präsumpion liegt in der Schicksalswelt allemal beim „Fortschritt“. Freilich darf man ihn nicht dort suchen, wo das Beharren des Allzusammenhanges mitsprechen muss. Das gilt zum Beispiel für jene, aus dem Allzusammenhang selber erblühende Forderung, die verklärt im holdsten Menschenworte anklingt: „*Liebe!*“ Sie braucht, als Forderung erkannt und gestaltet, nicht immer in edler Gestalt zum Durchbruch zu kommen; das kann auch in sehr krauser Form geschehen. Aber schliesslich bleibt mit dem Allzusammenhang, und mit dem Wandel alles Uebrigen, doch auch sie ein Ewiges. Bei dem ewigen Wandel um sie herum muss auch der Verstoff gegen sie ewig sein: im Anprall des Zeitlichen an das über alle Zeiten Erhabene. Und so bleibt ewig auch der Traum einer Vergeltung und des Vorgehens, ewig die Hoffnung einer Aussöhnung; und dann natürlich so gedacht, dass sich das Zeitliche abstreift. Denn auch Traum und Hoffnung, wenn die ewige Liebe sie weckt, trachten selber nach „Ewigem“ empor.

Das Interesse an Technischen prägt sich auch im Kleinen aus. Der Besitz eines Fahrrades, um recht im Alltäglichen zu waten, kann in alle möglichen Zusammenhänge, und kann sehr zerrüttend eingegriffen haben; er kann in der Richtung von Gesundheit und Familienleben noch so chronisch alle Determination verschieben; aber wer damit zu thun

Dem Gefühle der Schwäche, die unser Denken so leicht vor den Zuständlichen Gebilden anwandelt, entwachsen dann Vorurteile; schiefe Auffassungen von diesen Gebilden überhaupt, so „körperlich“ auch einzelne für unser lebendiges Denken bleiben. Entweder fasst man diese Gebilde „unorganisch“ auf, mehr als lose Inbegriffe von Geschehen, die nur von Wortesgnaden leben und daher aneinander fielen, wenn man die Wortklammer wegdenkt. Oder man fasst diese Gebilde „allzu-organisch“ auf, im Nachbeten biologischer Erkenntnis. Dort bleibt man dem Denken dieser Gebilde gleichsam die dritte Dimension schuldig; sie verflachen zu einem unklaren Gemenge von Handlungen, im Sinne einer „Gesamtheit“, eines „Ganzen“, was sich häufig genug in den Definitionen verrät. Hier wieder begnügt man sich mit den drei Dimensionen nicht, wie sie mit der Begreifbarkeit dieser Geschöpfe unseres Denkens vorliegen; man versteigt sich in die vierte Dimension, umhüllt diese Gebilde mit lauter Geheimnissen, die man dem Biologen nachfühlt. Jenes erste Vorurteil läuft auf eins heraus mit dem Mangel an „historischem Sinn“; den wahrhaft nur besitzt, wer sich in den Gedanken jenes Allzusammenhangs hineinlebt, der allem Erlebten Gestalt und ureigenes Gepräge verleiht. Im anderen Falle, bei der „allzu-organischen“ Auffassung, scheint dem Denken der Genuss von Naturwissenschaft nicht ganz gut bekommen zu sein. Beides muss jenes Misstrauen gegen die höheren Formeln erzeugen, dem ich hier zu steuern suche. Glaubt man an richtige Geheimnisse, dann muss man Verdacht gegen Formeln hegen, die das lösende Wort mühelos ansplaudern. Wem dagegen die Zu-

bekommt, ist der Technik verfallen; oder hätte man einen Radfahrer schon von etwas Anderem reden gehört, als von „Sattelkonstruktion“, „Uebersetzung“, und ähnlichen Dingen überlagernder Bedeutung! Immerhin, der Grund dieses Interesses liegt als ein rühmlicher nahe. Da zittert in uns jener Kampf nach, der vom Wesen des Handelns ganz untrennbar ist; sonst könnte man weder von „Streben“, noch von „Erfolg“ sprechen. Es betrifft den Kampf gegen jene Widerstände, die uns im Gewaltigen ein Sporn sind, deren Ueberwindung von uns angestammt wird, als „Wunder der Technik“; die uns im Kleineren so lästig fallen, als griffen wir beim Handeln in lauter Nadeln; bis sie uns im Kleinsten, auch wenn es Widerstände nur mittelbar sind, oft bis zur Verzweiflung bringen; die „Tücke des Objekts“, nach dem Ausdrucke eines hochadeligen Geistes, für dessen echtes Menschenfühlen selbst da noch Seele im Geschehen blieb. Ähnliches gilt übrigens, und mit einer Zartheit, die unserem Alltagsdenken längst verlustig gegangen ist, auch tausendfach von der Sprache. Wir führen den Kampf eben schon viel zu professionell. Wir arbeiten schon viel zu sehr, das naturwissenschaftliche Denken vor- und nachahmend, mit nüchternen „Versuchsstichen“, die unsere Gegner im Kampfe entseelen. Der Duft ist ihm also genommen, aber desto stierer ist jenes Interesse geblieben. Und von daher unsere Affenliebe für alles Technische, die uns so leicht alles Andere vergessen lässt. Kein Wunder, wenn die geschilderte Verlegenheit unseres Denkens sich gleich bis zur Verblüfftheit steigert.

ständlichen Gebilde Luft sind, die sich nur in den Schallwellen eines Wortes gestaltet, der muss Formeln, die auf diese Gebilde selbst abzielen, folgerichtig für Wind halten.

Nur die vier einfachen Formeln hatten es leicht. An Handlungen glaubt jedermann, und daher auch an ihre Zusammenhänge, und an deren Spielarten. Die höheren Formeln aber leiden durch ihren Bezug auf die Zuständlichen Gebilde, die schon im Allgemeinen spröde für unser theoretisches Denken bleiben. Ein Umstand, der besonders in der Wissenschaft vom Alltäglichen von Tragweite wird; denn für ihr Denken sind ja die Zuständlichen Gebilde das tägliche Brot; ihre rechte Würdigung bedeutet hier so etwas wie die Eselsbrücke. Aber weil sie in jener gestaltreichen Welt die Höchstgebilde sind, ist unser Denken eben nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, ihnen zu viel, oder zu wenig Ehre anzuthun. Entweder überschätzt man sie, behandelt sie selber als Natur; oder man unterschätzt sie, indem man bereits das nennende Wort als Natur behandelt, und sich gleich dabei beruhigt. Auch diese Gebilde sind zwar nicht vom blossen Wortlaut getragen, aber auch nicht schlechthin von „Dasein“, im Sinne eines Vorgegebenen. Von ihnen gilt eben nur, dass sie „fortbestehen“, und dies, weil etwas „geschieht“: ein Geschehen aber, das nichts ist, als das mit unserem lebendigen Denken erwachsene Handeln. Dennoch hat gerade der Gedanke etwas Sprödes, dass auch in diesen Höchstgebilden, und in ihrer Totalität, schöpferische Begriffe sich ausleben. Und auch Dies nimmt gegen unsere Formeln ein. Denn mit ihnen soll ausdrücklich diesen schöpferischen Begriffen das Knochengerüst ausgelöst werden; das überaus schlichte, aber tragende, das für sie zugleich das einzig Gemeinsame bedeutet, bei dem reichen Wechsel unter ihnen, und das einzig Beharrende, in ihrem ewigen Wandel¹⁾.

1) Was uns hier beirrt, ist der unwillkürliche Blick nach jenen unter diesen Höchstgebilden, mit denen sie sich selber noch zu übertreffen scheinen: die „Staaten“! In der That, hier liegen die Verhältnisse so reichverwickelt, dass sich die Erwägung in's Bodenlose zu verlieren droht. Nur ganz dürftig sei auch in dieser Richtung die Bahn geklärt. Wenn sich selbst mit jenen Ungetümen der Schicksalswelt schöpferische Begriffe ausleben, so darf man nicht die Binsenwahrheit dahinter suchen, dass zum Beispiel das „Deutsche Reich“ gedacht sein musste, ehe seine „Gründung“ möglich war. Schon hinter dieser Binsenwahrheit treiben verkehrteste Anschauungen ihr Unwesen. Die „Gründung“ kann in ihren Voraussetzungen, und in ihren Nachfolgen verkannt sein. Auch für die „Gründung“ — ein „Vorgang“, mit dem ein Unendliches eben nur in der Anlehnung an die summarische Umformung des „Gegründeten“ so schlankweg denkbar erscheint — auch da war der schöpferische Begriff nicht vom Himmel gefallen. Vielmehr war das Denken für unzählbare Schritte in der Lehre des Geschehens, und umgekehrt musste sich der

Soviel für den Anfang vom Ende. Alles nur, damit Späteres hübsch gemeinplätzlich klinge. Selbst wenn man Gemeinplätze nicht „breittritt“, auch das fällt breit aus, mit Anstand von ihnen zu

schöpferische Begriff vorher schon, auf dem Wege zu sich selber, vielfach in Gebilden ausgelebt haben; dann erst konnte, durch That und Aberthat, jene letzte Wegstrecke an die Reihe kommen, die man als „Gründung“ ausspricht. Hier am Allerletzten darf man vergessen, wie Denken und Handeln stets an einander heranwachsen; die Milchbrüder an den Brüsten der Zeit. Das Eine erzieht das Andere. Das Handeln wird vom Denken ganz systematisch in die Lehre genommen; es steigert ihm nach und nach die Aufgabe. Die Erzielung des Denkens wieder nimmt das Handeln sokratisch vor; stets ist der weitere Ausbau des schöpferischen Begriffes eine Antwort auf Fragen des Handelns; und auf die Richtigkeit macht jedesmal That die Probe. Je höher hinauf diese Gebilde, desto mehr will die Zeit mit von der Partie sein, desto weniger lässt sich etwas „extemporieren“. Ueberaschend, so recht als „Gründung“, stellt sich die Sachlage nur für Jene dar, die nicht merken, dass da schon „reiten“ könnte, was nur mehr in den Sattel zu heben ist. Mit dem „Reiten-Können“ war eben der schöpferische Begriff schon überaus weit gekommen; auf dem Wege zu jener letzten Formung, die ihn scheinbar erst zum schöpferischen macht. Und beileibe nicht, dass nach der „Gründung“ der schöpferische Begriff seine Rolle ausgespielt hätte, und nur mehr für die „Geschichte“ da wäre; wie das Vorher, wird hier das Nachher verkannt.

Der Schnitt, den das harmlose Denken hinter der „Gründung“ erschaut, liegt weniger damit vor, dass hier das Geschehen in seiner fortlaufenden Verflechtung hochdramatische Punkte passiert, ehe es zu Schluss und zum Rollen des neuen „Kreises“ kommt. Was da benachbart vorher steht, das nimmt man einfach als die „Ursachen“ entgegen. Jener Schnitt im Hergange prägt sich dem harmlosen Denken vor Allem darin ein, dass ein Wort, das vorher nur disponibel schien, nun richtig in Dienst gestellt erscheint. Früher konnte man von „einem Deutschen Reiche“, nun auf einmal kann man von „dem Deutschen Reiche“ sprechen. Dem Worte treten die Paragraphen zur Seite, die nun als „Verfassung“ vorliegen. Und mit Wort und Paragraphen, die beide so starrum verharren, scheint auch die Sache nun von „Dasein“, und aus sich selber zu verharren; gerade nur, dass man ein bisschen gegen ihren Unfall Sorge trägt. Es nimmt sich schon sehr erhaben aus, das „Dasein“ der Sache im „Flusse des Geschehens“ zu denken. In Wahrheit aber fließt sie selber als Geschehen! Kann doch selbst von ihrer „Entwicklung“ nur im Warten versteifenden Denkens geredet werden. Vom Boden unseres gestaltenden Geistes ist es ein „Fortbestehen“, das nicht bloss dauernd den schöpferischen Begriff nötig hat; der letztere selber ist in unablässiger Umbildung. Dem kantbeständigen Worte zum Hohn, und selbst dem geheiligten Bestand der Paragraphen zum Trotz, ist es eben von Kopf bis zu Fuss ein anderes Geschehen, was sich unserem wortseligen Denken etwa im Jahre 1880, und dann wieder im Jahre 1900 als „Deutsches Reich“ verknöchert. Im Erlichten ist die Art der Verflechtung eine andere, da und dort, im Zuständlichen die Art der Gliederung; und mit allem Um und Auf des „wirbelnden“ Geschehens wechselt auch die Art und Weise seiner Integration — das Um und Auf des „oberpersönlichen“ Handelns. Auch die Paragraphen verharren nur scheinbar; denn ihr gleichbleibender Wortlaut, selbst ihre gleichbleibende Auslegung, das ist eben nur der eine Faktor für das Spiel der Determinanten, in das sich ihre „Rechtskraft“ auflöst; durch die Flüssigkeit der anderen Faktoren werden auch die Paragraphen in den Strom des Geschehens gerissen. Da hilft die Verankerung der Worte nichts. Wahrhaftig be-

sprechen; es ist zähester, klebrigster Stoff des Denkens. Wir besinnen uns jetzt neuerdings auf unsere Lage im Handeln. Für die einfachen Formeln waren Not und Macht in Anschlag zu bringen.

ständig bleibt auch da nur das Wort; aber dies gibt für das harmlose Denken gehörig den Anschlag! Ein Wandel würde eben nur dann zählen, wenn man statt von „dem Deutschen Reiche“ wieder von „einem Deutschen Reiche“ reden könnte. In der Zwischenzeit gilt das „Dasein“ des so Benannten. Der schöpferische Begriff aber, der ja für der Worttragödie zweiten Teil nicht mehr vonnöten wäre, gelangt sofort nach der „Gründung“ behaglich zur Ruhe. Das wären ja die äussersten Verkennungen; so ein wenig aber hält uns Alle das Wort im Bann, und eben in solchem Geiste.

Natürlich helfen noch tausend Umstände hinzu, um unser Denken an ein „Dasein“ solcher Gebilde glauben zu lassen. Es genüge der Hinweis auf das „geographische Gegenstück“ dieser Gebilde. Aber so Vieles da im richtigen „Dasein“ verharnt, Fluss und Küste, Berg und Thal, Wind und Wetterlage, und was da kriecht und fliegt und schwimmt, treibt und gedeiht, und unter Tag ruht, es verharnt nur, soweit es gleichsam am Kartenbilde mithut. Im Verbande der Determination, durch die sich jene Strömung im lebendigen Meere durchfinden muss, spielt es doch nur wieder den Teufaktor. Es gilt das Nämliche, wie von den Paragraphen; die so recht auch nur auf dem Papiere verharren, während sich der Wandel der Determination, an der sie beteiligt sind, gelegentlich darin ausprägen kann, dass sie überhaupt nur „auf dem Papiere“ stehen. Und so ist auch jenes Verharrende in ein Spiel mit tausendfältig sich Wandelndem verwickelt — mit allem Zuständlichen — und bringt sich erst in dieser Verflüssigung als das seitlich Bedingende zur Geltung. Einige Mark Aenderung im „Getreidezoll“, und die nordöstliche Wasserkante steht sofort anders innerhalb der Determination; eine einzige „Gesetzesmassregel“, und Flussläufe werden ganz anders im Spiele Triumph. Sie sehen da, meine Beispiele neigen auch schon dazu, die Wendung „Deutsches Reich“ nur als eine, in's Handelsregister eingetragene „Firma“ zu nehmen. Aber wie glücklich immer man die Beispiele wählt, soviel machen sie klar, wie auch hier das Verharren nur ein Wortschein ist, und lebendige Thatsache nur das Fliesen und abermals Fliesen!

Gibt man auch zu, dass dort, wo kein „Dasein“, sondern ein „Fortbestehen“ gilt, der schöpferische Begriff nie entbehrt werden kann, als tiefster Atem des Geschehens, das in jenem „Fortbestehen“ zu gegliederter und sich stetig ungliedernder Andauer kommt, so fängt nun erst recht das Kopfschütteln an. Denn wer hegt nun jenen schöpferischen Begriff, und wie geschieht es? Denkt ihn des Reiches Oberhaupt, oder jeder Reichsangehörige, oder die Heim vom grünen Tisch, oder die Hirten der Wählerherde, oder die „Publizisten“, und welche Lesart dieses Doppelsinnes, oder wer sonst? Und birgt ihn das Denken als Vollbegriff, oder als Notbegriff, oder wird er ratenweise gedacht, oder auf Kuxen, oder wie anders? Nach all dem Gesagten darf ich ja diesen Bedenken kühnlich die These entgegenhalten: Irgendwie muss das Gebilde, um nur überhaupt „fortzubestehen“, auch Inhalt des lebendigen Denkens bleiben, wie es dem vollziehenden Handeln eingeboren ist: „Fortbestehen“ ist im Wesen eins mit solchem „Fortdenken“. Für den Sachverhalt aber könnte man das Beste nur sagen, wenn man die Struktur durchspricht. Denn wie das Geschehen selber sich zu Gestalt und Gefüge gliedert, thut es auch das lebendige Denken, seinen Inhalten nach; es ist ja nur in theoretischer Willkür aus dem Geschehen lösbar. Da würde sich nun eine eigentümliche Verteilung der Last dieses schöpferischen Begriffes erweisen; nur eben keine bruchweise, sondern auch wieder eine „organisch“ waltende; die niemals dem Vollwesen Unrecht thut, bei dem alles Einzelne für das Ganze.

als die Grundverhältnisse. Dabei sah ich von einem dritten Verhältnisse ab, das eben dort ausser Betracht bleibt, wo man bestimmte Handlungen in's Auge fasst. Nun, da unbestimmte, in die Zeit

und dieses für jedes Einzelne da zu sein scheint. Es würde sich ergeben, dass hier thatsächlich eine ganze Reihe von immer anders vereinfachten Nothegriffen thätig ist. Als schöpferischer Begriff wird der Inhalt „Deutsches Reich“ in mannigfacher zweckdienlicher „Reduktion“ gedacht; deren Wechsel noch weit über jenen hinausgeht, an den man sofort denkt, bei den Ausdrücken „Staatshoheit“, „Rechtshoheit“, „Fiskus“. Damit ist zugleich eine Erleichterung jener Last gegeben. Es ist auch sonst klar, dass unser unwüchsiges Denken sich nicht aus Formenfreude in jene Rolle hineinmüht, in der ich es stündig als „unser gestaltender Geist“ vorführe. Es thut einmal keine anderen, als verkürzende Schritte, und müht sich bloss seiner Bequemlichkeit zuliebe. In dieser „formalistischen“ Hinsicht natürlich; denn im Gewande des Handelns selber geht ihm die Arbeit nie aus. Jedenfalls kennt es nur Arbeit und Rüsten dazu; das blosses Turnen am Geräte des Wortes, und in der Rennbahn der Definitionen und Distinktionen, das überlässt es der Wissenschaften Diener am Worte.

Eines liesse sich betonen. Es ist thatsächlich nicht Jedermanns Sache, mit den schöpferischen Begriffen dieser Art sich abzuplacken. Wozu wären wir auch „Statisten“! Wir Alle mischen zwar die Karten, die doch nur Wenige für uns ausspielen. Und so wird auch ein Inhalt, wie ihm die Wendung „Deutsches Reich“ zu beugen vermag, überall dort, wo er nicht als schöpferischer Begriff erfordert wird, leicht als „Unbegriff“, oder doch in rechter Ungestalt gedacht werden. Der Dörfner denkt sich etwa ein „besseres“ Dorf, und der Städter, wenn er auch so viel gescheidter ist, thut es ihm hierin kaum wesentlich zuvor. Hier läge ja ein Gradmesser der „politischen Reife“. So recht muss der schöpferische Begriff nur dort gedacht sein, wo sich die dichtesten Knoten schärzen. Uebrigens erscheint auch Dies erleichtert, und zwar so, dass es nur ein Verflechten ganzer und dicker Strähnen des Zusammenhanges besagt. Hier greift eben der „gestaltende Geist“ hilfreich ein.

Wenn man bedenkt, wieviel da über unsere Köpfe hinweg geflochten wird, erscheint der vielverhöhrte „beschränkte Unterthanenverstand“ nicht so ganz unbegründet. Wir reden zwar viel über Dinge, die uns nichts angehen; aber je wortseliger das Denken, desto mehr sind Reden und Denken Zweierlei. Der „Staat“ ist in der That mehr als blosses Vereinsmeierei; aber auch unendlich mehr, als die verwickeltste Paragraphierung, nach Satzung und Herkommen, zu erfassen vermöchte; er ist gleichsam juristisch inkommensurabel. Auf der anderen Seite erscheint das Sprüchlein von „Amt“ und „Verstand“ nur in einem recht minderen Sinne begründet. Es beruht in der „Organisation“ des Denkens schöpferischer Begriffe, wenn sich auch die höchstverwickelten nicht um gar zu Vieles schwerer denken lassen, als es etwa dort Anstrengungen kostet, wo die Interessen von „Schulzen's“ zu wahren sind. Das geht Hand in Hand mit der Erleichterung des Verflechtens; es ist „organisch“ Alles so küniglich vorgerüstet, dass es stets wieder auf ein Exempel des Mutterwitzes hinansinkt. Das Aufsteigen ist freilich nicht leicht, aber dass man dann im Sattel des frommen „Amtsschimmels“ sitzt, der schon selber Bescheid weiss, trifft ein bischen allerorten zu. Wo nur der Mutterwitz und die Thatkraft da ist, lassen sich die „Portefenilles“ am Ehesten wechseln; denn bei ihnen kulminiert die „organische“ Zurüstung. Das Denken in „höheren Wirklichkeiten“ ist also nicht als etwas wirklich Höheres zu denken. Umgekehrt aber kann jener alte Schwede mit seiner Indiskretion unmöglich Recht haben; sofern er nämlich das normale Verhältnis meint, bei dem die Staatsschifflein doch nicht

wandernde Vielheiten von Handlungen in's Auge zu fassen sind, kommt jenes Verhältnis an erster Stelle in Anschlag. Es besitzt aber zu wenig Einheit, um es ein Grundverhältnis zu nennen. Ein-

jeden Augenblick Schiffbruch leiden. Das müsste aber dort erfolgen, wo das „staatsmännische“ Denken, laut jener Eintaxierung, den schöpferischen Begriffen ebensowenig als anderen gewachsen wäre. Es kann also schlimmsten Falles nur Dies vorliegen, dass der Staatsmann des Amtes bloss der Strohmann der That ist. That, und mit ihr schöpferischer Begriff, die können nicht fehlen. Unterschrieben heisst noch nicht regiert; es bleibt dann noch in der Schwebe, von woher regiert wird. Dies aber ist Handeln, das vom schöpferischen Begriffe getragen wird. Irgend Jemand muss ihn denken; ob er sich im „Subalternen“, oder im „Externen“ verliert. Auch darin zeichnet sich das grüne Leben von der grünen Theorie aus, dass bei ihm die Regierung niemals dem Worte abgetreten werden kann. Das „Deutsche Reich“ besteht nur durch ein Denken seiner fort; aber es wird nicht durch seinen Namen zusammengehalten, und ist ebensowenig an eine richtige Definition desselben gebunden. Schöpferische Begriffe lassen sich überhaupt nicht in einer Definition einfangen. Empirisch ergeben sie sich aus der Fühlung mit dem Handeln; theoretisch aber kommt man ihnen nur durch die schildernde Auflösung ihres Geschöpfes bei. Für ein Denken, das in der Anwendung auf das Handeln zu einem wortseligen wird, bleiben sie unelassisch. Schon deshalb muss der Staatsmann den Juristen ausziehen, sonst spielt er den Strohmann, der zwar überall sehr gut weiss, wie er es thun soll, aber nirgends zu überblicken vermag, was er eigentlich thut.

An der Thatsache, dass auch bei den Zuständlichen Gebilden der Begriff vor dem Begriffenen da sein, und hier auch bleiben muss, darf uns noch ein Anderes nicht beirren. Unser Denken weiss auch Geschehen einheitlich umzuformen, dessen Einheit nicht durch das lebendige Denken hindurchgegangen ist. Auch diese, mehr lockeren Einheiten werden, als Inhalte unseres Denkens, an Worten sprachflüssig. Und das Wort, das einschichtig gleich dem Namen eines Zuständlichen Gebildes auftritt, übernimmt es auch hier recht gern, unserem Denken den Unterschied zu verschleiern. Man spricht von der „Berliner Milchversorgung“ äusserlich nicht anders, als von der „Stadt Berlin“. Und doch handelt es sich dort um eine Vielzahl von „Vorgängen“, die nur als vereinzelte zu Inhalten des lebendigen Denkens werden. Im Grundsatz findet erst unser überblickendes, „platonisches“ Denken jene „Reihe“ heraus, die hier zum Denken einer Einheit den Anlass gibt. Ein Verhältnis, das selbst dann gilt, wenn sich ein früherer „Einzelvorgang“ zergliedert hätte. So denkt der „Milchproduzent“ so recht nur bis zum „Milchhändler“ vor, der „Milchkonsument“ nur zum „Milchhändler“ zurück; für das richtige Stadtkind kann die „Milch“ etwas schlechthin „Käufliches“ sein, braucht nicht als „Gemolkenes“ in seinen Anschauungen zu leben. Nur der „Milchhändler“, der zufälligen Lage halber, denkt vom A bis zum C der Reihe; woraus sich im ungezwungenen Fortschluss erklärt, weshalb die Wissenschaft, die es auf die Zusammenhänge nur der letzteren selbst wegen abgesehen hat, den „Kontorduft“ nie ganz verlieren will. Auch daraus erscheint ihre jugendliche Verirrung, die Wendung gegen die „Güter“, verzeihlicher; aber niemals gerechtfertigt, da selbst der Alltag immer noch ein bisschen mehr ist, als ein grosses Kaufhaus. Im Grundsatz aber, wie gesagt, wird jene „Reihe“ ausschlaggebend nur für das überblickende Denken; nicht für das lebendige, als solches. Das hindert nicht, dass sich die Beteiligten selber zum überblickenden Denken aufschwingen, um etwa einer besseren „Organisation“ vorzuarbeiten. Aber gerade deshalb, weil hier das „Vorgehen“ nicht in Einheit an einen schöpferischen Begriff gebunden erscheint, fehlt das Wesentliche zum Zuständlichen Gebilde;

heitlich ist daran nur das Ergebnis, das aus vielen, leicht trennbaren Wurzeln emporreibt: die Wiederkehr im Handeln.

Ich sprach davon, wie vor Allem die Natur sich in dieser Richtung geltend macht. Im Sinne chronischer Determinanten waltend, schlägt sie unserem Handeln den Takt zur Wiederkehr. Wir müssen stets wieder Schutz suchen, vor rückfälliger Unbill aller Art; und müssen stets von Neuem schlafen, trinken, essen. Diese Determinanten kann man nur in der Ausnahme beiseite schieben; schliesslich bekommen sie uns doch in die Klemme, und drillen unser Handeln auf gleichen Schritt und Tritt. Für die Wiederkehr bringen sich auch die zahllosen chronischen Determinanten zur Geltung, die für das fließende Geschehen aus den Zuständen entspringen. Die Zustände werden ja nur im Hinblick auf die Wiederkehr erfasslich; hier leistet also die Wiederkehr sich selber Vor-schub. In der That greift sie nach unserer ganzen Hand, wenn ihr erst einmal der kleine Finger gereicht ist. Wir stecken wahrhaftig wie ein Zahnrad im Uhrwerke jener Welt, und müssen da mitthun, immer von Neuem dahin und dorthin gedreht; bald aus „Pflicht“, bald aus „Anstand“. Dort verbirgt sich am letzten Ende der All-zusammenhang; hier mehr die übersehbaren Zusammenhänge. Dem Joche der kleinlichen Wiederkehr beugen wir uns gelegentlich demütiger, als der Bürde wiederkehrender Pflicht. Für die Letztere muss vielfach die geschriebene Satzung an dem Spiele der Determinanten mitmachen; für's Erstere ist dies gar nicht nötig. Wie sehr uns gerade dieses feinere Spiel umgarnt hält, kann man sich an etwas Anderem klar machen; daran, dass gerade die „nicht-ein-klagbaren“ Schulden, als „Ehrensulden“, ihrer Tilgung am Sichersten sind. Den zarter gesponnenen Netzen, wenn ihre Fäden nur recht tief einwurzeln, entschlüpft man am Allerletzten.

— — —
es handelt sich bloss um einen „Zuständlichen Vorgang“. Hier kann man eher von einem „Zweckbegriff“ reden; obwohl sich auch dabei die rückständige Denkweise sofort der rückständigen Wissenschaft verbindet, und den Blick nur auf die wandernde „Milch“ lenkt; während die Menschen bloss dazu da sind, dass jenes „Gut“ durch ihrer Hände Kette geht. So würde man auch von dem „Verkehre“ unserer Zeit nicht so viel Aufhebens machen, wenn nicht das theoretisierende Denken des Alltags im Zeichen des Wortes stünde. Der Alltag ist darin um ein gesegnet Menschenalter hinter seiner Wissenschaft zurück, und so steckt in seiner Denkweise recht viel altes Eisen; man drückt dies im Alltage selbst viel kürzer durch das Wort „modern“ aus. Jener „Zuständliche Vorgang“, nebenbei gesagt, ist die Form, in der wir mit Vorliebe jenes Geschehen ausgestalten, das von dem „tollenden Kreise“ nur mitgeschleift wird. Daher auch solche Inhalte gewöhnlich an „attributiven“ Wendungen sprachflüssig werden.

So gilt es überhaupt von der Wiederkehr im Handeln, dass sie ihre tiefsten Wurzeln in jene Wechselbeziehung einsenkt, die zwischen Handeln und Empfinden rastlos hin und wieder schiesst. Hier ungefähr wäre der Anlass, im umfassendsten, und zugleich doch in einem tiefsten Sinne von „Gewohnheit“ zu sprechen. Die Nationalökonomie, die selber der Gewohnheit erlegen war, alles auf „Güter“ zu beziehen, spricht da lieber von „Bedürfnissen“, nach deren Erklärung hin sie die „Gewohnheit“ verweist; „Bedürfnis“, „Wert“, „Gut“, das war so die dreizinkige Wortgabel, mit der alleinig in den intimeren Hergängen des Handelns gestochert wurde. Will man, ausser Not und Macht, um jeden Preis ein weiteres Grundverhältnis des Handelns aufzählen, dann ist es „Gewohnheit“.

Zur Wiederkehr aber trägt in löblichem Eifer unsere Scheu bei, gar zu viel über neuen schöpferischen Begriffen zu sinnern; das will sagen, nach der Lehre des Handelns die alten weiterzubilden. Die gewisse Eigenheit unseres Denkens, durch die es im Bereiche der Erkenntnis dem Worte überliefert wird, sie prägt sich in urwüchsiger Derbheit schon im lebendigen Denken aus. Man hält sich vergnügt in den ausgefahrenen Geleisen, solange die Fahrt nicht allzu holperig geht. Im grünen Leben hat der Schlendrian auch vielfach sein Gutes. Es gilt nur in Sachen der Erkenntnis, dass selbst der magerste Prozess immer noch besser ist, als der fetteste Vergleich, auf Kosten der Erkenntnis; das ist dann stets ein Pakt mit lieben Worten: „Thu' mir nichts, ich thu' Dir nichts!“. Nur einer falschverstandenen Sorge wird man auch hier den wohlverstandenen Schlendrian vorziehen. Nehmen wir zum Beispiel die Sorge um jenes „Requisit“, das sich im Wortgebrauche spiegelt. Da hat das wissenschaftliche Denken wohl die Aufgabe, ausgefahrene Geleise durch selbstgelegte Schienen zu ersetzen; auf dem Ambosse zurüsten der Forschung mit wuchtigen Schlägen der Kritik geschmiedet. Aber was will man inzwischen an den ausgefahrenen Geleisen, statt sie getrost einzuhalten, noch bessern und bosseln; sie etwa mit Blech ausfüttern?

Mit der Wiederkehr im Handeln muss das lebendige Denken genau so rechnen, wie mit der Not und mit der Macht. Auch dazu wird es vom Handeln selbst erzogen. Es muss ja erst der Rückschau fähig sein, ehe es die Wiederkehr erfassen kann. Das blinde Festhalten am schöpferischen Begriffe fruchtet allein nichts. Die Rückschau ist erst möglich, wenn unser Denken frei kommt vom Geschehen selbst, dem es innewohnt; wenn es Musse findet, seinen Blick von Vollzug zu Vollzug, von Handlung zu Handlung wandern

zu lassen. Es muss erlebtes Geschehen hinter sich sehen, lebendige Vergangenheit. Dann erst kann es die Lehre daraus ziehen, und sieht auch Handlung über Handlung vor sich, Zukunft. Freilich, den begrenzten Vorblick lehrt unserm Denken schon die einzelne Handlung. Selbst der schlichteste Zweckgehalt eines Strebens verweist uns auf einen Weg, der erst zu begehen bleibt. Auch alles Erdulden, das sich in der Erinnerung eingeprägt hat, als schattenhafte Vergangenheit, droht mit einer unbestimmten Wiederholung aus der Ferne; wer Schweres erlebt hat, hat das Bangen damit erlernt, auch wenn er sonst kein Hasenfuss ist. Aber die begrenzte Zukunft der ablaufenden Handlung, und die schattenhafte Zukunft aus dem Bangen, sie reichen nicht an die Vorstellung heran, die sich aus jener Rückschau der Vorschau mitteilt. Erst mit der unbegrenzten Wiederkehr von Handlungen, die wir doch schon in Rechnung ziehen, wird die unerlebte Zeit lebendig; hört auf, die blosse und gespenstige Frage zu sein — für die unsere Träume die schülerhaften Antworten schreiben, bis das Schicksal mit seinem Rotstift darüber hinfährt. Und diese lebendige Zukunft steht um so klarer vor uns, je klarer lebendige Vergangenheit hinter uns liegt. Wir sehen deshalb peinlicher zurück, führen sorgsamer schon über das Erleben Buch, um deutlicher voraus zu sehen. So werden auch Vorschau und Rückschau miteinander reif; durch eine Fülle der Beziehungen, die hier nur recht hölzern anzudeuten ging. Ich suchte diese Beziehungen im ausmalenden Sinne zu klären; indem ich erwog, wie der Einzelne zur Erfassung lebendiger Zeit kommt. Hier kann das theoretische Denken es weithin dem urwüchsigen zuvor thun; und die Probe auf echt „historisches“ Denken wird immer die sein, ob man die gewisse Empfindung hat, dass auch die verklungenen Zeiten nicht rascher vom Erleben sich lösten, und nicht minder schicksalserfüllt waren, wie die von uns durchlebten.

Es ruht in unserem Handeln selber begründet, dass unser vor- und unser rückschauendes Denken es einander gleich thun. Da wie dort ist die Aufgabe die nämliche. Wir müssen lernen, mit Einem geistigen Blick immer mehr des erlebten Geschehens zu überfliegen. An der Hand der Wiederkehr wird unser Denken mit unbestimmten Mengen des Handelns fertig. Wir erfassen Zustände, die sich aus dem Durchlebten heraus, über das Erleben hinweg, in das Unerlebte dehnen. Die Art, wie das Handeln im Erleben zusammenhängt, lernen wir als etwas zu erfassen, das selbst wieder über das Erleben hinweg verharret, als Gliederung. Dies Alles muss vorgehen, ehe unser lebendiges Denken fähig ist, um gewisser An-

lasse halber Gebilde zu erschauen; ehe aus dem Geschehen rings um uns eine erlebte „Körperwelt“ ersteht.

Die Anlässe dazu entspringen aus dem reichen Wechselspiel, das sich dem vorschauenden Blick darthut, zwischen der Vielart im Streben, der Wiederkehr, der Not und der Macht. Von diesem Ansatz darf man ausgehen, darf aber nicht vergessen, dass für das lebendige Denken der Zusammenhang im Handeln zunächst ein ungeschiedener bleibt. Nur in unserer theoretischen Erwägung halten wir schon im Voraus Wiederkehr, Streben, Not und Macht scharf von einander gesondert, um daraus abzuleiten, wie sich das Handeln gliedert. Das lebendige Denken aber müht sich durch ein Wirrsal der Erwägungen hindurch, und greift nie eigentlich zu jener klärenden, aber willkürlichen Scheidung. Nur mit den Einklängen der Fülle von Erwägungen, hinter denen wir jeden Tag, jede Stunde unseres Lebens her sind, schlagen sich verwandte Anschauungen nieder, die unserem Denken gleichsam als Lehre aus dem Handeln zufallen. Im Grunde sind es ausgetretene Pfade seiner Bewegung; kürzeste Arten, mit der Ueberlegung fertig zu werden, trotzdem sie jeden Augenblick in anderer Form an uns herantritt. Jene Anschauungen lehnen sich dann an Worte an, die sich solcher Wegkürzung darbieten; und die uns um so verständlicher werden, je öfter und je geschickter das lebendige Denken sich ihrer Hilfe bedient, um die kürzenden Wege zu gehen. Das Leben kommt auf empirische Weise, selbst durch die Sprache nur im Sinne eines Worttrahmens für Theorie unterstützt, zum Ausnützen der Scheidungen, von denen wir hier sofort ausgehen.

Die strebigen Zusammenhänge bleiben übrigens ausser Spiel. Denn es treten sich dahinzu auch für das lebendige Denken keine Pfade aus. Das allgemeine Schema, wie ein Streben seinem Erfolge zuführbar erscheint, ist für unsere Erwägung nur soweit zu berücksichtigen, dass sich die einzelne Handlung in lauter Akte zerschlägt, jeder ein spezifisches Thun. Für jeglichen anderen Zusammenhang fallen diese Akte gleich Handlungen in Betracht. Aber da es überhaupt auf unbestimmte Vielheiten von Handlungen, blosser Zeitreihen der Vollzüge ankommt, so hat selbst jene Vermehrung keinen Belang für uns. Es bleibt also nur das Wechselspiel zwischen Wiederkehr, Not und Macht zu erwägen. Von da aus studieren wir die Art, wie sich dem lebendigen Denken Einheiten der Gliederung nahelegen. Die Struktur, die ja an das Einspielen der strebigen Zusammenhänge gebunden wäre, bleibt dauernd ausser Betracht.

Wer lebendige Zukunft denkt, wer unbestimmte Vielheiten seiner Handlungen in Wiederkehr durch die Zeit wandern sieht, der muss vor Allem mit dem fremden Handeln rechnen; das ihm bald Hilfe bringt, bald Zwang auflastet, bald Widerstand leistet. Mit der Natur weiss man sich eher abzufinden. Die ist ja selber auf Wiederkehr gerichtet. Aber das fremde Handeln bleibt die Ungewissheit steter Drohung, steter Hoffnung. Hier ist eben Verflechtung, im guten und bösen Sinne, allezeit möglich, und fordert herrisch dazu auf, unser Handeln zuerst dorthin zu verbürgen. Es muss also die Wiederkehr des eigenen mit der Wiederkehr des fremden Handelns irgendwie in's Verhältniss kommen. Mit dem Blicke auf die einzelne Handlung mag dies bald im Sinne des Helfens, bald in jenem des Herrschens gelten. Jedenfalls macht der Handelnde, der die Wiederkehr des eigenen der Wiederkehr des fremden Handelns verbrüdert, seine Person zum „Gesellen“ anderer Personen.

Man sieht, die Art der Gliederung im Handeln will in erster Linie aus dem Spiele zwischen Wiederkehr und Macht abgeleitet sein. Freilich gilt auch diese Reihenfolge nur für die Theorie. In der Praxis lebendigen Denkens ist der Austrag zwischen Wiederkehr und Macht gar nicht möglich, ohne gleich auch Streben und Not zum Austrag zu bringen. Im einzelnen wird ja die Not von der Macht und vom Streben bedungen sein, das Streben von Not und Macht, die Macht von Streben und Not; gleichgiltig, ob diese Bedingnis auf geraden, oder auf Umwegen in Kraft steht. Darin beruht abermals die erlaubte, der Klärung dienliche Willkür, damit folgen wir den ausgetretenen Pfaden des lebendigen Denkens, wenn wir zunächst nur das Eine in Erwägung ziehen. Der rechte Anfang ist hier nun ermittelt. Von ihm aus will ich die drei höheren Formeln dann im Zusammenhang entwickeln.

Es liegt hier Mehreres am Wege. Immer steht der Umstand voran, dass für den Handelnden, der lebendige Zukunft denkt, die „gesellschaftlichen“ Zusammenhänge eine erste Sorge bilden. Also muss zum Beispiel auch das Spiel dieser Zusammenhänge von Haus aus eine Sicherung erfahren, oder die Wiederkehr wäre gar nicht möglich. Es drängt sich daher eine Regelung des Handelns zwingend auf: „Brauch“, „Sitte“, „Recht“! Diese sind unzertrennlich vom Handeln, wo immer für das Handeln Mehrerer eine Wiederkehr in Frage kommt. Sie erweisen sich als Eines Geistes Kind mit dem Zuständlichen Gebilde! Denn wie jene Art Zusammenhänge eine erste Sorge für den vorschauend Handelnden sind, so liefern

sie auch den ersten Anlass dafür, erscheinen als der eigentliche Antrieb, Gebilde zu denken. Wenn sie nämlich dem Aeusseren nach dazu hinleiten, dass es unter den Handelnden zu einem Ausschluss für Einige gegenüber allen Anderen kommt, so liegt da im Tieferen eine Aussonderung inniger verflochtenen Handelns zugrunde; und das ist eben die Einheit der Gliederung, das Zuständige Gebilde¹⁾.

1) Robinson, zum Beispiel, dessen Handeln aller Verflechtung mit fremdem Handeln entrückt ist, hätte gar keinen Anlass, ein Gebilde zu denken. Sein ganzes Handeln ist gleichsam nur Eine und ungestörte Handlung, die bloss in sich selber strehig verknötet ist, nach einzelnen und wiederkehrenden Akten; es ist nur eine „zielsame Verkettung“ von lauter spezifischem Thun; und so begründet sein Handeln selbst dann, wenn es zuständig gedacht wird, keine weitere Einheit, als sie schon mit seiner Person gegeben ist. Bei dem Erscheinen von „Freitag“ ändert sich die Sachlage mit einem Schlage. Natürlich kann sich Robinson schon vorher den Luxus erlauben, und kann das schlechthin Abgesonderte seines Handelns als ein Ausgesondertes denken, als ein Gebilde. Diesen Luxus wird ihm schon die Erinnerung lieb und wert machen; er ist ja ein Versprengter der geselligen Welt. Jener Welt, der zum Beispiel selbst jeder „Einsiedler“ angehört. Der Letztere erfreut sich „Eigentums“, wie gering es immer sei. Vielleicht steht er auch irgendwie im „Verkehr“. Und wenn es nur die Duldung seiner völligen Abkehr wäre, auch damit ist ein Bezug zum Allzusammenhang vorhanden; damit ist schon etwas Ausgesondertes, eine Einheit begründet, die gleichsam nur in der Thatsache mit der Einheit des persönlichen Lebens zusammenfällt. Seine „Haushaltung“ ist doch wenigstens in jenem mittelbaren Sinne eine „Gesellung“. Um auch Dies gleich hier zu sagen, gilt Aehnliches erst recht von einer „Haushaltung“, die abermals nur auf zwei Augen steht, die jedoch in höherem Grade, als es für den „Einsiedler“ gilt, anderen Einheiten an-, und umfassenderen Einheiten eingegliedert ist. Hier ist dann vollwichtiger Anlass da, ein Gebilde zu denken.

Die Robinsonade, das „Ungebilde“, kann bloss von einem Denken, das der dritten Dimension noch ermangelt, für die Einheit genommen werden, die schon in ihrer zahllosen Wiederholung die Welt des Handelns ergäbe; wobei dann einfach nur die „Verkehrsmöglichkeiten“ hinzutreten. Will man es auf diese Welt abgesehen haben, und studiert das Spiel der Zusammenhänge an Robinson, so entspricht dies ungefähr dem Vorgange eines Biologen, der seine Experimente an einem Hampelmann vornimmt.

Es ist kein Zufall, wenn man in den Anfängen der Nationalökonomie so viel Interesse an der Gestalt nimmt, die alles junge Denken zu fesseln weiss. Ihr Reiz für ein Denken, das sich noch in der minderjährigen That, im Spiele ansieht, wurzelt wohl darin, dass Robinson in jenem Kampfe, den wir in der Kohorte ausfechten, auf sich allein gestellt ist. Es gebührt dem trefflichen Robinson ein Ehrenplatz in jenem Museum national-ökonomischer Altertümer, das ausserdem noch „Diamanten“ enthält, „seltene Weine und Statuen“, „Wüstenreisende“, „unbebaute Ländereien“, und noch ein Mancherlei, wonach das Denken greifen musste, weil das Alltägliche ein gar so unzugänglicher Stoff ist. Von ungefähr taucht die Erinnerung an jene „Missgeburten-Kabinette“ auf, die am Beginne der Stoffsammlung für naturwissenschaftliche Beobachtung standen. Wie die Natur, wollte auch der Allung erst nach und nach entdeckt sein; hier der Art nach gemeint, wie unser theoretisches Denken den Stoff richtig fand, den es vorher schon gesucht hatte.

Dazu soll ja in Sachen des Alltages besonders viel der Philosophie gehören. Nun, zum Mindesten von sehr untergeordneter Artung; „Praktische“ Philosophie jener haus-

Der Wiederkehr im Handeln braucht freilich nicht Jeder zu achten; nicht Jeder muss sich um das Denken von Gebilden bemühen. Für Die, die im Augenblicke leben, denken eben mit oder

backensten Lesart, die man als Mutterwitz aussagen kann; auch dieser Ausdruck aus dem Zusammenhange verstanden. Im Allgemeinen aber wird kaum ein Gegensatz greller sein, wie der zwischen dem „aktionswissenschaftlichen“ und dem metaphysischen Denken. Auch das ist kein Zufall, wenn gerade dem „aktionswissenschaftlichen“ Denker vom reinsten Geblüte, dem Historiker, die philosophische Ader zu fehlen pflegt; zum Glück meistens auch die „geschichtsphilosophische“. Wer noch über die Ansprüche vollendeter Darstellung hinaus nach letzter Verallgemeinerung trachtet, der unterbindet sich die Lebensader historischen Denkens, entfremdet sich dem Gedanken des Allzusammenhangs. Wer überall nach steuernden Gewalten hascht, dem entgeht die erhabene Schlichtheit jenes Geschehens; denn gerade in der Art, wie es so wichtig klar ist, so ganz aus sich heraus begreiflich, webt es am Menschenschicksal.

Gleich breitspurig auf gewachsenem Boden steht kein zweites Denken, wie jenes, das überall mit dem eigenen Ich zählt, um Erfahrung einzutauschen; und gerade der Erdgeruch jenes Bodens schlägt sich mit dem Dufte der Blüten, die in den metaphysischen Aether emporranken. Philosophie steht jenseits der zerfallenden Erkenntnis, wenn die unzerfallende Erkenntnis diesseits steht, oder umgekehrt. Auch diese Extreme berühren sich; dabei kommt nur der Gemeinplatz zu Ehren, dass der Boden nicht vom Aether, aber die höchstaufgeschlossenen Blüten immer noch vom Boden leben. Schon im Verhältnisse zum Worte spiegelt sich der Gegensatz „aktionswissenschaftlicher“ und metaphysischer Erkenntnis. Hüben ein Denken, das auch ohne das „Gedächtnis“ mit dem Wortgelichter fertig wird, sich frei nach den Ansprüchen seines lebendigen Inhaltes zu bewegen vermag. Drüben ist das Denken an gewisse Worte, die daraufhin als Grenzworte erscheinen, so bedingungslos ausgeliefert, so im Wesen zu einem Hantieren mit diesen „letzten Begriffen“ gezwungen, dass es unverständlich wäre, dieses Denken ein „wortseliges“ zu nennen: solange es in seinen Schranken bleibt, ist es genau so wenig wie das juristische Denken „wortselig“; das hiesse dem Schornsteinfeger seine Verfassung zum Vorwurf machen.

Scheinbar gibt es eine metaphysische Frage, an der die unzerfallende Erkenntnis ganz unmittelbar interessiert ist: die „Freiheit des Willens“. Wie sehr diese Frage, um sie überhaupt ernst zu nehmen, eine metaphysische ist, beweist, dass von jenen beiden Spielarten erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnis die eine sie nicht anwerfen kann, die andere sie nicht aufwerfen darf. Die Naturwissenschaft spricht von jener „Willensfreiheit“ wie der Blindgeborene von der Farbe; sie wüsste das Problem gar nicht zu formulieren, ohne Fehltritte in die unzerfallende Erkenntnis. Wer sich darüber hinaussetzt, und nun mit der „Kausalität“, wie sie der Naturwissenschaft im Kerne steht, jene „Willensfreiheit“ totschiessen will, der thut einen gewaltigen Luftzug. Als ein Opfer jener Verknennung, über die ich keine Silbe mehr verliere. Im Aeusseren ist da ein diabolischer Schabernak des Wortes geschäftig. Vom Boden der unzerfallenden Erkenntnis aus wäre das Problem wohl zu formulieren; nur von diesem Boden aus. Der Frage aber nach der „Freiheit des Willens“ wirklich Raum geben, das wäre der Selbstmord der unzerfallenden Erkenntnis; denn übersetzt man die Welt des Handelns, das unserem Denken wichtigst Gegebene, in's Metaphysische, dann lautet sie „Willensfreiheit“. Wer aber deshalb glaubt, dass alle unzerfallende Erkenntnis erst an das Ja auf diese metaphysische Frage gekettet wäre, der versinkt in jenem kläglichsten Skepticismus, in dessen Geiste alle Wissenschaft mit der Bejahung der Frage stehen und fallen würde: „Ist Erkenntnis überhaupt möglich?“

ohne Willen die Anderen etwas weiter. Das Maschenwerk des Allzusammenhanges ist gleichsam dicht genug, um auch solche Eintagsfliegen zu verstricken. Aber gesponnen ist es vor Allem aus den Zusammenhängen des Handelns, das lebendige Zukunft vor Augen hat. Ich habe es angedeutet, wie sich der Mutterwitz dafür einsetzt, dass man der Wiederkehr und neben ihr zunächst der Macht gedenkt. In solcher Weise leiten sich auch die höheren Formeln aus dem persönlichen Gebahren her, das im Handeln rege ist. Sie selbst jedoch beziehen sich abermals nur auf unpersönliche Hergänge. Sie entsprechen ja den Spielarten des zuständig erfassten Zusammenhanges im Handeln, der Gliederung. Ich weise noch darauf hin, wie äusserst verwickelt das Gebahren ist, das jenen Hergängen unterliegt. Dennoch schöpfen die Formeln, mit denen uns diese Hergänge erfassbar werden, gleichsam den Rahm ab. Sie bergen den leitenden Gedanken in sich, bei dem jene verwickelten Gebahren am letzten Ende scheitern. So bewähren sich auch diese höheren Formeln zugleich als Schlüssel und Wegweiser.

Für ihre Fassung gilt es nicht minder, dass man sich aus dem Handeln gleichsam herausstellen muss. Wie nun der Einzelne seine Lage mit dem Blick zugleich auf Wiederkehr und Macht erwägt, so lebt auch der nämliche Geist, die gleiche Regung des Mutterwitzes, in der Formel. Sie fasst aber den Hergang in's Auge, gleichviel, wer derlei Erwägung wirklich vornimmt. Der Hergang ist als solcher gemeint, der sich zwischen einer unbestimmten Vielheit von Handlungen abspielt. Handlungen, die in solcher Unbestimmtheit zuständig erfassbar sind, stellen sich dann schlechthin als ein Handeln dar; in dieser Art reden wir etwa von unserem „Essen“, oder von unserem „Arbeiten“. Wir zielen dabei auf eine unbestimmte Folge von Handlungen ab, die eine Wiederkehr begründen, weil der Zweckgehalt im Streben aller einzelnen Handlungen wiederkehrt; zum Beispiel kommt es stets wieder darauf an, unseren Hunger zu stillen, unserem Geschmack zu fröhnen. Diese Reihe von Streben, deren Zweckgehalt wiederkehrt, fliesst vor unserem rück- oder vorschauenden Blick zu Einem Streben zusammen, abermals zuständig erfasst; es sei hier von einem Dauerstreben gesprochen. Für diese Art zuständig erfasstes Streben sind uns eigene Ausdrücke verfügbar; wir reden etwa von der „Ernährung“, oder von der „Erholung“, oder der „Pflichterfüllung“. Es ist klar, dass wir aus der Rückschau und Vorschau vor Allem das Handeln in's Auge fassen, das solchen Dauerstreben antwortet. Auf

etwas Anderes könnte sich auch die Gliederung nicht beziehen; auch in jener Einheit nicht, die je einem Gebilde unterliegt¹⁾.

1) Auch die Struktur der Gebilde bezieht sich stets auf diese Dauerstreben. Ihren Zweckgehalt machen wir uns als die verschiedenen „Zwecke“ klar, denen das Gebilde mit seiner Struktur angepasst erscheint, als „Einrichtung“. Dauerstreben können auch aus der Gliederung selber abgeleitet sein. Sie entspringen dann dem Wechselspiel zwischen Wiederkehr, Not und Macht; man denke an „Leitung“, an „Ordnung“, an „Buchführung“; aber zum Beispiel auch an die „Rüstung für Angriff und Verteidigung“, die sich scheinbar auf kann Absehbare bezieht; in dieser mittelbaren Art wird überhaupt auch aus dem „Unvorhersehbaren“ ein Moment des Strebens, und somit der Struktur. Jene abgeleiteten Streben drängen noch im Kreise der übrigen zur Gliederung. Zugleich bedeuten sie den Umweg, auf dem sich auch die „wirtschaftlichen“ und „gesellschaftlichen“ Zusammenhänge für die Struktur des Gebildes zur Geltung bringen. Auch sie regeln dann die Umformung und bedingen die Art, wie das Handeln nun im engeren Sinne, an der Hand der Umformungen, zuständlich erlassbar wird.

Diese abgeleiteten Streben treten um so deutlicher hervor, je umspannender das Gebilde ist; je bedeutsamer also schon die Gliederung ist, die ihm unterliegt. Bei den umspannendsten Gebilden sind wir dann leicht geneigt, überhaupt nur diese abgeleiteten Streben in Rücksicht zu nehmen. Wir gelangen damit zu der trügerischen Vorstellung, als ob ein „privates“ Leben von einem „öffentlichen“, „politischen“ Leben gleichsam überwölbt wäre; und weiter, als ob der „Staat“, die „Gemeinde“ mit nichts anderem als jenem Ueberbau zu thun hätte; der natürlich nicht als das früher erwähnte „Uebereinander“ des umgeformten Geschehens gemeint wäre. In Wahrheit ist auch nach unten hin die Eine Allbedingung innerhalb des Gebildes reger; unmittelbar, oder irgendwie vermittelt. Unser „privates“ Leben, wie wir es führen, ist im wesentlichsten Sinne, nicht bloss „seitenweise“, aus einer Eingliederung in „Staat“, „Gemeinde“ und so weiter, bedingen. Bedingungen, von denen es gar nicht ablösbar ist. Der „staatenlose“ Zustand kann sich nicht etwa auf das „Tierleben“ berufen; das ist auf ganz anderen, uns fremden Gleichungen des Zusammenhanges aufgebaut; die Vorstellung selber ist ein Gedankenfehler, und jener Zustand nur in schwacher Annäherung als das „Chaos“ ausmalbar, dem sofort Gebilde neu entstehen müssten.

Jene Vorstellung ist ein Widerspruch in sich, dem aber die Bahn geebnet ist, eben durch den Trug jener Scheidung zwischen einem „privaten“ und einem „öffentlichen“ Leben. Auch die Letztere besagt eine Willkür, die unter Umständen klärend wirkt: wir müssen oft genug von „öffentlichem“ und „privatem“ Leben sprechen, um uns im wogenden Geschehen zurecht zu finden. Zum Trug wird auch diese Scheidung erst, sobald man an ihren suchlichen Ernst glaubt. Es liegt aber nahe, wenn es in Kürze auch nicht darzulegen geht, dass uns in solchem Trug am Meisten noch die juristische Denkweise bestärkt; wobei ich mehr als die Trennung zwischen „privatem“ und „öffentlichem“ Rechte im Auge habe. Es genüge die Andeutung, dass uns gerade die juristische Auffassung den Gedanken an eine „Gesellschaftsordnung“ aufdrängt; als etwas, das, trennbar vom Geschehen selber, in das Geschehen hineingelegt würde. Eine Vorstellung, die knöchern bleibt, auch wenn man jene „Gesellschaftsordnung“, für welche eben das „Recht“ einsteht, mit dem „Lebenszweck der Gesellschaft“ in Beziehung bringt. Nun, in diesem verknöchernden Sinne muss ich mir zuerst etwas Starres denken, wenn ich „sprengen“ will; so erscheint gerade die juristische Denkweise als der Wurzelgrund für den Wahn eines „staatenlosen“ Zustandes. Anarchistisch-theoretisches Denken ist gleichsam nur als ein pervers-juristisches möglich.

Jener leitende Gedanke, der in unsere Formeln eingeht, zielt auf das Verhältnis ab, in das man verschiedene Dauerstreben zu einander bringt; einmal gemäss des Austrages zwischen Wiederkehr und Macht, dann zwischen Wiederkehr und Not. Kern des Gedankens ist beide Male die Art jenes Verhältnisses. Aber da wie dort muss dieses Verhältnis so in Kraft stehen, dass hieraus eine

Es war oben anzudeuten, wie das Geschehen aus Eigenem zu seiner Regelung drängt, wo einmal die Wiederkehr in Frage kommt; was aber schon mit dem Handeln selber zutrifft, da ja nur die theoretische Erwägung das Beachten der Wiederkehr zur Beachtung von Not und Macht erst hinzutreten lässt. Mit allem Zuständlichen, das vom Handeln in das Spiel seiner eigenen Determinanten hineingetragen wird, um nun erst recht der Wiederkehr Vorschub zu leisten, wird auch jene Regelung des Geschehens, die sich in Brauch, Sitte und Recht festlegt, gleichsam aus dem Geschehen selbst geboren. Ich denke hier an kein „Naturrecht“; in der gleichen Richtung vielmehr, in der von dem Schematismus des „Naturrechts“ das „positive Recht“ abstekt, thut es von dem Schematismus des letzteren erst noch jenes Recht, das ich hier meine. Seine rein tatsächliche Beziehung zum „Gewohnheitsrecht“ kann ausser Erörterung bleiben. Diesem eingeborenen Recht nicht wehe zu thun, ist ja das notwendige Strebeziel aller legislativen Bemühung. Es spricht sich zum Beispiel auch darin aus, dass sich „Gesetz“ nicht sofort in juristischer Denkweise schaffen lassen; man sucht zuerst in die Hergänge des Geschehens, als solches, einzudringen. Der volle Einklang zwischen jenem eingeborenen und dem „positiven“ Rechte wird stets ein unerfüllbares Ideal bleiben. Das „positive“ Recht wird immer zu einer Verspreizung im Spiele der Determinanten führen, an dem es im Sinne der „Rechtskraft“ Teil hat. Es kann weder mit dem Wechsel, noch mit dem Wandel des Geschehens Schritt halten; es könnte anders gar nicht praktisch werden. Das Geschehen ist dauernd in jenem Kampfe mit dem Rechte, der mit der Verletzung eines Gesetzes nichts zu thun hat; nur mit der Art, wie es als Druck und Fessel empfunden wird; und natürlich um so mehr, je energischer es in der Determination mitspielt, je praktischer die „Rechtskraft“ eines Gesetzes wird. Wir sind im Allgemeinen geneigt, mehr an das „veraltete“ Recht zu denken; in dieser Hinsicht ist ja allerdings das Recht ganz besonders die Form, in der die Vergangenheit der Gegenwart im Magen liegt. Aber das „veraltete“ Recht hat doch das Ehrwürdige für sich; und schliesslich, wenn es nicht gleich von Anfang an „dehnbar“ war, wird es im Alter „brüchig“. Das „verfruchte“ Recht aber, das gegen „organische Weiterbildung“ verstösst, das ist nackt und hart ein Unheil des Geschehens. Durch sein Einspielen wird die Determination des Geschehens leicht bis zur Unterbindung des letzteren verspreizt. Auf ein „Sprengen“ läuft es auch hier bloss für eine verknöchernde Auffassung hinaus; aber das Geschehen kann versiegen, die Allbedingung seiner Gebilde abreißen, diese selber also können zerfallen. Verhältnisse, die für zahllose, und zum Teil auch höchst unerfreuliche Entwicklungen den Schlüssel bieten. Man braucht nur zu bedenken, dass hier das Geschehen, wenn ihm sein eingeborenes Recht gar zu sehr vorenthalten bleibt, im Lebensnerv getroffen wird; dann ist es kaum mehr eine Frage, was gründlichere Arbeit thut: der Anarchismus des Dynamits, oder der Anarchismus der Paragraphen, den zuweilen die hehren Worte „Recht“ und „Gesetz“ verhüllen. Dort ist die Absicht schlecht, die Wirkung schlimm; hier ist die Absicht gut, die Wirkung um so schlimmer. Die Sache ist da und dort wortselig verkannt, aber nur der gutgemeinten Verkennung ist sie schutzlos ausgeliefert.

Gliederung, eine Weise der allseitigen Bedingnis des erfüllenden Handelns entspringt, die eins ist mit einer Gewähr der Andauer dieses Handelns. Das ist der Kehrreim aller Gliederung, die so in Einheit vorwaltet, dass sie uns ein Gebilde denken lässt. Es wird also mit jenem leitenden Gedanken von der Macht her das eine, von der Not her das andere Wort über die Allbedungenheit gesagt, die jedesmal aus vielerlei Geschehen eine in sich ruhende Einheit begründet. Vom Boden des Erlebens aus zerfällt dieses Geschehen in Zeitreihen wiederkehrender Handlungen; unter sich zusammenhängend, stellen diese den Kreis vor, der in die Zeit weiterrollt.

Solange von der Allbedingnis schlechthin die Rede war, lag nur offen, wie wir Gebilde denken; man rechne die Umformungen, die auf der Grundlage der Gliederung unser gestaltender Geist vornimmt, stets noch hinzu. Nun, da wir den Inhalt der Allbedingnis mit den Formeln aussprechen, einmal als ein Austrag zwischen Wiederkehr und Macht, dann zwischen Wiederkehr und Not, wird uns die Gliederung, die hier eine Einheit des Handelns begründet, erst recht verständlich. Damit erhellt also, warum wir diese Gebilde denken; was das Gleiche sagen will, warum Geschehen in solcher Einheit erlebt wird. Man darf diese Gebilde gleichsam als eine Aufzucht unseres Mutterwitzes ansehen; allein nur, um sich klar zu bleiben, in welchem Sinne hier unser Denken nichts Vorgegebenes vor sich sieht. Zweifellos ist ein Recht da, von schöpferischen Begriffen zu reden, die sich in den einzelnen dieser Gebilde ausleben. In allgemeiner Hinsicht aber darf man nicht übersehen, dass unser Denken für den Teil dieser Gebilde in starre Bedingungen eingeeengt ist. Auch diese Höchstgebilde stehen in der Gewalt, ihrer allgemeinsten Art nach aber stehen auch sie nicht im Belieben unseres Denkens. In welchem Sinne das Letztere an Bedingungen gebunden ist, das kommt mittelbar gerade mit unseren Formeln zum Ausdruck ¹⁾.

1) Wie schon früher, ist auch hier die Thatsache gestreift, dass solche Gebilde selbst dem vorsehauenden Denken ein Gegebenes sind, dass sie selbst für das am Erleben beteiligte Denken gesetzt erscheinen; näher wüsste ich dies auch an dieser Stelle nicht auszuführen. Es sind ja alle Ansätze, die in dieser Richtung gehen, nur durch ein Denken minderer Strenge dargeboten; ein Denken, das bloss mit Rohbegriffen, „Macht“, „Not“, „Wiederkehr“, arbeitet. Da lässt sich ein Gedanke schwer fortspinnen, der in die heikelsten Verwicklungen eindringen müsste. Ich wage nur den Hinweis, dass auch die Logik — hier als Erkenntnis unseres Gedanken-Alltags genommen — wenn sie den starren Bedingungen nachgeht, in die unser Denken bei seiner Bewegung eingeeengt ist, nie vor etwas Anderem steht, als vor der Welt der Erlebungen! „Schlüsse“, „Axiome“, etc.

Wo nun das Handeln mehrerer Personen, kraft eines erzielten Gleichgewichtes unter ihren Dauerstreben, in solcher Gliederung vollzogen wird, dass mit ihr eine Gewähr für die Andauer dieses Handelns geboten ist, dort sei der Her gang im Geschehen ein **Gesellen** genannt. Diese Formel ist die einzige, deren Namen es gelingt, das Unpersönliche des Her ganges zu betonen. Denn von der Seite irgend eines Beteiligten aus müsste es ja lauten: „sich gesellen“. Sich mit Anderen zu gesellen, sei es helfend, sei es herrschend, solange man vom Boden des Erlebten aus spricht, das wird dem Handelnden persönlich möglich. Der Ausdruck „Gesellen“ bleibt umso deutlicher der Art vorbehalten, wie eine unbestimmte Vielheit von Handlungen zuständig in sich zusammenhängt, wobei alle Einzelheiten grundsätzlich in der Schwebe bleiben.

Die Formel Gesellen lehrt, wie uns das Zuständige Gebilde von der Macht her durchsichtig ist: wie es uns in erster Linie verständlich wird, aus dem Spiele zwischen Wiederkehr und Macht. Im Geiste des Gesellens vor unserem Denken erschlossen, stellt sich das Zuständige Gebilde als eine Gesellung dar. Als Gesellung ist das Zuständige Gebilde nur einseitig, und eben von der Macht her erfasst. Man hält dann nur die machtbedingenden, die „gesellschaftlichen“ Zusammenhänge im Auge. Dieser Formel gebührt aus den erläuterten Gründen der Vortritt; auch hier, in der Theoric. Wie es früher vom vorschauenden Denken zu sagen war, wird dieser Vortritt auch für das rückschauende Denken praktisch: Wir halten uns die Zuständigen Gebilde vor Allem als Gesellungen vor Augen. Hier färbt nicht etwa die juristische Denkweise an der urwüchsigen ab. Das lebendige Denken ist in diesem Punkte aus Eigenem geneigt, gleichsam juristisch zu denken; weil nun einmal der Blick in lebendige Zukunft sofort auch der Regelung des Handelns achten lässt.

— — — — —
sind vom Boden der blossen Empfindungen aus, die man aus der Gedankenbewegung im Walten der Abstraktion auflösen kann, einfach ungreifbar. Es spukt hier die Frage, ob man auch von einem „Parallelismus der Erlebungen“ reden müsste. Da wäre im Voraus nur Eines klar, angesichts des fundamentalen Abstandes zwischen Erlebung und Erscheinung: Zum „Parallelismus der Erscheinungen“ bestünde kaum mehr als eine Namensverwandschaft. Was dem Einem billig, müsste dem Anderen durchaus nicht recht sein. Es könnte sich in jener Richtung zum Beispiel gleichsam um eine Gabel handeln, deren Griff das Ich in der Hand behielte, auch wenn das Erleben von irgend einem Punkte aus in die zwei Zinken sich teilen würde. Zusammenhang wäre da wie dort, wie schon im Unterteilen, die Lösung.

Mit der Formel Gesellen ist nur die Hälfte über diese Einheiten des Handelns gesagt. Ihr Fortbestehen hängt ja an dem Austrage zwischen Wiederkehr, Macht und Not. So innig dies Alles im Erleben mit einander verschlungen ist, hier wird es möglich, den Rest jenes Austrages ganz unabhängig von der ersten in einer zweiten Formel zu fassen. So begründet es einen weiteren Hergang im Handeln, wo immer aus vielen Dauerstreben, kraft eines erzielten Ausgleiches unter ihnen, Handeln in einer Gliederung erfließt, die eine Gewähr für die Andauer dieses Handelns darbietet.

Diese Formel sei vorerst X genannt; es fehlt der rechte Anhalt, ihr sofort einen Namen zu erteilen. Nur im früheren Falle war es im Voraus klar, wohin der Name lauten soll. Die Verbrüderung der Wiederkehr, im eigenen und im fremden Handeln, macht ja den Handelnden zum „Gesellen“ Anderer. Deshalb durfte ich auch die Zusammenhänge, die den Formeln Helfen und Herrschen gemäss sind, und die gemeinsam in dem Hergang des Gesellens untergehen, schon vorgehend die „gesellschaftlichen“ nennen. Die Nennung rechtfertigte sich sofort aus dem Sprachgeföhle; aber nicht in allen Fällen darf man das letztere gleich entscheiden lassen. So war es zwar richtig, die Zusammenhänge hinter den Formeln „Werthen“ und „Werben“ als die „wirtschaftlichen“ zu bezeichnen — auch dies wird sich noch besser rechtfertigen — dagegen würde es das System dieser Nennungen durchbrechen, wenn ich hier umgekehrt die Formel nach den verwandten Zusammenhängen taufen wollte; in diesem Falle wäre es auch sachlich verwirrend. Das sei zum Heile der Sache erläutert.

Die Anschauungen, die sich im urwüchsigen Denken über seinem Dienste im Handeln niederschlagen, drängen stets an Worte heran. So lehnen sich zum Beispiel an das Wort „Wirtschaften“ sämtliche Anschauungen an, die ihren Ersatz durch die Formeln Werthen und Werben finden, auch durch die Formel X, und jene Formel Y, zu der uns der Gedankengang erst hinföhren soll. In allen diesen Richtungen dient das nämliche Wort „Wirtschaften“ der Bewegung des urwüchsigen Denkens, und thut es auf's Beste. Bei dieser Sachlage kommt es schon äusserlich nicht zu einer Unterscheidung zwischen den verschiedenen Hergängen; genau so wenig zu einer Scheidung zwischen Hergang und Gebahren; und erst recht nicht zu einer Trennung zwischen dem Fliessenden und dem Zuständlichen im Handeln. Darüber lässt man sich im urwüchsigen Denken überhaupt keine grauen Haare wachsen. Kommt es gelegentlich

auch auf derlei Feinheit an, verlässt man sich auf den ganzen Zusammenhang, von dem das Wort emporgetragen wird. Der Zusammenhang, und das Zusammenspiel aller begleitenden Umstände, besorgt dies auch getreulich, und lässt uns selbst ein so vielgeschäftiges Wort stets wieder richtig verstehen. Im einzelnen Falle tritt ein anderes Wort zur schärferen Prägung des Gedankens hinzu, und umgekehrt gibt das überbotene Wort wieder nach anderen Richtungen hin Gastrollen. Es ist wirklich so: Wir denken zwar vornehmlich mit Worten, aber nicht in Worten, sondern gleichsam an Worten: ich meine natürlich dort, wo es uns auf richtiges Denken ankommt, und nicht bloss auf den Schein. Wo unser Handeln auf dem Spiele steht, da nehmen wir im Allgemeinen die Sache ernst: Mundspitzen hilft da nichts, da muss gepfiffen sein. Im Theoretischen bietet sich dann eher Gelegenheit zur Erholung.

Nun wäre es schon irrig, die aufgezählten Formeln als die verschiedenen „Bedeutungen“ des Wortes „Wirtschaften“ anzusehen; oder es müsste unter Vorbehalten geschehen, die von der gemeinten Sache kaum etwas übrig lassen. Grundsätzlich ist das Wort nicht wegen jener Anschauungen da, und die letzteren noch viel weniger nur des Wortes halber; man lügt hier dem Worte in den Sack, was ruhender Besitz unseres Denkens ist. Zweitens sind die Scheidungen, die sich mit den Formeln ausdrücken, nicht schon für jene Anschauungen gültig; da fließt vielmehr Eines in's Andere. Man hätte auch im Hinblick auf den Umfang gefehlt. Das Wort „Wirtschaften“ ist durchaus nicht an den Hintergrund jener Anschauungen angenagelt. Zum Beispiel kommt es gleich nur auf den Zusammenhang an, und der „Sinn“ des Wortes neigt zu Helfen und Herrschen, und vor Allem zu Gesellen hin; wenn sich der Hintergrund dabei auch nicht vertauscht, so schieben sich doch andere Kulissen ein. Am verkehrtesten aber wäre es, mit dem Worte „Wirtschaften“ jenen „Allgemeinbegriff“ vorhanden zu sehen, dem unsere Formeln die „Teilbegriffe“ bedeuten. Wie es schon ausgeschlossen ist, dass man den Inhalt dieser Formeln aus dem Worte „herausklaubt“, so stellen diese Formeln noch weniger eine „Differenzierung“ des „Begriffes Wirtschaften“ vor. Jene ungeklärten Anschauungen sind als ein ungeklärtes Ganzes an dieses Wort angelehnt; nebenbei auch an andere. Es ist da gleichsam nur ein Urschleim der Gedanken vorhanden, die nun, im Wege des Problems, zur Gestaltung gekommen sind. Der Bezug zum Worte „Wirtschaften“ ist selbst noch in seiner Verschwommenheit kein anderer, als ein zufälliger. Man übersehe doch nicht, dass solche

Wortschlacken des urwüchsigen Denkens für das freibewegte nur eine lästige Beigabe sind; nicht aber Stützpunkte seiner Bewegung, wie es jener Vorstellung eines „Differenzierens“ entspräche.

Gesetzt nun, ich würde für unser X den Ausdruck „Wirtschaften“ als Namen dieser Formel wählen. Dann käme zu manchem anderen Missverständnis vor Allem jenes, als stünden hinter dem X das Werten und Werben in der gleichen Art, wie hinter dem Gesellen das Helfen und Herrschen. Damit wäre die Sache von Grund aus verwirrt. Im Geschehen, dessen Zusammenhalt als X erfassbar wird, sind vom Boden des Erlebens aus unter Umständen auch vielfach Zusammenhänge wach, dem Werben gemäss. Die Formel X selbst jedoch ist nur mit der Formel Werten näher verwandt. Sie stellt im Zuständlichen dar, als ein Zusammenhalt, was die Formel Werten im Erlebten bedeutet, im Sinne einer Art, wie bestimmte Handlungen zusammenhängen. In diesem bedächtigen Sinne darf man das X als eine Oberstufe des Wertens ansehen. Den Aufstieg von dem Werten zum Zusammenhalte X kann man sich an persönlichen Gebahren deutlich machen, das da und dort bethätigt würde. Nicht mehr von Handlung zu Handlung wird über den Vorzug in der Erfüllung entschieden, nicht ein schlichter Abgleich vom einen zum anderen Streben geht vor sich; es geschieht vielmehr sofort in jener Runde herum, über die schon im Geiste der Gesellung entschieden ist, dass man alle Dauerstreben in's rechte Verhältnis zu einander setzt, was ihre Erfüllung anlangt. Es ist kein fortgesetztes Werten, sondern ein von Hans gedrunken und in Einheit vollzogener Ausgleich. Die Verwandtschaft zum Werten liegt vor Allem darin, dass auch hier dem einzelnen Dauerstreben nur zugebilligt wird, was sich mit der Rücksicht auf die anderen, hier aber gleich auf alle anderen verträgt. Dieser Ausgleich ist übrigens klar genug ein solcher, der nie eigentlich zur Ruhe kommt. Es ist das Nämliche, wie bei der Formel Gesellen; auch dort wird man das Gleichgewicht unablässig über seine Störungen hinüber zu bewahren suchen. Dieses Gebahren muss zunächst einmal im richtigen Gange sein; auch dann aber läuft es weiter, in stetem Wandel. Eine Andauer, die erstens damit im Einklange steht, dass auch die Hergänge, die sich in diesen höheren Formeln ausprägen, beharren: Geschehen wälzt sich in entsprechender Gliederung stetig durch die Zeit. Zweitens ist die ewige Unruhe, die hinter diesen Formeln wach bleibt, schon mit ihrem Bezug zu dem schöpferischen Begriffe gegeben; auch der muss ja im ewigen Wandel beharren,

weil sich sein Weiterdenken nicht vom Fortbestehen des Gebildes trennen lässt. Wenn diese Formeln das Skelett des schöpferischen Begriffes auslösen, so trifft dies deshalb im Wesen zu, weil sie nur im Allgemeinen auf „einen“ Ausgleich, auf „ein“ Gleichgewicht Bezug nehmen. Alle Einzelheiten, mit denen erst der Wandel in Beidem vorliegt, bleiben ja grundsätzlich in der Schwebe. Als solcher ist der Ausgleich, und als solches auch das Gleichgewicht aber das Verharrende, so lange nicht mit dem schöpferischen Begriffe auch dem Gebilde der Atem ausgeht.

Durch die Formel X wird das Zuständliche Gebilde einseitig von der Not her erfassbar; stellt es sich daraufhin etwa als „Wirtschaft“ dar? Für das urwüchsige Denken eröffnet sich hier thatsächlich die Möglichkeit, das Wort „Wirtschaft“ zu verwenden. Mit diesem Worte ist es um kein Haar besser bestellt, als mit dem Worte „Wirtschaften“, und mit allen anderen abgegriffenen Münzen des Gedankenverkehrs im Alltage. Vom Boden jener Verwendung aus erscheint „Wirtschaft“ als die gedankliche Volksausgabe des Zuständlichen Gebildes, sofern es nicht von der Macht her betrachtet wird. Es bildet jedoch eher das Letztere die Regel, weil eben schon der Handelnde, als solcher, vielfach an der juristischen Denkweise krankt: da wirft die Sorge um die Regelung des Handelns, die von dem Wunsche seiner Andauer unzertrennlich ist, schon in das grüne Leben ihre Schatten hinein. So erhält es seinen eigenen und tieferen Sinn, die Worte „Wirtschaft“ und „Recht“ zu paaren. Im Uebrigen ist auch der Ausdruck „Wirtschaft“ viel zu flatterhaft, um ihn getrost auf eine ganz bestimmte Art der Verwendung festzulegen; noch dazu, wenn er in der ganzen Nachbarschaft verwendbar wäre. Es gilt von allen Worten dieses Schlages, dass sie gleichsam zu schanden gedacht sind. Der Alltag selber verwendet sie zu vielfach, und die Theorie hat ihnen hundert Definitionen angehängt. Für einen ehrlichen Namendienst taugen sie nichts mehr¹⁾.

1) Diese kleinlichen Erörterungen waren nicht zu vermeiden. Gerade das freibewegte Denken spottet im Allgemeinen der Sorge um den rechten Namen. Es kennt ja die Furcht vor dem Worte nicht, die sich damit verrät. Es herrscht, und die Worte dienen ihm; es spannt sie überhaupt nur als richtige Namen vor, statt ihnen definierend nachzukriechen. Aber man vergesse nicht, dass hier die Majestät des Schlüsselwortes auftaucht; mit ihm und seiner Sippschaft kam die Sache hier in engste Berührung. Da war gute Gelegenheit, neben die grundsätzliche Abkehr von den „Leitworten“ auch den Hinweis zu stellen, wie schlecht sich just diese Worte mit den bescheidensten Ansprüchen an Schärfe und Klarheit vertragen.

Die rechte Bezeichnung für die Formel X leitet sich aus dem Namen jener Gebilde her, die wir ganz besonders im Geiste dieser Formel denken: „Haushaltung“, „Hauswesen“. Hier sind die „gesellschaftlichen“ Zusammenhänge meist viel zu einfach, um der Gliederung von der Macht her zu gedenken: „Familie“! Auch zeichnen sich Gebilde dieser niedersten Schichte durch die vergleichsweise grösste Buntheit in den Streben aus, die in ihrem Geschehen atmen. So kommt kein einzelnes Streben dazu, ihre Struktur so entschieden zu beeinflussen, dass unser geistiger Blick abgelenkt würde von jenem Ausgleich unter Dauerstreben, der uns bei diesen Gebilden als das Rückgrat erscheint. Nur der eine „Zweck“, der auch für das Anschauliche dieser Gebilde das grosse Wort führt, prägt sich im Namen aus. Deshalb sei die Formel X **Haushalten** genannt. Wie sich das Zuständige Gebilde von der Macht her gesehen als Gesellung darstellt, so von der Not her als Haushalt.

Haushalten und Gesellen sind die höheren Formeln, mit denen das offene Geheimnis der Allbedungenheit ausgeplaudert ist, die allen Zuständigen Gebilden innewohnt. Sie stehen Beide für jega-

So kleinlich sich diese Erörterungen trotzdem ausnehmen, man darf nicht vergessen, dass sie dazu dienen, zahllosen Kleinlichkeiten der Theorie das Wasser von der Mühle zu leiten. Der Laie ahnt freilich nicht, dass man in der Wissenschaft des Alltäglichen vielfach immer noch Theorie darin erblickt, für die vorhandene Anzahl von Wortdivreen stets wieder neue begriffliche Dienerschaft anzuwerben; an der Hand von Definitionen und Theorien, um die sich niemand weiter schert, als jene Anderen, die fremde Theorien und Definitionen nötig haben, um zur Güte der eigenen doch etwas sagen zu können. Der Laie wüsste es nicht, dass man die Erkenntnis des Alltages zu fördern glaubt, indem man den letzten Sprachwurzeln jener geheiligten Worte nachgräbt, über die alle Theorie ihren Weg nimmt; jener Worte, die draussen die abgehetzten Diener des urwüchsigen Denkens sind, während ihnen das theoretische Denken Altäre baut. Diese Verhältnisse muss man würdigen, um einzusehen, wie not da ein Aderlass an Theorie thut, bei der die Wissenschaft nur schwammiges Wortwissen ansetzt, und an dem unheilbaren Uebel des Wortstreites siecht. Gilt dies auch nur für die engen Bereiche der Theorie selber, um so schlimmer, wenn sie alle Fühlung mit dem eigentlichen Forschen verlieren muss, das aus gesundem Instinkt davor bewahrt bleibt, von diesen Erbaulichkeiten Notiz zu nehmen. Im Enderfolge steht dann neben einem Generalstab, dem das Heer fehlt, ein Heer ohne Generalstab.

Ich rede über diese fatalen Dinge umso unverhohlener, als ich ja selbst eine „wert-theoretische“ Vergangenheit zu beklagen habe. Was aber jene Erörterungen anlangt, die in ihrer Kleinlichkeit so lang geworden sind, dass ich sie verlängern musste, so haben auch sie der Sache gedient. Ich habe damit das Nötigste über die beiden Formeln auf jenem Umwege gesagt, dass man überhaupt nur vom Worte abzurücken braucht, um der Sache nahe zu kommen. Das ist das Gegenstück zu dem Wahne, dass man die Sache erfasst, wenn man das Wort umarmt. Man könnte da von einer „philologischen“ Klippe des nationalökonomischen Denkens reden, wenn es nicht die juristische wäre.

liches Gebilde in Kraft. Der Formel Gesellen wird man es kaum bestreiten, dass sie ein Schlüssel für diese Höchstgebilde der Schicksalswelt ist; eher noch der Formel Haushalten. Und dennoch steht es ausser Zweifel, dass kein Handeln von Dauer wäre, bei dem nicht auch das Spiel zwischen Wiederkehr und Not in die Gliederung dreinredet, im Geiste dieser zweiten Formel. Denn Not ist stets vorhanden. Man darf nicht immer nur an „Geld und Gut“ denken. Gleich die Zeit, zum Beispiel, hat die schlechte Eigenschaft, dass man sie nicht ausbauchen kann; so darf es vom Boden jener Formel aus ausgedrückt werden. Besonders auch die Erwägung von diesem Boden aus pflanzt uns die Neigung ein, alles Geschehen in ein Schalten mit starr Gegenständlichem, mit „Gütern“, umzudenken. Und so ziehen wir selbst die Zeit als etwas „Verteilbares“ in Betracht; mag sie im Grunde auch nur der Wettlauf alles Geschehens sein, und „Zeitverlust“ nichts, als ein Zurückbleiben. So ergibt sich unter Anderem ein gesunder Sinn, das Haushalten auch über die Macht ausgedehnt zu sehen. Das sind Nebendinge. Hauptsache nur, dass schon aus diesen zwei Formeln verständlich wird, warum sich jene Einheiten im Handeln herausbilden, auf deren Grundlage dann vor unserem Geiste eine erlebte „Körperwelt“ entsteht. In dieser Hinsicht sind Gesellen und Haushalten von einem besonders tiefen Klang. Sie sind es auch, wodurch uns über das wogende Geschehen um uns geistige Gewalt verliehen ist. In dieser Richtung aber würden sie nicht völlig hinreichen. Art und Beruf einer dritten Formel, die ihnen ergänzend zur Seite steht, ergibt sich aus dem Verhältnisse zwischen Haushalten und Werben.

Der Hergang des Haushaltens beruft sich ganz im Allgemeinen auf einen Ausgleich unter vielen Dauerstreben; ein Ausgleich, der auf die Erfüllung abzielt. Dabei bleibt es völlig in der Schwebe, in welcher Art diese Dauerstreben erfüllbar seien. Hier sind zwei Fälle möglich; als jene äussersten, zwischen denen beliebige Uebergänge denkbar sind. Von den Dauerstreben können sich zunächst je zwei wie Mutter und Tochter verhalten; der Zweckgehalt des einen beruht darin, das andere erfüllbarer zu machen. Hier tritt es ein, dass uns als ein Handeln gilt, als eine Wiederkehr von Handlungen, was eigentlich nur die Wiederkehr bestimmter Akte von Handlungen besagt; und diese laufen mit ihren übrigen Akten in Zeitreihen nebenher. Es ist auch der andere Fall möglich, dass im Kreise der Dauerstreben, die einem Ausgleich unterliegen, das eine Streben die gemeinsame Tochter aller übrigen

vorstellt. Sein Zweckgehalt beruht darin, alle anderen Dauerstreben erfüllbarer zu machen; in die Zahl aller übrigen „Zwecke“ ist dann auch der „Erwerbszweck“ eingeschlossen. Das ist natürlich nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich, die früher anzudeuten waren: „Geld“! Man darf diesen Ausdruck nur als das „Stichwort“ eines hochverwickelten Sachverhaltes nehmen.

Für das persönliche Gebahren, das unter dem Hergange des Haushaltens waltet, wirkt jener Wechsel überaus einschneidend. Da macht es einen gewaltigen Unterschied aus, ob ein Vielerlei des Handelns vollzogen wird, von dem sich jedes auf eigene Faust zum Erfolge durchschlägt; oder ob es an den Erfolg der einen Art Handeln gebunden ist, in welchem Ausmasse alles andere sich vollziehen lässt; sobald also ein „Erwerben“ eingreift, das nach seinem einheitlichen Bezug auf das Geschehen, über den Ausgleich aller Dauerstreben hinweg, als jenes „Einwerben“ erscheint, das im Gebilde gut und böses Wetter macht. Aber trotzdem in diesem Fall auch der Hergang des Werbens einspielt, wird davon immer nur die besondere Art des Ausgleiches berührt. Für den Hergang des Haushaltens ändert sich nichts, weil es auf den besonderen Zweckgehalt der Dauerstreben gar nicht ankommt. Es tritt der „Erwerbszweck“ auf's Haar so in Wettbewerb mit allen übrigen, wie es etwa der „Wohnzweck“, oder irgend ein anderer „Zweck“ thut. Nach wie vor bleibt das Haushalten die eigentümliche Oberstufe des Wertens; denn im Grundsatz ändert sich nicht das Mindeste.

Wohl in der Thatsache aber kann etwas platzgreifen, das uns auf jene dritte Formel verweist. Ich schalte den Hinweis ein, dass jederzeit eines der Dauerstreben, die vom Ausgleich umklammert sind, den Anlass zum Sprossen eines Tochtergebildes geben kann; ein Gebilde, das trotz seiner eigenen Gliederung noch in jener des ursprünglichen Gebildes eingehängt bleibt; im rollenden Kreise rotiert dann ein kleinerer irgendwie mit. Damit ist nur eine der mancherlei Verwicklungen gestreift, denen ich hier nicht nachgehen kann. Auch jenes Tochtergebilde ist dann für sich erfassbar; einmal als eine Gesellung, mit der zugleich irgend eine Personation in Kraft steht, und das andere Mal als Haushalt für sich. Es wird ihm auch seine eigene „technische Formel“ entsprechen. Diese kann recht einfach sein, wenn es nur ein einzelnes Dauerstreben war, über dem das Gebilde als Schössling des Muttergebildes aufgewachsen ist. Unsere Alltagskenntnis käme selbst für diese „technischen Formeln“ nicht mehr nach. Ganz anders aber, wenn es der „Erwerbszweck“

ist, als Gehalt des Dauerstrebens, über dem sich das Tochtergebilde ausgestaltet hat. Auch Dieses ist dann für seinen eigenen Teil als Gesellung, und es ist als Haushalt erfassbar; es wird auch einer „technischen Formel“ gehorchen, die von einem zum anderen Falle wechselt. Daneben erfreut sich das Gebilde jedoch einer Gliederung, die an seiner Grundlage mitbaut, und die in allen Fällen die gleiche ist; denn sie hängt an der Eigenart des Strebens, das für die Abschnürung massgebend war.

Ein Dauerstreben, das den „Erwerbszweck“ zum Gehalt hat, erweist sich stets in einer eigentümlichen Weise als ein doppeltes. Wie jedes andere, ist es zunächst auf einen Erfolg gerichtet, der schon für seinen eigenen Teil erfüllt sein will. Die Art, wie das Dauerstreben zu diesem Erfolg hinführt, prägt sich in der „technischen Formel“ aus. Dieser „technische Erfolg“ ist aber gleichsam nur die Staffel, von der aus das Dauerstreben erst nach dem „Erwerb“ langt. Dem „technischen Erfolg“ ist kein „Zweck“ vorgelagert, der sich selber genügt; seine Verfolgung erscheint nur als jener „Weg zum Erwerbszweck“, der das Handeln in Andauer am „Erwerbe“ ausmünden lässt, wenn es ihn richtig beschreitet. Diese Unterordnung des einen „Zweckes“, sagen wir des „technischen“, unter den „Erwerbszweck“ ist nun etwas, das bei allem Wechsel des ersteren, und daher bei aller Buntheit der „technischen Formel“, verharret. In dieser Richtung lässt sich also über die Allbedungenheit, die einem solchen Tochtergebilde im Herzen steht, noch ein drittes Wort sprechen. Neben dem Austrage zwischen Wiederkehr und Macht, und Wiederkehr und Not, kommt hier ein weiterer Austrag in Betracht. Jener, den das vorschauende Denken zwischen der Wiederkehr rechts, und jenem Sachverhalte links einleitet, an den das Wort „Geld“ gemahnt. Ein „Grundverhältnis“ darf man auch dahinter nicht suchen; ungleich weniger, als in der Richtung der Wiederkehr. Gesellen und Haushalten bleiben ja davon ganz unberührt; sie erhalten nur in bestimmten Grenzen eine Assistenz.

Jener Sachverhalt hat schon den Umschlag strebiger in seitliche Zusammenhänge bewirkt, auf den bei der Formel Werben angespielt wurde. Hier bringt er es zuwege, dass eine strebige Gliederung im Handeln, der nur eine „technische Formel“ gerecht wird, nebenbei zu einer Gliederung umschlägt, die eine dritte höhere Formel gestalten lässt. Diese Formel Y sagt jenen Hergang aus, bei dem aus dem Dauerstreben, alle ausgleichs-verwandten Dauerstreben erfüllbarer zu machen, ein Handeln erfliessen, das

kraft der Unterordnung des „technischen“ unter den „Erwerbszweck“ von einer Gliederung ist, die eine Gewähr für seine erfüllende Andauer bietet“).

Wie sich das Haushalten zum Werten stellt, so der Hergang Y zum Werben. Ein Zusammenhalt im Zuständlichen ist dort im gleichen Geiste vorhanden, wie mit dem Werben ein Zusammenhang unter den Handlungen. Diese dritte höhere Formel ist den zwei anderen nicht ebenbürtig. Sie bedeutet den ergänzenden Schlüssel nur für eine besondere Art der Zuständlichen Gebilde. Nun tragen die Gebilde, die uns ganz besonders aus dieser dritten Formel verständlich sind, den Namen „Unternehmung“. Ein Ausdruck, der weit über diesen Namendienst hinaus beschäftigt ist. Immerhin hält es sich im Ritus dieser ganzen Taufen, wenn ich für dieses X den Ausdruck **Unternehmen** als Namen der letzten Formel wähle. Die „Unternehmung“ aber lässt sich nur der „Haushaltung“, oder der „Gemeinde“, oder dem „Staate“ zur Seite stellen; sie versinnlicht eine unter den zahllosen Familien, in die sich das Volk der Zuständlichen Gebilde schon für das urwüchsige Denken zu teilen scheint. Scheidungen, die von Haus aus keine scharfen sind, wie es einmal in der Welt des Handels nicht anders ist; da geht mehr oder minder Alles mit fliessenden Grenzen in einander über. Die „Unternehmung“ selber tritt etwas aus der Reihe heraus; oder besser gesagt, die Gebilde, die sich so nennen liessen, weil sie der Formel Unternehmen zu ihrem rechten Verständnis bedürfen. Nur diese Art Gebilde lässt das Ge-

1) Ich betone hier die Erfüllung, weil das Gebilde an den „Erwerbszweck“ gebunden erscheint; da ist keine Verschiebung, keine Unterdrückung von Streben möglich, wie es der Hergang des Gesells, auch der des Haushaltens, mit sich bringen muss. Das „Abhängig-Variable“ stellt im Gebilde die strebige Gliederung, und der „technische Zweck“ selber dar; mit schiessen auch bei diesem Hergange die Beziehungen viel zu dicht durcheinander, um dies nicht in sehr verständigem Sinne zu meinen. Der „Erwerbszweck“ ist selber ein Abhängiges; da macht sich die Einhängung des Tochter- in die Gliederung des Muttergebildes geltend. Soweit der Ausgleich im Muttergebilde im Sinne der „Lebenshaltung“ vor Anker liegt, was abermals nur bedingt gilt, stellt er den einen unter mehreren Polen vor, die einem ganzen Systeme zum Ausgang werden; jenem Systeme seitlichen Zusammenhanges im Handeln, das sich zum Beispiel in der „Preisbewegung“ spiegelt. In stetem Bezüge auf die Formel X liesse sich der Sinn dieses Systemes einseitig als das „Behaupten der einkömmlichen Preisabstände“ andeuten. Dieses System haftet in der verschiedensten Weise an dem Gleichgewichte und dem Ausgleich innerhalb von Gebilden, die in bunterster Eingliederung und Angliederung fortbestehen. Ihre schildernde Auflösung kann da allein nach allen Richtungen Erkenntnis bringen. Dies nur als eine oberflächliche Andeutung, wie man an der Hand dieser schlichten Formeln auch in Bereiche eindringen kann, die unter dem Wortnebel im Schatten der Mystik ruhen.

heimnis ihrer Gliederung erst mit einem dritten Worte ausplaudern. Für Gesellung und Haushalt jedoch ist die „Unternehmung“ keineswegs das Dritte; sie ist für ihren eigenen Teil sowohl als Gesellung, wie als Haushalt erfassbar, je nachdem sie von der Macht oder von der Not her beschaut wird.

Es liegt im Wesen der Formel Unternehmen, dass sie nur als Schlüssel für Tochtergebilde dienen kann. Nur für Gebilde also, die nicht bloss in jenem thatsächlichen Sinne mit anderen in Verbindung stehen, der für alle Höchstgebilde der Schicksalswelt zutrifft: bald in der Art eines Anschlusses, bald in der Art eines Einschlusses. Dieser Einschluss gilt für die Sippe der „Unternehmungen“ ganz wesentlich. Es kann aber das Verhältnis des Tochter- zum Muttergebilde ein höchst verschiedenes sein. Da gelten fließende Uebergänge; zwischen einer Lage, bei der über dem „Erwerbszwecke“ einer Haushaltung kaum erst ein Tochtergebilde erwachsen ist, bis zu jener Lage, die es umgekehrt schwer macht, die Eingliederung als bestehend zu erkennen. Jener erste Fall klingt zum Beispiel mit der biedereren Wendung „Haus und Hof“ an. Auf der anderen Seite verhält den Mangel an Selbständigkeit, der aller „Unternehmung“ im Wesen liegt, besonders der Umstand, dass ein Verhältnis zugleich zu einer Mehrheit von Muttergebilden vorliegen kann, und obendrein als ein bewegliches: „Aktienunternehmen“ ¹⁾.

Die Formeln Gesellen und Haushalten sind für das Alltagsleben aller Zeiten die Schlüssel. Sie stehen im wesentlichsten Sinne ausser Entwicklung, gehören zum eisernen Inventar des Handelns. Die Formel Unternehmen dagegen ist im Kreise ihrer Voraussetzungen von der Entwicklung emporgetragen worden. Es prägt sich eine allgemeinste Entwicklung des Alltags darin aus, ob diese

¹⁾ Hier besonders spielt auch die „Rechtsordnung“ ein, die aber im Grundsätzlichen nichts entscheidet. Die Formel Unternehmen kommt nicht erst dort zu Ehren, wo das Recht einen solchen Ableger als Zuständliches Gebilde gleichsam verbrieft. So innig das Recht mit dem Geschehen und seinem Um und Auf verflochten bleibt, im Grundsätze erscheint es doch nur als geschoben. Auch im Einzelnen zaubert es diese Gebilde nicht hervor; es lenkt nur die schöpferische Hand des Geschehens. Selbst dem Geschehen, hinter dem das lebendige Denken steht, kann nichts auf der flachen Hand wachsen. Es ist an seine Determinanten gekettet, vermag aber die Schöpfung zum Teil bei diesen zu beginnen. Es ist auch im anderen Sinne nie ganz freischöpferisch; aber gerade die „Nachahmung“ sichert der Welt des Handelns ihre ganz andere „Ontogenie“; der Stammbaum der Gebilde läuft nur in der Thatsache über diese selber hin; im Grundsätze über ihre Begriffe.

Formel mehr oder minder als ein brauchbarer Schlüssel erscheint. Für den Alltag unserer Zeiten gilt da zweifellos ein Anschwellen. Die Tochtergebilde gehen immer mehr auf eigenen Füßen, und mit steigend dröhnenden Schritten¹⁾.

Noch ein Blick auf das persönliche Gebahren, das unter den Hergängen des Gesellens, Haushaltens und Unternehmens rege ist. Da lässt sich nicht viel mehr erbringen, als ein Hinweis auf die buntschillernde Fülle dieses Gebahrens. Man kann ja im Allgemeinen von einer Kunstlehre des Handelns reden; aber hinter diesen Formeln lebt und webt genügend viel, um eine ganze Reihe der Kunstlehren für sich zu begründen. Sie liegen auch zahlreich vor; nur dass ihnen Einheit und Abrundung fehlt. Es steht zum Beispiel hinter der einzigen Formel Gesellen so gut wie alle Politik. Die Formel Unternehmen wieder hält sich mittelbar die ganze Technologie —

1) Man könnte sich fragen, ob die Formel Unternehmen das notwendige und ausschliessende Dritte für die beiden Urformeln bedeute. Ich beziehe mich offenbar nicht auf das blosse Abgehen von der „Privatunternehmung“ oder sonst auf einen noch so einschneidenden Wandel in der „Unternehmungsform“, selbst ein Wechsel in der Voraussetzung für diese Formel — „Bachgeld“ — kommt jener Frage nicht mehr nach. Sie zielt darauf ab, dass es vielleicht nur an Bedingungen hängen kann, ob nicht ein künftiger Alltag noch ganz anderen Arten der Gliederung gewachsen sein wird. In Frage stünde die Möglichkeit eines wesentlichen Fortschrittes im Generalbass unseres Handelns.

Welche Bewandnis es mit einem solchen Fortschritt hätte, lässt sich in einer anderen Richtung verbildlichen: im Glanzbereiche des „in sich gekehrten Handelns“, in der Mathematik. Da ist worttreies Denken geschäftig, allen Möglichkeiten seiner Bewegung nachzugehen. Die kürzesten Wege, die es dabei anspart, kommen unter einer gewissen Voraussetzung auch allem anderen Denken zugute. Die Voraussetzung ist das Ausgehen von „Einheiten“, von bedingt Zusammenhänglosem; daher wird das Ueberdenken der Erscheinungsalldinge stets nur durch Mathematik selig, sei es auch nur im Wege der Umdichtung. Und in diesem Bereiche wäre nun das lehrreiche Gleichnis mit der „Erfindung“ der Infinitesimalrechnung geboten; da kamen brachliegende Möglichkeiten der Denkbewegung erst an die Reihe, ausgenützt zu werden. Das ergab nun einen Fortschritt, der selbst dem Laien als ein wesentlicher einleuchten muss.

Einen Fortschritt, rein theoretisch betrachtet, stellt eigentlich schon die Formel Unternehmen vor. Sie kann den Urformeln kein Jota rauben, genau so wenig, als jener mathematische Fortschritt dem Vorhandenen Abbruch gethan hat. Die Frage lautet also gleichsam, ob die Formel Unternehmen der einzigmögliche, oder nur schlecht und recht ein Fortschritt sei. Diese Frage könnte man nur im Wege von Erwägungen wirklich beantworten, für die uns eigentlich noch Alles fehlt. Vorläufig hat sie ihre bescheiden „regulative“ Bedeutung, und ist die ganze Neugier recht platonisch. Der Weg zum Anblick nach dem Unbekannten führt sicher nur über die Erkenntnis des Bekannten, also des Alltags der verklungenen und klingenden Zeiten. Das Buch der Zukunft unseres Handelns kann leicht in einer unbekannten Sprache geschrieben sein; aber selbst dies erfahren wir erst, sobald wir die elementarste Voraussetzung im Trocknen hätten: das Abo!

im hergebracht engeren Sinne — zu ihren Diensten, geradeaus aber die „Betriebslehren“ aller Spielarten. Nach der Kunstlehre, die im Engeren der Formel Haushalten antwortet, darf man nicht dorthin aussehen, wo das ihr entsprechende Gebahren die erste Geige spielt. Es war vielmehr der Sorge für die „Unternehmung“ vorbehalten, diese Kunstlehre auszubauen; sie gipfelt am Deutlichsten in der „doppelten Buchführung“, obwohl da zugleich der Formel Unternehmen geachtet wird. Die „Haushaltung“ selbst jedoch erinnert an den Satz vom Schuhmacher, der die schlechtesten Schuhe trägt. Im Rahmen der Haushaltung ist der Ausgleich unter den Dauerstreben auch sehr erleichtert. Da steht überall die alte Gouvernante, die Sitte hinter uns. Es bleibt da mehr nur in's Feine zu arbeiten, was im Sinne der „Lebenshaltung“ im Rohen feststeht. Kraft des nämlichen Sachverhaltes, durch den zur anderen Hand die „Unternehmung“ ermöglicht ist, spielt sich jener Ausgleich, praktisch gesehen, als eine Aufteilung ab. Vom Erwerben, oder ausgesprochen vom Tochtergebilde der „Unternehmung“ her, füllt sich gleichsam das Reservoir, von dem aus alle Dauerstreben mehr oder minder stetig gespeist werden. Hier gehen dann auch die Geschlechter ihren eigenen Weg. Der Mann führt im Sinne des „Bernufes“ oder „Geschäftes“ den Kampf um den Erwerb. Die Frau aber bringt die Formel Haushalten zu Ehren. Ihr ist das „Schlüsselrecht“ zugebilligt; um sie drängen sich ja die hungrigen Mäulchen, bei denen alle Aufteilung beginnt.

Die Lösung unseres Problems läge nun vor; nur als ein roher Versuch. Wenn ich Dies nochmals betone, will ich nicht um Nachsicht werben. Fühlbar genug war der Rahmen zu eng, um jener Sache überallhin auf der Spur zu bleiben, für die unser Problem nur als Sturmhock diente. Wie sich über die Mängel seiner Lösung das Problem hinaushebt, so reckt sich über dieses noch die Forderung empor, von Problemen auszugehen, statt von Worten. Eine Forderung, die für unsere Wissenschaft wie für keine zweite herrisch ist. Gerade für sie, bei der aus zwingendsten Gründen das Wort im Anfang stehen musste. Gerade für sie, bei der es am Wenigsten so bleiben dürfte. Solange ihr Denken am Gängelband der Worte ist, steht ihre Denkweise im Banne der urwüchsigen; es hält sie der Geist des Handelns umfängen, ihres eigensten Stoffes. Ueber

Diesen fehlt ihr die volle Herrschaft, die zu erringen nur Eines verbürgt: Freiheit vom Wort! ¹⁾

Das Problem habe ich zu lösen versucht, um die Probe auf ein bestimmtes Vorgehen zu thun. Dieses Vorgehen soll der Gesamtheit fruchten, aus der unser Problem nur ein einzelnes Glied vorstellt. Diese ganzen Probleme wollen auf jenem Wege in Einheit gelöst sein. Eine Aufgabe, die nicht in das eigentliche Arbeitsgebiet der Nationalökonomie fällt, und doch zu ihr gehört. Die Arbeit, die hier zu leisten ist, bedeutet vom Standpunkte der Nationalökonomie nur ein Rüsten zur Arbeit. Denn in dieser Wissenschaft gilt es, Erlebtem nachzuleben: Forschung in Thatsachen. Jene Aufgabe jedoch verweist im engeren Sinne auf Theorie. Eine Theorie, die sich auf den Boden der Gemeinen Erfahrung stellt, selber der Thatsachen entraten kann, dem Forschen in Thatsachen aber die Wege ebnen will: Theorie vor den Thatsachen. Im Grundsätze müsste sie ihr Werk erfüllt haben, ehe man dort anfangen könnte. An diesen Gang ist aber die Wissenschaft nicht gebunden. Für den Erfolg jener Theorie liegt ein taugliches Surrogat vor. Zur einen Seite ist es mit der ungeläuterten Alltagskenntnis gegeben. Zur anderen Seite verbindet es sich mit dem unbefangenen Gebrauch jener Worte, die es wohl schlecht entgelten, wenn man ernstlich „Grundbegriffe“ hinter ihnen sucht, während sie gute Dienste thun als die rohen, aber handlichen Werkzeuge der Forschung: Grund-

1) Es gilt auch ganz im Allgemeinen, dass man anführen soll, stets nur um die Ecke des Wortes nach Erkenntnis zu spielen. Im einzelnen Fall mag das Ergebnis ein noch so erfreuliches sein, kommt es in schwächere Hände, wird doch wieder nur Wörterei daraus. Und mit jedem Worte, dem sich unser Denken beugt, lasten Vorurteile auf ihm. Ungewusste Voraussetzungen schleichen sich ein, die alleinig das Starre sind, während nur sie ~~haben~~ die Gedanken unbefangt walten. Wenn es nicht Hochtrab auf einer ach so lahmgerittenen Wendung wäre, man könnte wahrhaftig sagen: Des offenen Dogma's sind wir glücklich los, aber das Dogmatische ist uns geblieben. Verhüllt hinter den auserlesenen Worten, nach deren Pfeife alle Theorie tanzt.

Seinen lebendigen Inhalt hat unser Denken gefunden: dafür sind wir in der Schuld der Forschung. So möge auch das theoretische Denken nach dem Geheisse dieses Inhaltes sich bewegen. Auch da soll nicht mehr Selbstzweck sein, weder im Sinne des Schlüsselwortes, noch des Leitwortes, was doch nur ein armselig Mittel zum Zweck ist. Betäubend genug, das wir auf das Wort angewiesen bleiben, weil uns eleganter Mittel der Gedankenbewegung versagt sind; auf viel zu unabsehbare Zeit hinaus, um auch dorthin anzublicken. Immerhin, sie sind nicht mehr zum Spielen da, zum fortwährenden An- und Ausziehen, Lösen und Verschnüren der Riemen, sondern doch schon zum Gehen, diese lästigen Kinderschuhe unseres Denkens, die Worte.

worte. Mit ihnen ist die Forschung inzwischen versorgt, und jene Theorie findet Zeit, in Ruhe und Frieden auszureifen.

In Ruhe, weil ihr im Geiste jenes Vorgehens der Wahn erspart bleibt, dass sie für den Wortgebrauch der Forschung verantwortlich sei. Da sie die Worte seitab liegen lässt, mit denen die Forschung arbeitet, benruhigt sie diese nicht. Sie hofmeistert sie nicht im Gebrauche ihrer Werkzeuge; und so bleibt es ihr erspart, die Ohnmacht solcher Bemühung zu empfinden. Und wieder im Geiste jenes Vorgehens ist ihre eigene Arbeit eine friedliche. Gewiss gilt es da Aufgaben, die niemals auf den ersten Anlauf zu lösen wären. Es gilt ja ein Werk der Einkehr in das, was uns Allen geistiger Gemeinbesitz ist. Da kann der Einzelne nie das endgiltig letzte Wort sprechen. Nirgends mehr als hier bedarf es der Mitarbeit, und der nachprüfenden, läuternden Kritik. Aber sobald Streit nur im Zeichen des Problems geführt wird, ist es Sachstreit, der sofort erspriesslich wirkt, und am letzten Ende zur Eintracht führen muss. Wortstreit, diese Geissel der Wissenschaft, bleibt da im Wesen ausgeschlossen.

Forschung und Theorie marschieren dann getrennt, um zur rechten Stunde vereint zu schlagen. Die Fühlung mit einander können sie nie verlieren. Mit der Theorie klärt sich jene Alltagskenntnis ab, von der alles Forschen in Thatsachen zehren muss. Die Theorie fruchtet also dem Forschen bereits dann, wenn der Arbeit an den Thatsachen immer noch die rohen Werkzeuge dienen. Diese hilfreichen Worte wird die Theorie der Forschung niemals aus der Hand reissen; in solcher Weise bricht die rechte Stunde nicht herein. Sie winkt überhaupt nur aus einer fernen Zukunft. Sie wird mit der Eintracht da sein, die aus dem Sachstreit erblühen muss. Diese Theorie kehrt ja in das Denken ein, das sich im Handeln auslebt; so macht sie im Erfolge den Satz wahr, dass alles, was mit dem Handeln gegeben ist, in der vollen Gewalt unseres Denkens sei. Ueber die Weise, in der unser Denken in das Handeln eingreift, müssen sich Definitionen abklären, die das Handeln im lebendigen Kern erfassen; ungleich tiefer, als wir im Handeln selber das Handeln erfassen, was ja stets nur seinem Vollzuge zuliebe, nie seiner Erkenntnis halber geschieht. Mit jener Gewalt lebendiger Wahrheit zu definieren, das mag unsern Enkeln vorbehalten sein. Aber sei es noch so allmählich, ebenso gewiss leitet jene Theorie zur vollendeten Art hin, über das Handeln zu sprechen. Und diesen Vorteil wird auch der Forscher in Thatsachen sich nicht entgehen lassen. Ebenso allmählich, als der Umwechsel in der Art des Sprechens mög-

lich wird, wird er auch eintreten. Man legt die rohen Werkzeuge gern beiseite, wenn schärfere zur Hand sind. Im Aeusseren mag es wie immer ein Umtausch von Worten sein, jedenfalls ist dann die Wissenschaft, die sich mit Grundworten bescheiden musste, zur Klarheit über ihre Grundbegriffe gekommen. Der Sinn aber, wie Theorie und Forschung dann vereint geschlagen haben, ist eins mit dem Erfolge in jenem Streben, von dem die Theorie beseelt war: die Emancipation des nationalökonomischen vom urwüchsigen Denken — volle Herrschaft über den Stoff!

Die Wege, die solche Theorie klarbewusst zu wandeln hätte, sind durchaus nicht unbegangen. Im thatsächlichen Erfolg ist gar Vieles geschehen; man darf dies anerkennen, und deshalb bleibt dennoch die Art, wie sich die nationalökonomische Theorie mit ihrer Pflicht abfindet, der Kritik vorbehalten. Besonders jener Richtung, die man als die Oesterreichische Schule zu bezeichnen pflegt, wird man die Anerkennung zollen müssen, dass sie in verdienstvoller Entschiedenheit jene Pfade begeht. Sie vor Allem richtet den Blick klar auf das Handeln; am Meisten noch in ihr arbeitet sich der Drang empor, Probleme für Worte zu setzen. In diesem wesentlichen Sinne ist auch sie in Föhlung mit der Forschung in Thatsachen. Das gilt, trotz des so heftig geföhrten Kampfes; der kein Wortstreit war, und den trotzdem das Wort vergiftet hat. Nie wirkt die Macht des Wortes so heimtöckisch auf uns, wie dort, wo unsere grundsätzlichen Anschauungen sich in Worte kleiden. Das Wort ist es stets, das die Menschen verhetzt, weit über den Zwiespalt in der Sache hinaus. Wer den Frieden will, muss diesem Aufreizer den Krieg erklären.

Wo das Wort entzweit, muss der Geist versöhnen. Wie ein Friedensruf klingt auch in diesen Streit ein Satz hinein, der so recht als Wahlspruch unserer Wissenschaft gelten darf. Er ist in jenem einzigen Gedicht enthalten, das auch aller Erkenntnis das Hohe Lied gesungen hat; nicht jubelnd, sondern herb und zerrissen, aber nur umso gewaltiger. Am Gewaltigsten vielleicht mit jenem Satze, der vor Wort und Sinn und Kraft getrost die That stellt.

Es will zwar anmassend scheinen, wenn eine einzelne Wissenschaft nach diesem Satze greift; er verweist ja auf den Urquell unserer Erkenntnis, und zugleich auf jene Grenze, an die immer wieder die Metaphysik hingelangt, wenn sie alle anderen Grenzen überschritten hat. Ueber dem unsterblichen Gedanken, den jener Satz kündet,

wiegen sich auch die Träume, denen in der innersten Menschennatur ihr Recht gewahrt bleibt. Jene Träume, die in ihrer hehren Reinheit nur im wortverächterischen Gleichnis Ausdruck finden, und niemals wortselig sind; selig nur des wahrhaft Schöpferischen, der That.

Dennoch, am Ehesten darf unsere Wissenschaft jenen Satz in Anspruch nehmen. Auch sie blickt aus nach der Gottheit lebendigem Kleide, sucht warmes Leben, sucht Menschenschicksal. Und wie keine zweite, schlägt diese Wissenschaft das Wort in Fesseln. Der aber jenen Satz gesprochen hat, das war der Welt des Handelns und Erduldens höchstgeborenes Kind; vor dessen wunderbarem Auge sich das Leben und sein Schicksalszug erschlossen, wie vor keinem anderen. Das war der Dichter zugleich, der das Wort gehasst, wie Keiner. Er, der aus königlicher Gewalt des Geistes unser Deutsch geadelt hat; er, der noch aus dem Klang der Worte süssesten Zauber schuf.

So hat wahrhaftig die Wissenschaft des Alltäglichen ein lauterer Anrecht auf den Wahlspruch, den einigenden und befreienden:

Im Anfang war die That!

